

Alexandra Rau  
*Das Affektregime  
weiblicher  
Altersarmut*  
Zur subjektiven  
Verarbeitung von  
Prekarität



## Das Affektregime weiblicher Altersarmut

# Arbeit und Alltag

Beiträge zur ethnographischen Arbeitskulturenforschung  
Schriftenreihe der Kommission Arbeitskulturen  
in der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft

Herausgegeben von Irene Götz, Gertraud Koch,  
Klaus Schönberger und Manfred Seifert

Band 25

*Alexandra Rau*, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Alexandra Rau

# Das Affektregime weiblicher Altersarmut

Zur subjektiven Verarbeitung von Prekarität

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

Die vorliegende Arbeit wurde im Juni 2022 von der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades *Doctor philosophiae* (Dr. phil.) angenommen.

Gutachter\*innen: Prof. Dr. Irene Götz, Prof. Dr. Stephan Lessenich.

Die Publikation wurde gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Die Forschung entstand im Rahmen des DFG-Forschungsprojekts *Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter* (2015 – 2019).

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz »Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International« (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Verwertung, die den Rahmen der CC BY-SA 4.0 Lizenz überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



ISBN 978-3-593-51751-3 Print

ISBN 978-3-593-45465-8 E-Book (PDF)

DOI 10.12907/978-3-593-45465-8

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

© 2025 Alexandra Rau. Publikation: Campus Verlag in der Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG  
Werderstr. 10, 69469 Weinheim, [info@campus.de](mailto:info@campus.de).

Umschlaggestaltung: Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG

Umschlagmotiv: © Carina Müller

Satz: le-tex xerif

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag (ID 15985-2104-1001).

Printed in Germany

[www.campus.de](http://www.campus.de)

# Inhalt

|  |    |
|--|----|
| 1. Altersarmut – Ein weibliches Phänomen?!   | 11 |
| 1.1 Ein Feld stellt sich vor   | 11 |
| 1.2 Empirische Befunde   | 13 |
| 1.3 Der prekäre Ruhestand  | 15 |
| 1.4 Ziel der Forschung   | 17 |
| 2. Hintergründe, Verortungen, Heuristik  | 21 |
| 2.1 Die Institutionalisierung geschlechtsspezifischer Armutsrisiken<br>– Ein historischer Abriss                 | 21 |
| 2.1.1 Von der Geburt des Alters in der Moderne und seiner<br>sozialen Absicherung                                | 21 |
| 2.1.2 Die »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« und das<br>System abhängiger Alterssicherung                 | 24 |
| 2.1.3 Gegenwärtige Verschränkungen von Alter(n) und<br>Geschlecht aus prekarisierungstheoretischer Perspektive   | 26 |
| 2.2 Weibliche Altersarmut: Wissenschaftstheoretische Verortungen<br>und Forschungsstand                          | 29 |
| 2.2.1 Arbeit als Ursache und Folge weiblicher Altersarmut – Zu<br>den Implikationen eines weiten Arbeitsbegriffs | 29 |
| 2.2.2 Von relativer Armut zur Prekarität im<br>Lebenszusammenhang: Eine begriffspolitische<br>Entscheidung       | 35 |
| 2.2.3 Altersarmut von Frauen: »Ein lange vernachlässigtes<br>Problem«  | 44 |
| 2.3 Das Affektregime und die subjektive Verarbeitung von<br>Prekarität   | 50 |

|       |  |     |
|-------|--|-----|
| 2.3.1 | Marginalisierte Forschungsfelder, Subjektperspektive und Praxisbezug, oder: Eine imaginäre Begegnung zwischen Pierre Bourdieu und Simone de Beauvoir . . . . . | 50  |
| 2.3.2 | Die »Logik der Praxis« und das Unterschätzen von Affekten – Analysen im Spannungsfeld von Struktur – Subjekt – Handlung . . . . .                              | 58  |
| 2.3.3 | Affekte zwischen Machtverhältnissen und Handlungsmacht – Zur politischen Dimension alltäglicher Gefühle . . . . .  | 64  |
| 2.3.4 | Praxistheorie und Affektregime: Bourdieu meets <i>Affect Studies</i> meets weibliche Altersarmut . . . . .   | 74  |
| 3.    | Forschungsprozess . . . . .  | 79  |
| 3.1   | Methodologie und Forschungsdesign . . . . .  | 79  |
| 3.1.1 | »Das Elend der Welt« als methodologische Anleitung für eine verstehende und engagierte Wissenschaft – Forschungsethische Standpunkte . . . . .                 | 79  |
| 3.1.2 | Wider die biografische Illusion: Zur Biografie als Forschungsperspektive . . . . .   | 87  |
| 3.1.3 | Weibliche Altersarmut erforschen: Die methodische Herangehensweise . . . . .   | 94  |
| 3.2   | Sprechen über Unsagbares – Methodische Überlegungen zum Erforschen schwieriger Themenfelder . . . . .  | 98  |
| 3.2.1 | Armut und Alter – Zur Verquickung zweier gesellschaftlicher Tabus . . . . .  | 98  |
| 3.2.2 | Vertrauen als Voraussetzung sich anzuvertrauen . . . . .   | 103 |
| 3.2.3 | Die Tandem-Interviewführung als Balancetechnik zwischen Nähe und Distanz . . . . .   | 105 |
| 3.2.4 | Verstehensansatz und Lernprozess als nachhaltiger Feldzugang . . . . .   | 107 |
| 3.2.5 | Leerstellen – Über Unsagbares und zurückbleibende Unsichtbarkeiten . . . . .   | 111 |
| 3.2.6 | Wenn die Stimme versagt: Ethnografisches Schreiben als Lösungsansatz im Umgang mit Unaussprechlichem . . . . .   | 115 |
| 3.3   | Material und Verschriftlichung . . . . .   | 120 |
| 3.3.1 | Der Datenkorpus als »selbstbewusste soziale Fiktion« – Zur Datenaufbereitung . . . . .   | 120 |

|       |  |     |
|-------|--|-----|
| 3.3.2 | Kodieren und Auswerten – Zwischen rekonstruktiver Fallanalyse und fallübergreifenden Thesen .....                      | 123 |
| 3.3.3 | Das ethnografische Porträt: Eine analysegeleitete Schreibpraxis in dramaturgischem Format .....                        | 126 |
| 4.    | Differenzen .....  | 131 |
| 4.1   | Minderwertigkeitsgefühl und Einsamkeit .....   | 131 |
| 4.1.1 | »Und somit ist der Traum geplatzt. Und das heißt, mindestens lebenslänglich verkaufen« – Ethnografisches Porträt ..... | 131 |
| 4.1.2 | Weibliche Selbstverhandlungen an der Grenze der Anerkennung .....  | 138 |
| 4.1.3 | Subjektive Arbeitsmoral und soziale Missachtung: Das entwertete Subjekt .....  | 142 |
| 4.1.4 | Abgrenzung und Distinktion: Ressentiments und »die Anderen« .....  | 149 |
| 4.1.5 | Praktiken des Selbstschutzes: Einsamkeit und Selbstisolation .....   | 156 |
| 4.2   | Kränkung, Zufriedenheit und Zuversicht .....   | 163 |
| 4.2.1 | Prekär? »Ich bin rundum zufrieden« – Ethnografisches Porträt .....   | 163 |
| 4.2.2 | Weibliche Selbstverhandlungen vor dem Hintergrund abwertender Armutzuschreibungen .....                                | 170 |
| 4.2.3 | Selbst- versus Fremdbild – Das gekränkte Subjekt und seine Abwehrstrategien .....                                      | 172 |
| 4.2.4 | Sozialkapital als Quelle der Anerkennung .....   | 178 |
| 4.2.5 | Vertrauen in bedingungslose Freundschaftsdienste – Zur affektiven Dimension sozialer Netzwerke .....                   | 183 |
| 4.3   | Prekärer Ruhestand, Differenzierungen und gesellschaftliche Spaltungstendenzen .....                                   | 186 |
| 5.    | Schweigsamkeiten .....   | 191 |
| 5.1   | Sorgen, Mutterliebe und Melancholie .....  | 191 |
| 5.1.1 | »Und das ist mein Horror: Wenn meine Kinder für mich bezahlen« – Ethnografisches Porträt .....                         | 191 |
| 5.1.2 | Mütterlichkeit im Spannungsfeld gesellschaftlicher Sorgefigurationen .....   | 197 |
| 5.1.3 | Selbstaufgabe, Fürsorge und Liebesdienst .....   | 200 |

|       |  |     |
|-------|--|-----|
| 5.1.4 | Zur Umdeutung der mütterlichen Gabe – Familiäre Tauschlogiken unter prekären Bedingungen .....   | 205 |
| 5.1.5 | Handlungs(ohn)macht zwischen Melancholie, Zukunftsnegation und Kindeswohl .....  | 212 |
| 5.1.6 | Das Schweigen der Mütter .....   | 220 |
| 5.2   | Scham und Schuldgefühle .....  | 222 |
| 5.2.1 | »Ich habe lange gedacht: Ich sage es keinem Menschen, wie wenig ich kriege« – Ethnografisches Porträt .....                                | 222 |
| 5.2.2 | Weibliche Altersarmut zwischen öffentlichem Diskurs und privater Tabuisierung – Auf den Spuren eines widersprüchlichen Zusammenhangs ..... | 228 |
| 5.2.3 | Von kollektiven Kämpfen zum individualisierten Scheitern: Die affektiven Folgen der »List der Geschichte« .....                            | 230 |
| 5.2.4 | Ambivalenzen der Handlungsmacht – Schweigen als unterwerfende und ermächtigende Praxis .....   | 237 |
| 5.2.5 | Zur alltäglichen und gesellschaftlichen Dramatik der Scham .....   | 244 |
| 5.3   | »Warum das Prekariat schweigt« – Neuauflage einer alten Fragestellung .....  | 245 |
| 6.    | Verkörperungen .....   | 251 |
| 6.1   | Existenzielle Ängste und Hoffnung .....  | 251 |
| 6.1.1 | »Gott, was kommt jetzt daher? Was passiert mir alles?« – Ethnografisches Porträt .....   | 251 |
| 6.1.2 | Zur Feldspezifik von Körperlichkeit .....  | 258 |
| 6.1.3 | Körperliche Verunsicherung als verstetigter Affekt .....   | 261 |
| 6.1.4 | Der »ramponierte« Arbeitskörper als begrenzte Ressource – Erfahrungen von Altersdiskriminierung und Endlichkeit .....                      | 269 |
| 6.1.5 | Vorsorgestrategien und Körperimaginationen – Zur ökonomischen In-Wert-Setzung des altersarmen Körpers .....                                | 273 |
| 6.2   | Verlusterfahrung und Resilienz .....   | 277 |
| 6.2.1 | »Das hier ist eine große Änderung für mich. Aber jetzt muss ich zufrieden sein« – Ethnografisches Porträt .....                            | 277 |
| 6.2.2 | Der Ruhestand als verlorene Zukunftserwartung .....  | 285 |

---

|           |  |     |
|-----------|--|-----|
| 6.2.3     | Zwischen Ohnmachtsgefühl, Enttäuschung und Nostalgie<br>– Erinnerungsarbeit als Verlustbewältigungsstrategie ..  | 290 |
| 6.2.4     | Kleidung und Identität – der »getragene« Körper als<br>Medium der Erinnerung .....   | 299 |
| 6.2.5     | Ästhetische Ambivalenzen und die Verkörperung sozialer<br>Ungleichheit .....   | 308 |
| 6.3       | »Körper von Gewicht« – Zur verunmöglichten Verdrängung des<br>existenziellen Prekärseins .....   | 310 |
| 7.        | Fazit .....  | 317 |
| 7.1       | Das Affektregime weiblicher Altersarmut – Zentrale<br>Erkenntnisse im Spiegel der Prekarisierungsdebatte .....   | 317 |
| 7.2       | Selbstreferenzielle Affektarbeit – Eine konzeptionelle<br>Begriffsschärfung .....  | 328 |
| 7.3       | Hin zu einer Affektregimeforschung – Epistemologische und<br>methodologische Reflexionen .....   | 338 |
| 7.4       | Ein Feld schafft sich ab? – Nachdenken über die<br>identitätspolitische Kategorie der »altersarmen Frau« und die<br>Veränderung sozialer Ungleichheitsverhältnisse ..... | 344 |
| Literatur | .....  | 349 |
| Dank      | .....  | 373 |



# 1. Altersarmut – Ein weibliches Phänomen?!

## 1.1 Ein Feld stellt sich vor

April 2016. Irgendwo in München in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung. Im Wohnzimmer haben sich einige Frauen<sup>1</sup> versammelt. Sie sind um die 60 Jahre alt und treffen sich circa einmal im Monat, um sich informell über verschiedene Themen auszutauschen. Die Initiatorin stellt ihre Wohnung dafür zur Verfügung. Die Stimmung ist ausgelassen, im Hintergrund das Geräusch der Haustürklingel. Manche unterhalten sich in Grüppchen, andere beschaffen weitere Stühle aus der Küche, während die Neuankömmlinge begrüßt werden. Wieder läutet es an der Tür. Das große Ecksofa ist bereits besetzt, die Letzten nehmen auf den noch freien Stühlen und Hockern Platz. Langsam kehrt Ruhe ein. Die Veranstalterin räuspert sich und beginnt das heutige Thema vorzustellen: »Altersarmut von Frauen«. Sie habe nicht mit so vielen Interessierten gerechnet, erzählt sie. Normalerweise seien sie eine überschaubare Gruppe von fünf Personen. Heute sind 15 Frauen gekommen. Nachdem sie den Ablauf des Abends erklärt, folgt eine kurze Vorstellungsrunde.

Den Anfang macht Gisela Kachler<sup>2</sup>, ehemalige Stewardess, die ebenfalls in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung lebe. Ein Zimmer vermiete sie an eine Studentin unter – aus finanziellen Gründen. Nach der Geburt ihrer Tochter habe sie beruflich zurückgesteckt, sei mittlerweile geschieden und arbeite momentan als sogenannte »Leihoma«, um ihre Rente aufzustocken. Sie sei schockiert und empört über ihre kleine Rente und heute hier, um

---

1 »Frauen« wird im Folgenden als sozial konstruierte Kategorie verstanden, die sich kulturell und historisch wandelt, aber dennoch soziale Auswirkungen und Machtverhältnisse hervorbringt und damit eine realitätsmächtige Gruppierung darstellt.

2 Alle Namen sind anonymisiert.

gemeinsam über politische Lösungen nachzudenken. Einige Wochen später wird sie mich kontaktieren, um sich für ein Interview bereit zu erklären. Die nächste in der Reihe ist Anna Flick. Sie ist die Einzige auf der Veranstaltung, die sich noch nicht im Ruhestand befindet. Als Physiotherapeutin erhalte sie jedoch ein sehr geringes Gehalt und mache sich Sorgen um ihre Zukunft. Sie wolle sich über Altersarmut informieren, deswegen sei sie heute hier. Sie lacht viel, während sie von sich erzählt, als könne sie die Tatsache nur mehr weglächeln, dass sie mit ihrer schlecht bezahlten Vollzeitarbeit in einem typischen Frauenberuf später unweigerlich von Altersarmut betroffen sein werde. Es folgt Anette Wolf, ehemalige Krankenschwester, die sich als anspruchslos beschreibt, weder ein Auto besitze noch große Urlaubsreisen mache, da sie sich diese von ihrer Rente nicht leisten könne. Sie lebe alleine und habe in 26 Jahren zum Glück nur eine Mieterhöhung erhalten. Auch die geschiedene Karla Daube, die die Vorstellungsrunde weiterführt, bezeichnet sich als glücklich, da sie nach einer Umschulung zur Heilpädagogin als 40-Jährige auch jetzt im Rentenalter in ihrer eigenen Praxis noch weiterarbeiten könne, denn ihre 750-Euro-Rente reichten nicht zum Leben. Es folgt die seit vier Jahren verrentete Edith Lange, ehemalige Lehrerin und Therapeutin. Sie freut sich noch fit zu sein, um weiterhin an verschiedenen Schulen Englisch zu unterrichten, so sei auch sie auf den Zuverdienst angewiesen.

Was alle eint: Sie sind von Altersarmut betroffen oder in Sorge es eines Tages zu sein. Viele übten Tätigkeiten in feminisierten Berufen mit geringem Erwerbsarbeitslohn aus oder waren aufgrund der Kindererziehung oder der Pflege Älterer gar nicht mehr oder in Teilzeit beschäftigt. Ihre Renten sind klein und liegen oftmals unterhalb der Armutsgefährdungsschwelle, die im Jahr 2016 in München bei circa 1350 Euro lag. Diejenigen, die alleine leben und wirtschaften, sind vielfach darauf angewiesen weiterzuarbeiten, um ihre geringen Renten aufzustocken. Die Teilnehmerinnen der Veranstaltung sind enttäuscht und besorgt; bisweilen bezeichnen sie sich auch als glücklich, da gewisse Umstände wie eine geringe Miete, die körperliche Fitness oder ein gut situiertes Partner ihnen helfen, trotz kleiner Rente zu überleben. So betont die verheiratete Elena Schmidt-Lorenz während ihrer Vorstellung: »Wenn ich jetzt alleine wäre, so könnte ich nicht existieren«. Alles in allem handelt es sich um abhängige Alltagsarrangements – sei es von der Vermieterin, der eigenen Gesundheit oder dem Ehemann – und damit um unsichere, das heißt prekäre Lebenssituationen.

## 1.2 Empirische Befunde

Auch wenn die skizzierte Vorstellungsrunde nicht repräsentativ ist, so spiegeln die Aussagen der Teilnehmerinnen dennoch allgemeine empirische Befunde<sup>3</sup> wider. Mithilfe der Armutsrisikoquote<sup>4</sup> kann eine kontinuierliche Zunahme der Armutsgefährdung für die Gruppe der über 64-Jährigen in der Bundesrepublik Deutschland im Zeitraum von 2005 bis 2019<sup>5</sup> aufgezeigt sowie auf einen geschlechtsspezifischen Unterschied verwiesen werden: Frauen sind im Alter häufiger arm als Männer (Butterwegge und Hansen 2012, S. 111 f.; Vogel und Künemund 2018, S. 144 f.; Statistisches Bundesamt o.J.a). Im Jahr 2018<sup>6</sup> lagen die durchschnittlichen Altersrenten in Deutschland für Frauen mit ca. 647 Euro (West) und 962 Euro (Ost) deutlich unter denen der Männer, die 1.130 Euro (West) bzw. 1.226 Euro (Ost) betragen (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut o.J.a). Die höhere weibliche Bezugsquote von Leistungen der Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung bestätigt außerdem, dass Altersarmut insbesondere Frauen betrifft (Butterwegge und Hansen 2012, S. 113; Vogel und Künemund 2018, S. 146 f.). Studien weisen überdies auf eine hohe Dunkelziffer

---

3 Ich lehne mich in diesem Teil an Passagen aus Rau (2019a) an.

4 Zur Ermittlung relativer Armut ist die Armutsrisikoquote ein häufig genutzter Indikator, mit dem der Anteil derjenigen Haushalte gemessen wird, die laut EU-Vorgaben weniger als 60 Prozent des ortsabhängigen mittleren durchschnittlichen Einkommens, des sogenannten Nettoäquivalenzeinkommens, zur Verfügung haben (Butterwegge 2018, S. 14 f.). Armut, respektive Altersarmut, ist ein umkämpfter Begriff (Barlösius und Ludwig-Mayerhofer 2001; Butterwegge 2018, S. 23–29; kritisch Krämer 2000; Schneider 2015). Seine wissenschaftliche Konzeptualisierung (Ressourcenansatz, Lebensstandardansatz, Lebenslagenansatz, Ansatz an Verwirklichungschancen, Exklusionsansätze) und politische Normsetzung haben entscheidende Auswirkungen auf die Festlegung von Armutsindikatoren und Armutsgrenzen und damit auch auf gesellschaftliche Armutszuschreibungen sowie Formen der Armutsbekämpfung (Heitzmann 2002, S. 127; Mädje und Neusüß 1996, S. 209; Dittmann und Goebel 2018, S. 21 f.). Eine weitgehend in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft anerkannte Unterscheidung ist diejenige zwischen absoluter und relativer Armut (Butterwegge 2018, S. 8–13; Heitzmann 2002, S. 126; Sellach 2010, S. 473; Dittmann und Goebel 2018, S. 22 f.).

5 Der Haupterhebungszeitraum vorliegender Studie lag zwischen 2015 und 2019, weshalb sich auch die statistischen Daten auf diesen Zeitraum beziehen. In den Jahren 2021 – 2023 ist die Armutsgefährdungsquote bei Männern von 17,5 Prozent auf 15,7 Prozent, bei Frauen von 20,9 Prozent auf 20,6 Prozent leicht gesunken (Statistisches Bundesamt o.J.b).

6 Vgl. Fußnote 5. Auch im Jahr 2023 lagen die durchschnittlichen Rentenzahlungen bei Altersrenten in Deutschland bei Frauen mit ca. 830 Euro (West) und 1218 Euro (Ost) deutlich unter denen bei Männern (1332 Euro West/1416 Euro Ost) (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut o.J.b)

hin, da viele Frauen aufgrund von Scham, Unwissen oder Bescheidenheit ihren Anspruch auf Grundsicherung nicht geltend machen (Becker et al. 2005; Vogel und Künemund 2018, 146 f.; Götz 2019a). Diejenigen Frauen, die sich für ihre Armutssituation schämen, treten somit auch nicht auf Veranstaltungen wie der oben beschriebenen in Erscheinung. Ihre Perspektiven bleiben damit oft im Verborgenen. Weibliche Altersarmut wird dementsprechend sogar unterschätzt, nicht zuletzt auch aufgrund unzureichender geschlechterdifferenzierter Messverfahren<sup>7</sup> (Sellach 2010, S. 473). Aus einer intersektionalen Perspektive (Küppers 2014) bilden die Kategorien weibliches Geschlecht, Arbeiter\*innen- und nichtwestlicher Migrationshintergrund, geringe Bildung sowie Singlehaushalt miteinander verwobene Faktoren der Armutsgefährdung im Alter (Götz und Lehnert 2016, S. 88; Vogel und Künemund 2018, S. 147).

Die empirisch belegte höhere Armutsgefährdung von älteren Frauen ist dabei u. a. auf geschlechtstypische Beschäftigungsmuster zurückzuführen, die sich ebenfalls in den angedeuteten Lebensverläufen der oben genannten Frauen zeigen: Wohingegen männliche Erwerbsbiografien überwiegend von Vollzeitbeschäftigung und Kontinuität gekennzeichnet sind, zeichnen sich viele weibliche Erwerbsbiografien durch niedrige bis keine Erwerbsbeteiligung, längere Erwerbsunterbrechungen aufgrund von Care-Arbeit, Teilzeitbeschäftigung sowie Beschäftigungen im Niedriglohnsektor ohne Sozialversicherungspflicht aus. Hinzu kommen ein doppelt segmentierter Arbeitsmarkt (Herrmann 2014) sowie geschlechtsspezifische Lohnunterschiede bei gleicher Tätigkeit. Die aufgezeigten Aspekte summieren sich zum sogenannten *Gender Pay Gap*, der 2019<sup>8</sup> in Deutschland bei 20 Prozent (West) bzw. sieben Prozent (Ost) lag (Statistisches Bundesamt o.J.c; Eicker 2017). Im Verlauf der Erwerbsbiografie kumulieren diese zum deutlich höheren *Gender Pension Gap*, der 2019<sup>9</sup> 55 Prozent (West) bzw. 23 Prozent (Ost) betrug (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut o.J.c; Götz et al. 2017, S. 55–59). Aufgrund der höheren Erwerbsarbeitsbeteiligung von Frauen in Ostdeutschland sind diese seltener von Altersarmut betroffen.

---

7 So verschleiert beispielsweise die Haushaltsperspektive bei der Berechnung der Armutsrisikoquote die zwischen Männern und Frauen ungleich verteilten Armutsrisiken innerhalb einer Haushaltsgemeinschaft (Betzelt 2018, S. 166).

8 Vgl. Fußnote 5. Von 2019 – 2025 ist der *Gender Pay Gap* von 20 Prozent (West) bzw. sechs Prozent (Ost) auf 17 Prozent (West) bzw. fünf Prozent (Ost) gesunken (Statistisches Bundesamt o.J.c).

9 Vgl. Fußnote 5. 2023 betrug der *Gender Pension Gap* 43,8 Prozent (West) bzw. 18,6 Prozent (Ost) (Statistisches Bundesamt o.J.d).

Dieser Sachverhalt verdeutlicht die wechselseitige Bedingtheit von »privaten« Geschlechterarrangements und Lebensentscheidungen mit sozial- und arbeitsmarktpolitischen Strukturen. Das für Westdeutschland hegemoniale *male breadwinner model* im Fordismus, auch Normalarbeitsverhältnis genannt (idealtypisch männlicher Vollzeitbeschäftigter und weibliche Vollzeitfamilienarbeitende), wirkt sich insbesondere im Falle der Scheidung als armutsgefährdend aus<sup>10</sup>; eine empirische Tatsache, die die oben zitierte Elena Schmidt-Lorenz in ihrer Aussage – »Wenn ich jetzt alleine wäre, so könnte ich nicht existieren.« – kaum treffender auf den Punkt hätte bringen können. So stützt sich das System sozialer Sicherung auf die Institution der Ehe und das Leitbild des Familienernährers. Steuerrechtliche Verfahren, wie das des Ehegattensplittings, setzen darüber hinaus monetäre Anreize, die zu einer Persistenz vergeschlechtlichter Armutsrisiken beitragen. Eine abgesicherte Existenz außerhalb dieses normativen Rahmens ist für die hier untersuchte Generation kaum möglich. Statistisch betrachtet, erleben somit viele Frauen ihren Ruhestand als unsichere Lebensphase.

### 1.3 Der prekäre Ruhestand

Dabei ist Prekarisierung kein Randphänomen, das nur spezifische Lebenslagen oder Gruppen betrifft. Im Gegenteil, »Prekarität ist überall«, so diagnostizierte bereits Pierre Bourdieu (1998a) die zunehmende Ausweitung von Planungsunsicherheit und Zukunftssorgen bis in die Mitte der Gesellschaft hinein. Wurde zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch die »Wiederkehr der sozialen Unsicherheit« (Castel 2009) in westlichen Wohlstandsgesellschaften diskutiert, ist sie heute als zentrales Charakteristikum ebendieser zu verzeichnen. Vor dem Hintergrund neoliberaler Wandlungsprozesse kam es zur Erosion fordistischer Arbeits- und Lebensverhältnisse und mit ihr zu politischen und sozialen Umwälzungen. So ist mit dem sozialpolitischen

---

<sup>10</sup> Zwar lässt sich gegenwärtig eine diskursive Verschiebung hin zum *adult worker model* (idealtypisch zwei Vollzeitbeschäftigte unabhängig vom Geschlecht) feststellen, empirisch jedoch ist eine Tendenz zum Eineinhalb-Ernährer-Modell (idealtypisch männlicher Vollzeitbeschäftigter und weibliche Teilzeitbeschäftigte sowie Vollzeit-/Teilzeitfamilienarbeitende) nachzuweisen (Butterwege und Hansen 2012, S. 119). Aufgrund dessen kann, gleichbleibende strukturelle Rahmenbedingungen vorausgesetzt, auch zukünftig eine höhere weibliche Armutsrisikoquote erwartet werden.

Umbau des Wohlfahrtsstaates seit den 1970er Jahren hin zu einem schlanken Staat auch der lange geglaubte sogenannte »wohlverdiente Ruhestand« für viele – insbesondere Frauen – unsicher geworden. Prekarität sei dabei aber »kein vorübergehender Zustand und keine Episode, sondern [vielmehr] eine neue Form der Regulierung, die diese historische Epoche kennzeichnet«, so Judith Butlers (2012, S. 7) gegenwärtige Zeitdiagnose. Auch wenn Prekarisierung weder als identitätsspezifisches noch als kurzlebige Phänomen einzuordnen ist, sind in der sogenannten »Prekarisierungsgesellschaft« (Marchart 2013) nicht alle gleichermaßen von Unsicherheit betroffen. Prekarität, so lässt sich aus Perspektive der Geschlechterforschung festhalten, ist immer auch eine Frage sozialer Ungleichheitsverhältnisse. Aussagen darüber, wer, wo und wann prekariisiert wird, hängen damit immer auch vom Standpunkt ab. So kommt Brigitte Aulenbacher (2009) zu dem Schluss, dass Frauen bereits im sich neu etablierenden Wohlstandskapitalismus der Nachkriegszeit immer nur abhängig abgesichert waren. Ein sozialstaatliches System, das die männliche Vollerwerbstätigkeit zum Ausgangspunkt sozialer Absicherung macht, prekariisiert bereits auf struktureller Ebene alles nicht-Männliche, wie nicht zuletzt auch die Beiträge der skizzierten Vorstellungsrunde immer wieder bestätigen. Der Umbau vom sozialen hin zum aktivierenden Wohlfahrtsstaat, die Transformation der Erwerbssphäre sowie das Brüchig-Werden der bürgerlichen Kleinfamilie setzten umfassende Prekarisierungsprozesse in Gang (Motakef 2015, S. 11), die letztlich auch die Institution des Ruhestandes verunsichern. Prekarisierung als »neuartige Herrschaftsform« und Modus des Regiert-Werdens kann somit alle, unabhängig von deren Klassenlage, betreffen. Weil das System der Alterssicherung nichterwerbsförmige, oft sorgende Tätigkeiten, die vor allem von Frauen erledigt werden, ausschließt, sind diese im Alter jedoch besonders armutsgefährdet. Weibliche Altersarmut, so ließe sich hier kurz resümieren, ist die Folge eines geschlechtsspezifischen Wohlfahrts- und Arbeitsmarktregimes sowie flächendeckender gesellschaftlicher Prekarisierungsprozesse und gleichzeitig der Ausgangspunkt vielschichtiger subjektiver Prekarisierungserfahrungen (Götz 2019a). Dass der prekäre Ruhestand betroffene Frauen immer auch affiziert, das heißt spezifische Emotionen hervorruft, die die alltägliche Lebensführung und Umgangsweise mit Altersarmut prägen, zeigt bereits die zuvor skizzierte Vorstellungsrunde.

## 1.4 Ziel der Forschung

Als letzte in der Reihe darf ich mich schließlich vorstellen. Ich wurde von der Initiatorin des beschriebenen Infoabends zu weiblicher Altersarmut eingeladen, um das Forschungsprojekt »Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter«<sup>11</sup> zu präsentieren, das ich an diesem Abend als eine der sechs am Projekt beteiligten Wissenschaftlerinnen vertrete. Also erzähle ich: dass das Projekt danach fragt, aufgrund welcher Faktoren Frauen im Alter nicht ausreichend abgesichert leben und wirtschaften und welche Strategien sie aufbringen, um ihren Alltag und (drohenden) sozialen Abstieg nach der Rente zu bewältigen. Ich berichte, dass wir momentan Interviews führen, weil es in der Forschung bereits viele Statistiken, aber wenig biografische Ausführungen zu diesem Thema aus der Sicht betroffener Frauen gibt. Und ich erkläre, dass ich innerhalb dieses Projekts einen spezifischen Aspekt dieses komplexen Themas beleuchte, nämlich die Frage, wie sich Armut, Affekt und Handlung gegenseitig bedingen. Es ist eine von vielen weiteren Veranstaltungen und Begegnungen, denen ich in dieser Funktion beiwohnen darf.

Am Ende des Erhebungszeitraums werden wir als Forscherinnenteam mit 50 Frauen aus unterschiedlichen Milieus – oft mehrfach – gesprochen haben. Die meisten von ihnen waren zum Interviewzeitpunkt zwischen 60 und 75 Jahre alt; zwei Frauen waren bereits über 80. Sie arbeiteten als Bürokräftin, als Kellnerin, als Krankenschwester, als 24-Stunden-Pflegekraft, als Versicherungsangestellte, als Hausmeisterin oder auch als Verlagsangestellte. Einige waren aufgrund von Care-Arbeit gar nicht erwerbstätig. Viele von ihnen waren Mütter, manche auch alleinerziehend. Zum Zeitpunkt unserer Interviews lebten und wirtschafteten alle alleine. Im Gespräch sowie teilnehmend beobachtend erfuhren wir von vielfältigen Umgangsweisen mit finanzieller Knappheit: von generationsspezifischen Techniken des Sparens (Götz 2019a, S. 47–50), geschlechtsspezifischen Praktiken des Selbstermachens und Erhaltens (ebd., S. 50–53), dem Weiterarbeiten nach dem

---

11 Unter der Leitung von Irene Götz und in Zusammenarbeit mit Esther Gajek, Alexandra Rau, Marcia von Rebay, Petra Schmidt und Noémi Sebök-Polyfka. Das Projekt wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert und am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der LMU München durchgeführt (Laufzeit: 01.01.2015–30.06.2019); eine detaillierte Beschreibung und Reflexion der methodischen Vorgehensweise kollaborativen Forschens erfolgt in Kapitel 3.

Renteneintritt (ebd., S. 53–59) – wie es die oben genannte »Leihoma« Gisela Kachler oder auch die weiter praktizierende Heilpädagogin Karla Daube tun –, der Investition in familiäre und nachbarschaftliche Unterstützungs- und Hilfsnetzwerke (ebd., S. 59–64), bis hin zu körperlichen Vorsorgepraktiken (ebd., S. 64–68). Die Forschungsergebnisse zeigten, dass und wie die Interviewten ihre Armutslage eigenmächtig bearbeiteten. Dennoch befanden sich die Befragten in einer verobjektivierbaren prekären Lage, denn die Lebensführung zur Bewältigung der Armutssituation war zumeist höchst fragil. Es handelte sich um einen Schwebезustand, charakterisiert durch die Sorge um das Eintreffen des potenziellen Moments, in dem das gegenwärtige Alltagsarrangement nicht mehr alleine aufrechterhalten werden kann. Viele wollten »nicht zur Last fallen«, weder dem Staat noch der eigenen Familie und das meist bis über den Tod hinaus.

Diese Zukunftsangst, so wird die vorliegende Studie aufdecken, konkret die Angst vor Kontrollverlust und Abhängigkeit, vor dem antizipierten Moment des »Nicht-mehr-alleine-Schaffens«, der immer auch über den Körper moderiert wird, ist als zentrales Narrativ Ausdruck einer subjektiv empfundenen Verunsicherung und symbolisiert gleichzeitig den »Autonomiefetisch« (Villa 2017, S. 79) der Gegenwartsgesellschaft. Zukunftsangst ist dabei nur eine Art, wie sich Altersarmut affektiv zeigt. Immer wieder war in den Interviews auch die Rede von Enttäuschung, Schuld oder auch Glück – letzteres fungiert beispielsweise als affektive Zustandsbeschreibung, mit der auch mehrere der oben vorgestellten Teilnehmerinnen sich ihr (noch) funktionierendes Alltagsarrangement plausibilisierten. So ist das Feld weiblicher Altersarmut im Bourdieuschen Sinne durchzogen von strukturierten und strukturierenden Affekten. Sich schämen, weil in jungen Jahren nicht genügend vorgesorgt wurde; sich schuldig fühlen, die Scheidung eingereicht zu haben und jetzt mit den finanziellen Konsequenzen leben zu müssen; sich arrangieren und den letzten Optimismus beibehalten, weil an der Situation ohnehin nichts zu verändern ist; sich zufrieden geben, trotz der widrigen Umstände, weil das alles ist, was einem bleibt; sorgenvoll in die Zukunft blicken, weil es nur noch schlimmer werden kann; melancholisch sein, weil – ; bedrückt sein, weil man nicht mehr die Mutter und Großmutter sein kann, die man gerne wäre; bereuen, weil nur für eine imaginierte Zukunft gelebt wurde, die so nicht eingetroffen ist; wütend sein, weil der Staat versagt und die Rente eben nicht sicher ist; resignieren, weil die Ohnmacht einem jegliche Lebenslust raubt; verzweifeln, weil man alleine ist und niemand hilft. Das Spektrum an Emotionen ist breit und ließe sich noch erweitern. Und

dennoch ist wenig darüber bekannt, wie sich diese Emotionen vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Konstituierung auf die alltägliche Lebensführung, auf die Praxen und Strategien im Umgang mit Altersarmut auswirken.

Ausgehend von ethnografischem Material, das zwischen 2015 und 2019 gemeinsam erhoben wurde, will vorliegende Studie das Affektregime weiblicher Altersarmut ins Zentrum des Interesses stellen. Zwar wurden die strukturellen Ursachen vergeschlechtlichter Armutslagen umfassend erforscht, die Frage, wie Frauen Armut im Alter bearbeiten, und welche Rolle Affekte hierbei spielen, stellt eine Forschungslücke dar, der sich die vorliegende Arbeit ausführlich widmet. Inwiefern sind Emotionen Effekte gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse und Positionierungen? Wie begrenzen und ermächtigen Affekte Handlungen und den Umgang mit Altersarmut? Diese übergeordneten Fragen leiten durch das Buch. Wenngleich die Prekarisierungsforschung sich auch mit Armutserfahrungen beschäftigt und die emotionale Dimension gesamtgesellschaftlicher Verunsicherung mitunter berücksichtigt, ist eine umfassende Perspektive auf armutsbedingte Affizierungen nach wie vor unterbelichtet. Diese sind aber erkenntnistheoretisch unverzichtbar, um das Phänomen weiblicher Altersarmut in einem Struktur-Handlungs-Zusammenhang umfassend zu verstehen. Die hier entfaltete subjektzentrierte Perspektive will nicht zuletzt Innensichten auf ein bisher überwiegend quantitativ erfasstes Feld liefern und dieses anhand eines praxistheoretischen Ansatzes qualitativ ergänzen, um so zu einem tieferen Verständnis des Feldes und der dort wirkmächtigen Orientierungsmuster und Bedeutungsgewebe beizutragen.

Ich interessiere mich im Folgenden dafür, welches Affektregime das Feld der weiblichen Altersarmut regiert. Das bedeutet erstens: Welche zentralen Affekte werden im untersuchten Kontext wie – also auf welche Weise – hervorgebracht? Und zweitens: Wie wirken sich diese auf die Handlungsspielräume der Subjekte aus und damit auf die Struktur des Feldes zurück? Auf Basis von narrativen biografischen Interviews und teilnehmender Beobachtung entwickle ich ein Kaleidoskop der Affekte. Ausgehend von sechs Fallrekonstruktionen in Form ethnografischer Porträts spüre ich den induktiv gewonnenen Affekten der Minderwertigkeit und Einsamkeit, der Kränkung und Zufriedenheit, der Mutterliebe, der Sorge und Melancholie, der Scham und Schuld, der existenziellen Angst und Hoffnung, der Verlusterfahrung und Resilienz sowie der Verdrängung vertiefend nach und

ergründe, wie sie – vor dem Hintergrund generations- und geschlechtsspezifischer Lagen sowie biografisch und milieuspezifisch rückgebunden – zwischen Struktur und Handlung vermitteln. Mit diesem Forschungsdesign bewegt sich die geschlechtertheoretisch informierte empirische Studie an den Schnittstellen von Arbeits- und Prekarisierungsforschung sowie den *Affect Studies*. Durch ihre empirisch-kulturwissenschaftliche Methodologie vermag sie das Konzept der Affektarbeit aus Subjektperspektive weiterzuentwickeln. Damit verspreche ich mir nicht zuletzt auch einen Beitrag zu der Frage zu leisten, wie soziale Ungleichheitsverhältnisse über das Regieren durch Affekte verstetigt und möglicherweise durchbrochen werden können.

Um dieses Kaleidoskop der Affekte zu entwerfen gehe ich wie folgt vor: In Kapitel 2 erkläre ich zunächst die strukturellen Hintergründe weiblicher Altersarmut, unternehme dann eine begriffliche Verortung und lege den Forschungsstand sowie dessen Leerstellen dar, um die Relevanz dieser Arbeit zu begründen und schließlich meinen praxeologischen Ansatz sowie meine affekttheoretische Perspektive auf das Feld weiblicher Altersarmut vorzustellen. Kapitel 3 beschreibt das methodische Vorgehen und reflektiert methodologische Fragen und Standpunkte. In den Kapiteln 4 bis 6 entfalte ich meine empirische Analyse entlang der inhaltlichen Schwerpunkte »Differenzen«, »Schweigsamkeiten« und »Verkörperungen«, bevor ich mich in Kapitel 7 einer resümierenden Zusammenfassung der Erkenntnisse widme. Die Studie wird nicht zuletzt zeigen, dass das altersarme weibliche Subjekt zwar innerhalb des Affektregimes handlungsmächtig agiert, eine Kollektivierung der Armutslage und gemeinsame identitätspolitische Formierung als altersarme Frauen jedoch affektiv erschwert werden. Stattdessen muss permanent »selbstreferenzielle Affektarbeit« geleistet werden – ein Begriff, den ich aus der empirischen Analyse herausarbeiten werden –, um sich überhaupt als anerkennungswürdiges, das heißt handlungsfähiges Subjekt zu konstruieren und Altersarmut alltäglich zu bewältigen respektive auszuhalten.

## 2. Hintergründe, Verortungen, Heuristik

### 2.1 Die Institutionalisierung geschlechtsspezifischer Armutsrissen – Ein historischer Abriss

#### 2.1.1 Von der Geburt des Alters in der Moderne und seiner sozialen Absicherung

Nachdem ich den Zuhörerinnen des informellen Themenabends einen kurzen Einblick in die damalige Verteilung von Armutslagen im Alter gegeben sowie die empirischen Ursachen dafür skizziert (1.1.2) und ihnen das Forschungsanliegen (1.1.3) vorgestellt habe, werfe ich einen historischen Blick<sup>12</sup> auf die Institution des Ruhestands und das System sozialer Sicherung im Alter. »Wer war wann, in welcher Form im Alter abgesichert?«, war die weiterführende Frage meines Inputs an jenem Abend, die auch durch das nächste Kapitel leiten wird. Denn erst in zeitlicher Relation, sprich im Verstehen des »Geworden-Seins« eines erwerbsbefreiten und finanziell gesicherten Alter(n)s und den damit einhergehenden Ein- und Ausschlüssen, wird die strukturelle Systematik des Feldes weiblicher Altersarmut sichtbar, die den Horizont der zu beantwortenden Fragestellung bildet. Wie die empirischen Befunde zeigen, betrifft Altersarmut überproportional häufig Frauen. Um Armut im Alter entgegenzuwirken, gab es, historisch betrachtet, unterschiedliche organisationale Sicherungsstrukturen, deren Entwicklung ich im Folgenden skizzieren möchte. Dabei zeigt sich, dass dieser Entwicklung vergeschlechtlichte Abhängigkeits- und Hierarchieverhältnisse zugrunde liegen, die die gegenwärtige höhere weibliche Armutsriskoquote strukturell erzeugen.

---

<sup>12</sup> Ich lehne mich in diesem Teil an Passagen aus Rau (2017) an.

Noch in spätfeudalen Zusammenhängen waren das höhere Lebensalter und seine Absicherung in großfamiliäre Wirtschaftsgemeinschaften integriert. Mit der Durchsetzung der Lohnarbeit und des Industriekapitalismus Mitte des 19. Jahrhunderts begann die Absicherung des Alters jedoch zunehmend mehr von der individuellen Erwerbsfähigkeit abhängig zu werden (Denninger et al. 2014, S. 65). Basierend auf soziodemografischen und soziopolitischen Entwicklungen der Jahrhundertwende, wie eine höhere Geburtenrate bei gleichzeitig sinkender Sterberate sowie verbesserten Hygieneverhältnissen stieg auch die Zahl älterer Menschen sowie deren Lebenserwartung. Das Alter und seine Absicherung wurden dadurch zunehmend zum Feld sozialpolitischer Intervention (van Dyk 2015, S. 18). Unter Bismarcks System der Sozialversicherung, das als »Gründungsakt des deutschen Sozialstaates gilt« (Denninger et al. 2014, S. 65), wurde das Alter durch die dort verankerte und 1891 in Kraft getretene Invaliditäts- und Altersversicherung dann erstmals als eigenständige Lebensphase gesellschaftlich abgesichert (ebd.; van Dyk 2015, S. 18). Dieser Lebensphase wurde eine tendenziell sinkende Arbeitsproduktivität zugesprochen, deren resultierende Lohneinbußen durch entsprechende Versicherungen ausgeglichen werden sollten, wobei die dort etablierte Altersrente zunächst als Zusatzleistung fungierte. Das System einer gesellschaftlichen Alterssicherung bestimmte auch die sozialpolitische Debatte der Zwischenkriegszeit. Das Alter, das laut Göckenjan (2000) erst durch die bismarcksche Sozialpolitik als »eigener Stand« (ebd., S. 305) hervorgebracht wurde, entwickelte sich zu dem sozialpolitischen Problem der damaligen Zeit. Als eigenständige und zur Phase der »Kindheit« und des »Erwachsenenalters« abgrenzbare sogenannte »dritte Lebensphase« ist das Alter laut Denninger, van Dyk, Lessenich und Richter (2014, S. 63) damit eine soziale Hervorbringung industrieller Gesellschaften. Zwar wurden mit der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten 1933 keine weiteren Maßnahmen gegen Altersarmut etabliert, dennoch erhielt der Gedanke eines vollumfänglichen Systems sozialer Absicherung im Alter, das über eine Zusatzleistung hinausführt, Aufwind und stellte, wie Denninger und Kolleg\*innen weiter argumentieren, die Grundlage für die 1957 unter der Regierung Adenauer folgende Rentenreform dar.<sup>13</sup> So wurde nach dem Zweiten Weltkrieg die »alltägliche Normalität lebenslanger Arbeit« (van Dyk 2015, S. 24) komplett infrage gestellt. Der politische Diskurs um Sicherheit

---

<sup>13</sup> Wenn auch die Selbsterzählung über die (Weiter-)Entwicklung der Idee eines arbeitsfreien Alters an die bismarckschen Sozialreformen anknüpft (Denninger et al. 2014, S. 68.).

erfuhr gerade im Nachkriegsdeutschland besondere Brisanz und fokussiert laut Göckenjan insbesondere die Sicherheit der materiellen Existenz im Alter: „Sicherheit im Alter« wird in den 50er Jahren für einen kurzen, aber entscheidenden Moment zum Signum für das Sicherheitsbedürfnis der gesamten Gesellschaft« (Göckenjan 2000, S. 371). Mit der Rentenreform von 1957 wurde dieses in einer westdeutschen Öffentlichkeit dominierende »Sicherheitsmotiv« (Denninger et al. 2014, S. 68) aufgegriffen und das Alter als erwerbsentpflichtete Lebensphase und somit endgültig als eigener gesellschaftlicher Stand institutionalisiert und durch Rentenzahlungen abgesichert, die sich bis heute in eine Leistungs-Logik einschreiben und als »Lebenslohn« für geleistete Erwerbsarbeit legitimiert werden. Das mit der Rentenreform umgesetzte System sozialer Alterssicherung stützte sich auf vier Säulen: Die Lebensstandardsicherung, die das Alter im Gegensatz zu Bismarcks Alterszusatzrente nun vollumfänglich absichert, das Prinzip des Umlageverfahrens, das die Renten über die jeweils erwerbstätige Bevölkerung finanziert, das Prinzip der Dynamisierung, das die Renten an die jeweilige wirtschaftliche Wertschöpfung koppelt und schließlich das Äquivalenzprinzip, das die Rentenhöhe an das Erwerbseinkommen bindet und dem Leistungsprinzip folgt (ebd., S. 69).

Gerade letzteres implementiert jedoch unter dem Deckmantel der Leistungsgerechtigkeit strukturell die Fortschreibung von Statuszugehörigkeit und manifestiert letztlich soziale Ungleichheit bis ins Alter, so auch auf der Ebene des Geschlechts, wie ich noch zeigen werde. Nichtsdestotrotz ist die Rentenreform ein Meilenstein im bundesdeutschen Wohlfahrtsstaat, da sie das Alter für einige Jahrzehnte in der Geschichte zu einer erwerbsarbeitsbefreiten und gesellschaftlich abgesicherten Lebensphase machte und Altersarmut – auch vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Aufschwungs der Nachkriegsjahre – flächendeckend eindämmte. Festzuhalten bleibt an dieser Stelle, dass sich die »Bedeutung des Alters und der Alten als RentnerInnen [...] somit zu Beginn der bundesdeutschen Sozialgeschichte durch die Verknüpfung der Wissens Elemente \*Arbeit/Einkommen/Sicherheit/Solidarität\* her[...]stell[e]« (Denninger et al. 2014, S. 78). Die Sozialfigur des Sozialrentners und später Ruheständlers erfuhr zunächst großen gesellschaftlichen Zuspruch, der »wohlverdiente Ruhestand« galt im deutschsprachigen Raum lange als »späte Freiheit« und schloss kontroverse Debatten um eine diskriminierende Seite des Ausschlusses aus dem vergesellschaftenden Erwerbssystem, wie sie beispielsweise im angelsächsischen Raum geführt wurden, gänzlich aus (van Dyk 2015, S. 20). Dass

es sich hierbei nämlich auch um eine institutionalisierte Ungleichheitsstruktur handelt, die das vergeschlechtlichte Erwerbssystem ungefiltert reproduziert und somit systematisch überwiegend weibliche Reproduktionsarbeit entwertet, indem diese gar nicht bzw. geringfügig entlohnt und (renten-)versichert ist, wird im nächsten Abschnitt weiter ausgeführt.

### 2.1.2 Die »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« und das System abhängiger Alterssicherung

So lässt sich die Geschichte der Transformation vom Feudalismus und der Ständegesellschaft hin zur Industriegesellschaft und zum fordistisch geprägten Kapitalismus auch aus geschlechtertheoretischer Perspektive erzählen. Spätfeudale Organisationsstrukturen sind nicht nur durch das Sozialgefüge der (Groß)-Familie als umfassende Re- und Produktionsgemeinschaft gekennzeichnet, sondern auch durch die Vormundschaft des Feudalherrn (van Dyk 2015, S. 18). Die Durchsetzung kapitalistischer Strukturen ist verbunden mit dem Wandel der Fronarbeit zur Lohnarbeit. Wie Brigitte Aulenbacher in ihrer geschlechtertheoretischen Perspektive auf Castels »Metamorphosen des Sozialen« (2000) und die dort abgehandelte »Chronik der Lohnarbeit« feststellt, wurde dieser Wandlungsprozess jedoch nicht ausschließlich begleitet durch die Ablösung feudaler Vormundschaft durch ein »liberale[s] Konstrukt des Vertrags der freien Individuen« (Aulenbacher 2009, S. 71), sondern ebenso durch die Etablierung einer neuen Vormundschaft: derjenigen des Ehemanns über die Ehefrau (ebd., S. 72). Das freie Individuum war somit ein männliches, dessen Freiheit durch die im Ehevertrag geregelte weibliche Unterordnung abgesichert wurde. Die neu etablierten kapitalistischen Produktions- und Eigentumsformen gingen einher mit der Auflösung der Wirtschaftsgemeinschaft des sogenannten »ganzen Hauses« und einer »Neuformierung der Öffentlichkeit unter Separierung einer neu geschaffenen Privatheit« (ebd., S. 70). Diese stützte sich auf die Herausbildung einer historisch besonderen Formation des Geschlechterverhältnisses, welches Männer und Frauen in Abhängigkeit voneinander in die Bereiche des Öffentlichen und Privaten drängt. In diese Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre ist eine vergeschlechtlichte Aufteilung von entlohnter Produktions- und nicht entlohnter Reproduktionsarbeit eingelassen. Wie Karin Hausen (1976) aufdeckt, wurde diese Aufteilung mit der »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« begin-

nend im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts mit steigender Wirkmacht legitimiert und ordnete durch ein naturalisiertes »Gemisch aus Biologie, Bestimmung und Wesen« (ebd., S. 367) das Weibliche dem Häuslichen und das Männliche dem Öffentlichen zu. Hegemonial waren nicht mehr die (Groß-)Familie und ihre ökonomische Verwiesenheit, sondern die heteronormative bürgerliche Kleinfamilie und das Ideal romantischer Liebe (Motakef 2015, S. 9). Dieser neue familiale Zusammenhang folgte dem Leitbild des *male breadwinner model* oder auch der Versorgerehe und nahm eine Differenzierung von normativ männlichen und weiblichen Lebensverläufen vor. Während sich männliche Biografien durch eine entlohnte und unbefristete Vollzeitbeschäftigung von der Ausbildung bis zu Rente als erwerbszentriert auszeichneten, erfolgte die weibliche Vergesellschaftung insbesondere über nicht entlohnte Pflege- und Hausarbeiten. Die Etablierung des sogenannten männlichen »Normalarbeitsverhältnisses« und der Sozialfigur des Familienernährers basieren dabei auf der Familialisierung und bisweilen marginalen Beschäftigung der (Ehe-)Frauen, die zwar durch den Familienlohn abgesichert waren, jedoch auf Kosten ihrer Autonomie (ebd., S. 85). Stabilisiert wurde dieses Modell des männlichen Familienernährers vom sozialpolitischen Leitbild der westlichen Nachkriegszeit: dem versorgenden Wohlfahrtsstaat (ebd., S. 12). Dieser stellte ein historisch neuartiges, umfassendes System an sozialer Absicherung bereit, u. a. die den Lebensstandard sichernde Altersrente (siehe oben), welches sich bis heute – wenn auch in abgewandelter Form – im Rechtssystem manifestiert und überwiegend an das männliche Normalarbeitsverhältnis gekoppelt ist. Mit Aulenbacher resümierend »setzte und setzt das Normalarbeitsverhältnis als gleichermaßen kapitalistisches wie androzentrisches Arrangement implizit die Kleinfamilie mit männlichem Familienoberhaupt und ›dazuverdienter‹ Ehefrau voraus« (Aulenbacher 2009, S. 74) und galt lange als zentrale und zu schützende Norm des fordistischen Wohlfahrtsstaates. Der Durchbruch kapitalistischer Produktionsweisen gründet somit auf der sich gleichzeitig formierenden und sich gegenseitig stützenden Trias von Normalarbeitsverhältnis, Normalfamilie und Wohlfahrtsstaat (Motakef 2015, S. 12).<sup>14</sup> Historisch betrachtet handelt es sich somit um eine neue Form der Entprekariisierung bis ins Alter, jedoch

---

14 Für einen differenzierten analytischen Vergleich sozialstaatlicher und sozialistischer Geschlechterregime der »deutschen Sondersituation«, siehe Aulenbacher und Riegraf (2015, S. 75); seit Ende des Zweiten Weltkrieges Dölling (2003).

innerhalb der skizzierten vergeschlechtlichten Normen und in Abhängigkeit von Erwerbsarbeit.

Es wurde deutlich, dass mit der industriellen Produktionsweise Regierungsweisen einhergingen, die eine zunehmende Minimierung von Prekarität anstrebten. Tatsächlich war eine sozialstaatliche Minimierung von Prekarität möglich, jedoch nie für alle, wie Isabel Lorey betont (Lorey 2012, S. 54). Die zunehmende Entprekariisierung fordristischer Gesellschaftsformationen erfolgt(e) vielmehr durch die Absicherung einer männlichen Normalerwerbsbiografie, die zwar auch das familiäre Gefüge sowie die entberuflichte Altersphase abzusichern vermochte, jedoch um den Preis sozialer Abhängigkeitsverhältnisse. Dieses sozialstaatliche Modell der Absicherung basierte auf der geschlechts- und altersspezifischen Teilung ökonomischer Re-Produktionsweisen durch die weibliche Familialisierung sowie die berufliche Entpflichtung der Altersphase, jedoch immer in Abhängigkeit von einer männlich abgesicherten Normalerwerbsbiografie; somit konstituiert sich auch das Alter nicht als homogene,<sup>15</sup> sondern als fundamental vergeschlechtlichte Kategorie.

### 2.1.3 Gegenwärtige Verschränkungen von Alter(n) und Geschlecht aus prekarisierungstheoretischer Perspektive

Die vergeschlechtlichte Historisierung des Systems sozialer Alterssicherung zeigt erstens, dass Prekarität auch im Fordismus existent war, da der weibliche Lebenszusammenhang, inklusive der Lebensphase des Rentenalters, überwiegend durch männliche Normalerwerbsarbeit abgesichert war. Zweitens wird deutlich, dass diese Abhängigkeitsverhältnisse keine statischen sind, sondern mit gesellschaftlich wandelbaren je spezifischen Normierungen zusammenhängen. So ist der fordistisch geprägte Nexus aus Normalarbeitsverhältnis, Normalfamilie und Wohlfahrtsstaat und damit auch das erwerbsarbeitsbefreite Alter seit Mitte der 1970er Jahre einer erneuten Transformation unterworfen. Ein grundlegender Strukturwandel auf dem Erwerbsarbeitsmarkt führte zur Ausweitung atypischer Beschäftigungsverhältnisse, die die Arbeitsforschung insbesondere auf die Einführung der Hartz-IV-Gesetze zurückführt. Im flexiblen Kapitalismus

---

<sup>15</sup> Zur Kritik an einer einseitigen wissenschaftlichen Bearbeitung des Alter(n)s als vermeintlich homogene, allerdings verallgemeinerte männliche Lebensphase siehe Backes (2002).

weicht das Normalarbeitsverhältnis zunehmend entgrenzten und subjektivierten Formen der Lohnarbeit und die Normalfamilie wird zu einem Teil sich ausdifferenzierender, pluraler Lebensformen (Aulenbacher und Riegraf 2015, S. 75–81; Götz et al. 2010). Der ehemals versorgende Sozialstaat fordert seine Bürger *und* Bürgerinnen nun aktiv zur Erwerbstätigkeit auf. Nach vermehrter Kritik am generösen Sozialstaat Anfang der 1980er Jahre soll die neue vermeintlich entgeschlechtlichte Sozialfigur des *adult workers*<sup>16</sup> die staatliche Minimierung der Prekarität selbst verantworten, da diese im globalen Wettbewerb ökonomisch nicht mehr tragbar sei (Motakef 2015, S. 12).

Diese Forderung nach mehr Selbstverantwortung zeigt sich auch im System der Alterssicherung, das seit den 1970er Jahren ebenfalls einem tiefgreifenden Wandlungsprozess ausgesetzt ist. Aus einer Vielzahl an Rentenreformen, die während der rot-grünen Regierung unter Gerhard Schröder ihren Höhepunkt erfuhren, lassen sich drei zentrale herausstellen: die sukzessive Senkung des Rentenniveaus, die schrittweise Erhöhung des Renteneintrittsalters auf 67 Jahre, sowie die Einführung des Drei-Säulen-Modells, das die Absicherung des Alters zunehmend privatisierte. Somit wurde das Prinzip der Lebensstandardsicherung aufgegeben und die Rente wieder zu einer Lohnersatzleistung zusammengeschrumpft, die durch eine viel risikoreichere private kapitalgedeckte Sicherung finanziert werden soll. Die Niveausenkungen führen ferner dazu, dass die Renten nicht mehr voll (trotz sporadischer Lohn- und dann auch Rentenerhöhungen) von der aktuellen wirtschaftlichen Wertschöpfung profitieren. Lediglich das Äquivalenzprinzip wurde, zumindest theoretisch, durch die Reformen der letzten 20 Jahre unangetastet gelassen. Wie van Dyk und Lessenich (2009) aufzeigen, ist es erneut die Sozialpolitik, nämlich die der Aktivierung, die den Versorgungsstaat der langen Nachkriegszeit und seine »Passivbürger« ablehnt und mit jener arbeitsfreien Altersphase brechen will. Mit dem Transformationsprozess vom Industriekapitalismus hin zum flexiblen Kapitalismus wird damit auch der ehemals »wohlverdiente Ruhestand« prekär, was eine

---

<sup>16</sup> Nicht nur ist das *adult worker model* in einem bundesdeutschen Kontext durch die politisch ungelöste Vereinbarkeitsproblematik kaum durchsetzbar, auch das steuerrechtliche Verfahren des Ehegattensplittings widerstrebt diesem neuen Leitbild und trägt zur Persistenz konservativer Familienarrangements bei, die sich empirisch in der Durchsetzung des Eineinhalb-Ernährer-Modells (idealtypisch: männlicher Vollzeitwerbstätiger und weibliche Teilzeiterwerbstätige) widerspiegeln.

Zunahme von Armut im Alter befördert. Durch die bereits im Fordismus überwiegend abhängige Absicherung weiblicher Lebenszusammenhänge von einer männlichen Normalerwerbsbiografie trifft diese Armutszunahme insbesondere Frauen, die im fordistisch geprägten Wohlfahrtsstaat aufgewachsen und sozialisiert sind und (bewusst oder unbewusst) nach dem *male breadwinner model* gelebt und gehandelt haben, welches sie aber aufgrund der beschriebenen normativen wie sozialpolitischen Wandlungsprozesse jetzt im Alter oft nicht mehr ausreichend finanziell sichert. Darüber hinaus stellen der aktivierende Sozialstaat mit seiner Forderung nach privater Altersvorsorge sowie das Leitbild des *adult worker model* viele von Altersarmut betroffene Frauen unter Rechtfertigungsdruck ob der eigenen biografischen Entscheidungen. So sehen auch sie sich konfrontiert mit den gegenwärtigen Apellen nach mehr Selbstverantwortung und Eigeninitiative in Punkto Alterssicherung, wie sie aktuell insbesondere an jüngere Generationen gerichtet werden, können diesen im Alter aber nicht mehr Rechnung tragen. Diese Gleichzeitigkeit gelebter Erfahrung und gewandelter hegemonialer Erwartungen, die retrospektiv nicht mehr einzuholen sind, bringt das Subjekt nicht nur in finanzielle Nöte, sondern auch in innere Widersprüche, die affektiv vermittelt sind und im Fokus der vorliegenden Arbeit stehen.

Zusammenfassend liegen die strukturellen Ursachen für die vergeschlechterte Altersarmutsrisikoquote wie ich gezeigt habe im historisch gewachsenen, erwerbszentrierten System sozialer Sicherung. Mit der Ablösung feudaler großfamiliärer Strukturen wurde die Absicherung älterer Menschen zunehmend von deren individueller – lebenslanger – Erwerbsfähigkeit abhängig (van Dyk 2015, S. 18). Erst durch die rentenpolitischen Maßnahmen der 1957 unter Konrad Adenauer durchgeführten Sozialreform, die sich mit den Schlagworten Lebensstandardsicherung, Umlageverfahren, Dynamisierung und Äquivalenzprinzip zusammenfassen lässt (Denninger et al. 2014, S. 69), wurde das Alter als eine erwerbsarbeitsbefreite und gesellschaftlich abgesicherte Lebensphase gesetzlich verankert und Altersarmut weitgehend eingedämmt (Denninger et al. 2014, S. 63–74; van Dyk 2015, S. 17–20; Göckenjan 2000, S. 298–375). Gleichzeitig wurde diese neue Form staatlicher Alterssicherung strukturell mit der Teilhabe an Erwerbsarbeit und mit Transfereinkommen (z. B. Witwenrente), die wiederum auf Erwerbsarbeit beruhen, verknüpft (Mogge-Grotjahn 2018, S. 532). Frauen waren in dieser Ausgestaltung des Sozialstaates und vor dem Hintergrund eines kapitalistischen Geschlechterregimes sowie eines geschlechtsspezifischen Zugangs zur Erwerbssphäre (vgl. Gruhlich 2018) zwar

immer mitabgesichert, dies aber überwiegend im Rahmen der Ehe und abhängig vom Ehemann (Mairhuber 2002, S. 140–141). Die Etablierung dieses konservativen Wohlfahrtsstaatstypus (Butterwegge und Hansen 2012, S. 117; Betzelt 2018, S. 169–170) führte zur Institutionalisierung geschlechtsspezifischer, konkret weiblicher Armutsriskien, deren Eintrittswahrscheinlichkeit sich mit den neoliberalen Wandlungsprozessen zunehmend erhöhen (Rau 2020A).

## 2.2 Weibliche Altersarmut: Wissenschaftstheoretische Verortungen und Forschungsstand

### 2.2.1 Arbeit als Ursache und Folge weiblicher Altersarmut – Zu den Implikationen eines weiten Arbeitsbegriffs

Der historische Abriss hat die Erwerbsarbeitszentriertheit des sozialen Sicherungssystems verdeutlicht. Fest steht, dass die soziale Alterssicherung von der geleisteten Arbeit – deren gesellschaftlicher Bewertung und sozialpolitischer Regulierung – abhängig ist. Frauen sind häufiger von Altersarmut betroffen, weil sie im Lebensverlauf mehr Zeit für unentlohnte Care-Arbeit aufgewendet haben oder auf einem segregierten Arbeitsmarkt häufiger in schlechter bezahlten sogenannten Frauenberufen tätig waren. Frauen sind demnach nicht altersarm, weil sie zu wenig oder nicht gearbeitet haben. Frauen sind altersarm, weil ihre geleistete Arbeit (Care-Arbeit/feminierte Lohnarbeit) innerhalb eines kapitalistischen Systems abgewertet ist.<sup>17</sup> Epistemologisch wird die ungleiche Bemessungsgrundlage für das System sozialer Alterssicherung erst mit der Erweiterung des Arbeitsbegriffs sichtbar und entlarvt weibliche Altersarmut einmal mehr als Folge struktureller Bewertungshierarchien und nicht als Folge individuellen »Fehlverhaltens«. Eine solche Begriffserweiterung erlaubt nicht zuletzt auch die vielseitigen Praktiken im Umgang mit Altersarmut ebenso als Arbeit in den Blick zu be-

---

<sup>17</sup> Care-Arbeit lässt sich nicht wegrationalisieren und sie ist unabdingbar für gesellschaftliches Wirtschaften und Leben. Eine Umverteilung von Care-Arbeit an immer noch deprivilegierte Gruppen verschiebt daher nur das Problem einer ungleichen Verteilung von sozialer Absicherung. Wie verschiedene Geschlechterforscherinnen und Feministinnen (u. a. Fraser 1996; Winker 2015) fordern, kann es daher nur um eine generelle und umfassende gesamtgesellschaftliche Aufwertung von Carearbeit gehen.

kommen und sie vor dem Hintergrund ihres Entstehungskontextes, sprich, eines vergeschlechtlichten kapitalistischen Systems zu deuten. Darum will ich im Folgenden nicht nur den hier zugrunde gelegten Arbeitsbegriff offenlegen, sondern die empirische Studie auch innerhalb der Arbeitsforschung verorten und ihren Beitrag zu dieser skizzieren.

Im Gegensatz zu einer engen Begriffskonzeption, in der Arbeit ausschließlich als Erwerbsarbeit definiert wird, bauen die nachfolgenden Analysen somit auf einem erweiterten Arbeitsbegriff (Gruhlich 2018) auf. Dieser umfasst neben erwerbsförmiger Lohnarbeit auch unentlohnte Tätigkeiten, die meist in der privaten Sphäre und damit oft unsichtbar ausgeführt werden und gar nicht oder nur geringfügig<sup>18</sup> als Grundlage sozialer Alterssicherung fungieren. Unter dem Begriff der Care-Arbeit (Schmitt 2019; Scheele 2019, S. 756 f.; Bauhardt 2019, S. 255 f.) zählen hierzu die Betreuung von Kindern, Hausarbeit, die Pflege von älteren Menschen, Selbstfürsorge, politischer Aktivismus wie auch ehrenamtliches Engagement (Notz 2010). Es handelt sich in erster Linie um die Regeneration der menschlichen (meist männlichen) Arbeitskraft wie auch der generativen Reproduktion. Beide Tätigkeitsfelder sind damit unabdingbar für die individuelle wie auch gesellschaftliche Existenz und gelten als Voraussetzung für eine kapitalistische Produktionsweise (Bauhardt 2019, S. 254 f.). Mit der Etablierung des *male breadwinner model* wurde diese Care-Arbeit vor allem von Frauen erledigt, oft selbstverständlich und gesellschaftlich wenig anerkannt. Die vergeschlechtlicht differnten Zuständigkeitsbereiche bleiben selbst mit dem neoliberalen *shift* hin zum *adult worker model* persistent<sup>19</sup> (vgl. u. a.

---

18 Eine Ausnahme stellt hier die sogenannte »Mütterrente« dar. Sie wurde als eine Maßnahme der Rentenreform 2014 zum 01. Juli des selben Jahres wirksam und beinhaltet die erweiterte Anrechnung von Kindererziehungszeiten für Kindern, die vor 1992 geborenen sind, von einem auf maximal zwei Jahre und seit dem 01. Januar 2019 auf maximal zweieinhalb Jahre pro Kind. Bei Kindern die 1992 und später geboren sind beträgt die Anrechnung maximal drei Jahre pro Kind. Rentner\*innen – meistens Mütter – erhalten für ihre geleistete Sorgearbeit dadurch einen pauschalen Rentenzuschlag. Durch diese finanzielle Anerkennung von Kindererziehungszeiten bei der Berechnung des Rentenbetrags soll dem *Gender Pension Gap* entgegengewirkt werden. Dass dieser Zuschlag der tatsächlichen Wirtschaftsleistung unentlohnter Care-Arbeit nicht ansatzweise Rechnung tragen kann soll hier zumindest in einem Satz erwähnt werden. Auch die Tatsache, dass die Mütterrente mit der Grundsicherung verrechnet wird, zeigt, dass dieses Instrument nur sehr bedingt funktioniert und diejenigen, die beispielsweise aufgrund von Erziehungszeiten in Altersarmut leben, von der »Mütterrente« gar nicht profitieren. Für eine weiterführende kritische Einordnung der »Mütterrente« siehe Buls (2014, S. 121).

19 So sollen laut dem Leitbild des *adult worker model* zwar Frauen wie Männer vollerwerbstätig sein. Die Empirie zeigt jedoch, dass ein Großteil der Frauen weiterhin in Teilzeit arbeitet und die

empirische Studien von Behnke und Meuser 2003; Ehnis 2008; Scholz 2009; Auth 2009; Schmidt und Götz 2010).

Gerade weil die Wiederherstellung der Arbeitskraft erwerbsfähiger Subjekte wie auch die Sorge um die zukünftige Generation Erwerbstätiger die Aufrechterhaltung und Sicherstellung des lohnabhängigen Arbeitsmarktes erst ermöglichen, geriet der enge Arbeitsbegriff immer wieder in die Kritik (Scheele 2019, S. 756; Bauhardt 2019). Mit der 1972 initiierten internationalen Kampagne »Lohn für Hausarbeit« forderten Feministinnen der zweiten Frauenbewegung nicht nur, reproduktive Tätigkeiten ihrer Wirtschaftsleistung entsprechend zu bezahlen, sondern deklarierten diese erstmals auch als Arbeit. Dass Care-Arbeit der Arbeitscharakter bis dahin gesellschaftlich aberkannt wurde, führten Geschlechterforscherinnen auf die Naturalisierung weiblicher Tätigkeitsformen mit der Etablierung kapitalistischer Produktionsverhältnisse zurück. So liege es vermeintlich im Wesen der Frau sich hingebungsvoll und liebend um andere zu sorgen (Bock und Duden 1977; Duden 2009). Diese affektive Rahmung verstellte den Blick dafür, das Kümmern von Hausfrauen und Müttern in ihrem Verweisungszusammenhang mit der männlichen Lohnarbeit wie auch Alterssicherung zu verstehen, geschweige denn produktive und reproduktive Tätigkeiten als gleichwertig anzuerkennen.<sup>20</sup> Klassenspezifische Untersuchungen zeigten darüber hinaus, wie lohnarbeitende Frauen und Mütter jenseits des bürgerlichen Ein-Ernährer-Modells als sogenannte »Zuverdienerinnen« oder Alleiner-nährerinnen den Belastungen beider Sphären ausgesetzt waren. Mit dem

---

Hauptlast der familiären Sorgearbeit übernimmt. Um Arbeit und Familie zu vereinbaren, werden Care-Arbeiten außerdem zunehmend ausgelagert. Neben innerfamiliären Sorgearrangements und der unbezahlten Unterstützung von Großmüttern (bisweilen auch Großeltern) sind insbesondere die sogenannten *global care chains* (Hochschild 2000) die Antwort auf die in westlichen Gesellschaften entstandene Sorgekrise. *Global care chains* sind transnationale Netzwerke, in denen Sorge- und Pflegearbeit von einer Person zur nächsten weitergegeben wird, oft über Ländergrenzen hinweg. Diese Ketten entstehen, wenn migrantisierte Frauen – meist aus dem Globalen Süden oder aus wirtschaftlich deprivilegierten Ländern – ihre eigene Familie zurücklassen, um in wohlhabenderen Regionen Sorgearbeit zu leisten, etwa als Haushaltsangestellte, Kinderbetreuerinnen oder Pflegekräfte. Privatisiert und meist informell organisiert reproduzieren diese Sorgefigurationen nicht nur vergeschlechtlichte, sondern auch globale Ungleichheitsverhältnisse. Die Umverteilung von Carearbeit findet somit kaum zwischen den Geschlechtern statt, sondern überwiegend zwischen Frauen.

20 Noch heute ist die Sichtbarmachung und monetäre wie gesellschaftliche Anerkennung von Care-Arbeit eine zentrale feministische Forderung, wie u. a. die »Aktionsgruppe Care.Macht.Mehr« (<https://care-macht-mehr.com/>), das »Netzwerk Care Revolution« (<https://care-revolution.org/>) oder die Initiative »Equal Care Day« (<https://equalcareday.de>) zeigen.

Theorem der »doppelten Vergesellschaftung« (Becker-Schmidt 1987, 2010) verschob sich der geschlechtertheoretische Fokus künftig auf den gesamten Lebenszusammenhang und das dort geleistete Vereinbarkeitsmanagement von lohn- und carearbeitenden Frauen. Auch das Konzept der »alltäglichen Lebensführung« (Jurczyk und Rerrich 1993; Jurczyk et al. 2016) knüpft an einen weiten Arbeitsbegriff an und fragt danach, wie Alltag zwischen Arbeit und Leben gelingt und welche Strategien und Handlungspraxen hierfür entwickelt werden. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der vormals in der Arbeits- und Industriosozilogie geprägte enge Arbeitsbegriff von Seiten feministischer Bewegungen wie auch – damit eng verknüpft – Geschlechterforscher\*innen interdisziplinärer Couleur herausgefordert und erweitert wurde.

Auch in der volkskundlich\_europäisch\_ethnologisch\_kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Arbeit lassen sich ähnliche Tendenzen nachzeichnen. Der Themenkomplex »Arbeit und Geschlecht« wurde erstmals ausführlich von der sich formierenden Kommission für Frauenforschung aufgegriffen (Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung Freiburg 1988). Nachdem zu Beginn der Institutionalisierung zunächst eine Bestandsaufnahme frauenspezifischer Forschungsfelder und Erkenntnisse sowie daran anknüpfender methodischer Fragen im Zentrum standen, kristallisierte sich bereits auf der zweiten Kommissionstagung ein erhöhtes Interesse für weibliche Tätigkeitsformen heraus (Lipp 2001, S. 330 f.); Eine Tatsache, die die Kommission schließlich dazu veranlasste, die dritte Tagung »Rund um die Uhr. Frauenalltag in Stadt und Land zwischen Erwerbsarbeit, Erwerbslosigkeit und Hausarbeit« in Gänze der kulturwissenschaftlichen Analyse von »Frauenarbeit« zu widmen (AG Frauenforschung in der Volkskunde Marburg 1988). Zwar waren Frauen in der Volkskunde nicht wie in anderen Disziplinen völlig unsichtbar, sie wurden jedoch überwiegend im Kontext der Familienforschung abgehandelt und damit auf ihre Rolle im reproduktiven häuslichen Bereich reduziert (Lipp 2001, S. 335; vgl. kritisch Riehl 1855). Die überwiegend in den 1980er Jahren entstandenen Forschungen setzten hier ein Gegengewicht, indem sie sich der »städtischen und ländlichen Frauenarbeit« (Lipp 2001, S. 331) widmeten. Es ging darum »Frauenarbeit gerade dort sichtbar zu machen, wo sie nicht vermutet wird« (Lixfeld 1988, S. 15). Im Dienste dieses wissenschaftlichen Bestrebens wurde zunächst versucht, Erwerbsarbeiten von Frauen kompensatorisch aufzuar-

beiten (Lipp 2001, S. 332).<sup>21</sup> Die anfänglichen Untersuchungen umfassten ein breit gefächertes Spektrum weiblicher Arbeiten: »Frauen im Bergbau, im Handwerk, in der Landwirtschaft, in der Fabrik, in Gewerbe und Handel, im Haushalt« (Lixfeld 1988, S. 15). Sie deckten darüber hinaus einen Zeitraum von 500 Jahren ab und verdeutlichten, dass »geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen zeitbedingte Setzungen darstellen« (Lixfeld 1988, S. 15). Geprägt durch die Alltagskulturforchung, konzentrierten sich die Analysen bereits auf die »gesamte Lebenssituation«<sup>22</sup> (Lipp 2001, S. 331); eine Perspektive, die sich durch die vermehrte Kritik der interdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung an einem engen Arbeitsbegriff konzeptionell in seiner Erweiterung niederschlagen sollte, wie oben bereits dargestellt. Spezifische Auseinandersetzungen mit Arbeit im erweiterten Sinne und ihren vergeschlechtlichten Dimension folgten außerdem im Rahmen der Tagungen »Geschlecht und Ökonomie« (Fenske und Eggeling 2005) sowie »Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge. Ethnografische und geschlechtertheoretische Perspektiven« (Binder et al. 2019). Auch in der kulturwissenschaftlichen Arbeitskulturenforchung wurden vergeschlechtlichte Dimensionen von Arbeit wiederholt in den Fokus gerückt (Götz und Lemberger 2009b; Hess 2009; Konvalinka 2013; Götz et al. 2010; Götz 2013a, 2013b, 2017; Schmidt 2017; Jochim 2020, Reggi-Graßl 2021)<sup>23</sup> und operiert

---

21 Außerdem reflektierten die damaligen Fachfrauen das eigene Arbeiten als Wissenschaftlerinnen. Sie kritisierten die prekären Beschäftigungsverhältnisse, in denen die meisten angestellt waren und die – bei zeitgleichen familiären Carverpflichtungen – vielen den Weg zur eigenen Professur erschwerten. Darüber hinaus bemängelten sie die Rezeptionssperre innerhalb des Faches, die eine Sichtbarmachung gewonnener Erkenntnisse wie auch der Forscherinnen selbst verhinderte (Lixfeld 1988, S. 16).

22 Hervorzuheben ist, dass Frauenarbeit aus volkskundlicher Perspektive immer schon im Kontext des gesamten Lebenszusammenhangs analysiert wurde, da die Alltagszentriertheit des Vielnamenfaches einen weiten Arbeitsbegriff sozusagen voraussetzte. Wo sich in einer interdisziplinären Debatte für die Erweiterung des Arbeitsbegriffs eingesetzt wurde, wie ich oben in Kürze skizziert habe, war es innerhalb der Volkskunde allgemeine Forschungspraxis, Frauenarbeit in ihren umfassenden und alltäglichen Auswirkungen zu ergründen. Es ist anzunehmen, dass die volkskundliche Frauenforschung sich im Zeichen der Zeit entwickelte, dass internationale Debatten und interdisziplinäre geschlechtertheoretische Standpunkte in die Wissensarbeit der Fachfrauen hineinwirkten, dass die dort generierten fachspezifischen Erkenntnisse und Forschungspraxen jedoch kaum hinauswirkten. Ein disziplinüberschreitender Wissenstransfer wurde durch die Nischenstellung der Volkskunde innerhalb der universitären Landschaft und besonders durch die Marginalisierung der Frauenforschung innerhalb des Faches (Stichwort: Rezeptionssperre) erschwert.

23 Dabei könnte kritisiert werden, dass Geschlecht innerhalb der Kommission für Arbeitskulturenforchung meist nicht als zentrale Strukturkategorie gehandhabt wird, sondern weiterhin als

mit einem weiten Arbeitsbegriff. Was als Arbeit gelte, müsse letztlich induktiv aus der Subjektperspektive erforscht werden denn deduktiv gesetzt (Herlyn et al. 2009; Götz 2010; Götz 2013a, S. 185).

Die vorliegende Studie knüpft an geschlechtertheoretische Argumente für einen weiten Arbeitsbegriff an. Arbeit in ihrer weiten Konzeption verstehe ich demnach als Dreh- und Angelpunkt, von dem aus sich das Feld aufspannt. Arbeit und ihre gesellschaftliche Bewertung fungieren als strukturelle Ursachen weiblicher Altersarmut. Arbeitsstrukturen materialisieren sich darüber hinaus in den Subjekten: Arbeit formt Wissen und Körper, Arbeit hat Einfluss auf Selbstbilder und Selbstwertgefühle und bildet damit auch die Ausgangslage dafür, wie Armut im Alter alltäglich verortet und bearbeitet wird. Ein weiter Arbeitsbegriff rahmt damit einerseits den Blick auf die strukturellen Bedingungen weiblicher Altersarmut und andererseits auf die Handlungsspielräume der Akteurinnen im Umgang mit finanziellem Mangel. So verstehe ich auch die gegenwärtige alltägliche Lebensführung als Arbeit (siehe hierzu auch Götz und Schweiger 2020). Mit einem weiten Verständnis von Arbeit gelingt es, wie schon in den anfänglichen Studien zur »Frauenarbeit«, diese im Lebenszusammenhang zu betrachten – und dies zudem mehrdimensional. Zeitspezifisch schärft diese Perspektive das Verständnis dafür, welche Auswirkungen ehemals ausgeübte Tätigkeiten auf das gegenwärtige und womöglich zukünftige Alltagsarrangement haben. Ein Arbeitskörper beispielsweise, der Jahrzehnte lang andere Körper in Krankenbetten gehievt hat, ist im Alter mit eingeschränkten körperlichen Ressourcen und einem erhöhten gesundheitlichen Kostenrisiko behaftet, was die alltäglichen Bearbeitungsformen weiblicher Altersarmut begrenzend strukturiert. Arbeit bedeutet dann beispielsweise auch die Arbeit am eigenen Körper, um diesen als körperliche Ressource fit zu halten und weitere Gesundheitskosten zu vermeiden. Neben der zeitlich-biografischen Dimension schärft die Perspektive auf den gesamten Lebenszusammenhang auch das Verständnis dafür, welche Formen von Arbeit verrichtet werden, um im Rahmen des Knappheitsmanagements verschiedene Tätigkeitsfelder und auch Subjektpositionen auszubalancieren und zu vereinbaren. So bedarf die eigenverantwortliche Bearbeitung weiblicher Altersarmut zusätzlicher Strategien alltäglicher Lebensführung, beispielsweise dann,

---

Nebenschauplatz fungiert, der von den immer gleichen Forscherinnen bearbeitet wird. Für einen Überblick des Themenspektrums der Kommission lohnt ein Blick auf die Kommissionspublikationen, <http://www.dgv-arbeitskulturen.de/>.

wenn ein Minijob ausgeübt wird, um über die Runden zu kommen, die prekäre Situation jedoch gleichzeitig vor den Kindern verborgen werden soll. Die Geheimhaltung wird dann zur affektiv motivierten Arbeit, weil hier Emotionen wie die Mutterliebe eine Umkehr hegemonialer mütterlicher Fürsorgepraktiken unterwandern. Welche konkreten Formen affektiver Arbeit in welcher Weise eingesetzt werden müssen, um Altersarmut zu verarbeiten und sich trotz Stigmatisierung und sozialen Prozessen der körperlichen wie anerkennungstheoretischen Entwertung als handlungsfähiges Subjekt zu erfahren, soll im Folgenden analytisch herausgearbeitet werden. Die Studie wird zeigen, dass bisherige Konzepte zu Affektarbeit und Emotionsmanagement (u. a. Hochschild 1983, Gutiérrez Rodríguez 2010) die hier gefundene Form »selbstreferenzieller Affektarbeit«, wie ich sie empirisch begründet am Ende des Buches (7.2) begrifflich einfangen und theoretisieren werde, nicht in Gänze treffen.

### 2.2.2 Von relativer Armut zur Prekarität im Lebenszusammenhang: Eine begriffspolitische Entscheidung

Wie im letzten Unterkapitel dargelegt ist weibliche Altersarmut die Konsequenz gesellschaftlich unzureichend anerkannter Care-Arbeit. Weil die Sorge um andere nicht bzw. kaum als Bemessungsgrundlage für die Alterssicherung fungiert, befinden sich viele (insbesondere geschiedene und alleinlebende) Frauen im Alter in prekären Lebenslagen. Laut dem Armutsforscher Christoph Butterwegge dient der Armutsbegriff im bundesdeutschen Kontext zur Charakterisierung »einer besonders prekären Lebenslage« (2018, S. 8). Die Begriffe Armut und Prekarisierung werden dabei oft synonym verwendet. Mona Motakef stellt in ihrer einschlägigen Einführung in die Prekarisierungsforschung fest, dass es hierzu noch Klärungsbedarf gibt (Motakef 2015, S. 67), um einige Jahre später im Sammelband »Frauen und Armut – Feministische Perspektiven« selbst einen Vorschlag zu unterbreiten (Motakef 2020). Entgegen Klaus Kraemer, der eine klare Differenzierung zwischen den beiden Begriffen vornimmt und prekäre Lagen als Vorstufe von Armutslagen definiert (Kraemer 2008), arbeitet Motakef das Potenzial eines weiten Prekaritätsbegriffs heraus, um Armutsphänomene zu beschreiben und zu analysieren. Sie räumt ein, dass die noch relativ junge Prekarisierungsdebatte aus Perspektive der Armuts-

forschung auch als »alter Hut« gelesen werden könne, kommt dann aber zu dem Schluss, dass

»die Stärke der Prekarisierungsforschung [...] darin gesehen werden [kann], dass sie eine Wiederaufnahme der Diskussion um das Verhältnis von ›Erwerbsarbeit und Leben‹, von gesellschaftlich notwendiger und wertvoller Arbeit, um intersektional vermittelte Ungleichheiten, der Sozialen Frage, Kapitalismuskritik und damit zusammenhängend der Bedeutung von Sorgearbeit im Kapitalismus darstellt.« (Motakef 2020, S. 77)

Darüber hinaus kann der Prekaritätsbegriff Abhilfe schaffen, einem gesellschaftlichen Phänomen nachzuspüren, das sich nicht an den Rändern der Gesellschaft abspielt, sondern in dessen Mitte stattfindet. Motakef warnt, dass die Armutsforschung mit ihrer zentralen Exklusionsperspektive Gefahr laufe, finanziellen Mangel als Randphänomen zu betrachten (2015, S. 13–16). Genau dieser Zusammenhang werde in neueren Armutsdiskursen unterschwellig immer wieder diskutiert, so auch Butterwegge. Die Debatte drehe sich oft darum, ob Armut für die Betroffenen drastischer werde oder ob mehr Menschen von Armut betroffen seien, »ob eine neuerliche Pauperisierung [...] und stärkere Marginalisierung oder eine Generalisierung des Armutrisikos und eine umfassende ›Durchprekarisierung‹ der Gesellschaft stattfinden« (2018, S. 22). Um diese Fragestellung zu umgehen, schlägt Motakef vor, die Prekarisierungsdebatte als Erweiterung der Exklusionsforschung zu begreifen, ohne jedoch absolute Armutslagen relativieren zu wollen, die in einem schlanken aber immer noch sozialen Wohlfahrtsstaat nichtsdestotrotz die Ausnahme darstellen (2015, S. 15). Um Altersarmut von Frauen zu verstehen, operiert vorliegende Forschung daher mit einem weiten Prekaritätsbegriff. Gerade weil Sorgearbeit im Kontext weiblicher Altersarmut eine zentrale Rolle spielt und weil es sich hierbei vor allem auch um ein mittelschichtiges Phänomen handelt (Götz 2019a), scheint die Prekaritätsdebatte hier überaus anschlussfähig zu sein.

Wie der Arbeitsbegriff ist auch der Prekaritätsbegriff umkämpft und oszilliert je nach Forschungsstandpunkt und Forschungsfrage zwischen engen und weiten Konzeptionen. Im Folgenden will ich die Debatten um jene Konzeptionen skizzieren und mich innerhalb der verschiedenen Forschungsstränge verorten. Welche Begriffsdefinitionen zeigen sich für vorliegende Studie anschlussfähig und warum? Welchen Beitrag kann eine weite Operationalisierung ferner zu einer interdisziplinären Prekarisie-

rungsforschung leisten? Impulsgebend für die Prekarisierungsdebatte<sup>24</sup> waren die französischen Soziologen Pierre Bourdieu und Robert Castel (vgl. u. a. Motakef 2015, S. 6, 24–36). Pierre Bourdieu verhandelte Unsicherheit in seiner Brandrede »Prekarität ist überall« (Bourdieu 1998a) während des *Europäischen Treffens gegen die Prekarität* als »neuartige Herrschaftsform« (Bourdieu 1998a, S. 4), die politisch gewollt sei. Auf Grundlage einer europaweit hohen Arbeitslosenquote stellte er die These auf, dass die Verknappung von Erwerbsarbeit zu gesteigerten Konkurrenzverhältnissen unter den Arbeitnehmenden führe (Bourdieu 1998a, S. 3 f.). Nicht nur die »Subproletarier« fürchteten um ihre Arbeitsplätze, auch die »Proletarier« bangten um ihre (noch) sichere Lage. Aus Angst sozial abzustiegen waren sie darüber hinaus gewillt, schlechtere Arbeitsbedingungen hinzunehmen. Bourdieu schlussfolgerte, dass die zunehmende Verunsicherung jedes einzelnen – seien es »Arbeiter, Angestellte in Industrie und Handel, Journalisten, Lehrer und Studenten« (Bourdieu 1998a, S. 3) –, ein Aufbegehren verhindere und in letzter Konsequenz den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährde. »Aufgrund dieser Konkurrenz«, so Bourdieu, »[...] kommt es zu einem regelrechten Kampf aller gegen alle, der sämtliche Werte der Solidarität und Menschlichkeit zunichtemacht [...]« (Bourdieu 1998a, S. 3). Auch in dem Gemeinschaftswerk »Das Elend der Welt« (Bourdieu 2010e), das für die deutschsprachige Prekarisierungsdebatte als ebenso wichtig einzustufen ist (vgl. Motakef 2015, S. 30–36) und darüber hinaus für das Forschungsprojekt »Prekärer Ruhestand« von zentraler methodologischer Bedeutung war (3.1.1), betonten Bourdieu und sein Forschungsteam die alltäglichen gesellschaftszersetzenden Mechanismen der »neoliberalen Invasion« (Bourdieu 1998b). Wie schon Bourdieu, warnte auch Robert Castel in Durkheimischer Tradition<sup>25</sup> davor, dass die soziale Kohäsion als Resultat abgesicherter Ar-

---

24 Für einen systematischen Überblick über die deutschsprachige soziologische Prekarisierungsdebatte, ihre französischen Vorläufer sowie die Leerstellen und Potenziale des Prekarisierungsbegriffs siehe Motakef (2015). An dieser Stelle sei Mona Motakef gedankt für ihr einschlägiges Einführungswerk, das es vermag eine bis dato undurchsichtige, vielstimmige und kontroverse Debatte derart präzise und umfassend zugänglich aber nicht unterkomplex, sowie kritisierend und weiterführend aufzuarbeiten. Zudem bedanke ich mich für den produktiven Austausch während der Tagung »Prekarisierung unbound? Zum gegenwärtigen Stand der Prekarisierungsforschung aus interdisziplinärer Perspektive« im März 2017 am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin, bei der ich mein Forschungsprojekt präsentieren und zur Diskussion stellen durfte.

25 Der Soziologe Émile Durkheim beschäftigte sich in seinen Analysen u. a. mit dem inneren Zusammenhalt und der sozialen Ordnung moderner Gesellschaftsformationen. Auf der Grundlage

beits- und Lebensverhältnisse gegenwärtig auf dem Spiel stehe. Mit seinem Werk »Die Metamorphosen der sozialen Frage« (Castel 2000) legte Castel eine minutiöse Analyse kapitalistischer Lohnarbeitsverhältnisse aus historischer Perspektive vor und zeichnete den sukzessiven Abbau sozialer Absicherung nach. Diese »große Transformation« (Castel 2009, S. 23) führe zur »Wiederkehr der sozialen Unsicherheit« (Castel 2009), die durch eine Vielzahl sozialer Errungenschaften des 20. Jahrhunderts gebändigt schien und an den existenzgefährdenden gesellschaftlichen Zustand zu Beginn der Industrialisierung erinnere. In seinem Artikel in dem mit Klaus Dörre herausgegebenen Tagungsband »Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts« (Castel und Dörre 2009), der den Startschuss für die deutschsprachige Prekarisierungsdebatte gab, stellt er den Ruhestand als eine solche Errungenschaft sozialer Absicherung exemplarische heraus, gleichwohl er das Äquivalenzprinzip und seine ungleichheitsfördernde Logik kritisiert:

»Das Recht auf ein Altersgeld ist nur ein Beispiel für das Gebäude der sozialen Absicherung, das man, ausgehend von der Erwerbsarbeit, errichtete, ein Gebäude, das von einem großen Sieg über die soziale Unsicherheit zu sprechen erlaubt [...]. Das Recht auf ein Altersgeld illustriert zugleich den Unterschied zwischen Fragen der sozialen Sicherheit und Fragen sozialer Gleichheit. Einem geringen Einkommen entspricht eine geringe Rente während einem guten Einkommen eine ansehnliche Rente entspricht [...].« (Castel 2009, S. 24)

Castel markiert die Mitte der 1970er Jahre als historische Zäsur, in dem der Ausbau des sozialen Sicherungssystems zunächst ins Stocken geriet und anschließend konträre Dynamiken in Gang gesetzt wurden, die er mit den Begriffen »Entkollektivierung« und »Re-Individualisierung« umschreibt (Castel 2009, S. 25): »Die kollektiven Strukturen brechen zusammen, während die Aufforderung, sich als Individuum zu verhalten, sich verallgemeinern«, so Castel (Castel 2009, S. 26). Mit der sich transformierenden Lohnarbeit werde auch der Rentenanspruch, »ein mit dem Beschäftigungsverhältnis verknüpftes Recht« (Castel 2009, S. 24), prekär, für manche mehr für manche weniger, wie Castel mit Verweis auf soziale Ungleichheitsverhältnisse verdeutlicht, wengleich er hier nicht explizit auf die Kategorie Geschlecht eingeht. Bourdieu und Castel attestieren zunehmende Verunsicherung ausgehend von einem veränderten Erwerbs-

---

des Zusammenhangs von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und Solidarität entwickelte er unterschiedliche soziale Integrationsmodi (Durkheim 1992; Motakef 2015, S. 21 f.).

arbeitsmarkt, die sich jedoch weit in die alltäglichen Handlungsspielräume einschreiben, wie schon Bourdieu betonte: »Prekarität hat bei dem, der sie erleidet, tiefgreifende Auswirkungen« (Bourdieu 1998a, 1). Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang auch von der demoralisierenden und demobilisierenden Wirkung auf das prekarierte Subjekt (Bourdieu 1998a, S. 2). Die beiden französischen Denker fokussieren Prekarisierung damit vor allem als »sozialdestruktiven« Prozess, der die Handlungsfähigkeit der Betroffenen einschränkt (Motakef und Wimbauer 2019, S. 784).

In der deutschsprachigen Wissenschaftslandschaft adaptierte zunächst die Arbeits- und Industriesoziologie den in Frankreich geprägten Prekarisierungsbegriff. Ebenso an sozialen (Des-)Integrationsprozessen interessiert, stellten auch die hiesigen Wissenschaftler\*innen (Brinkmann et al. 2000) die zunehmende Unsicherheit ins Zentrum ihrer Analysen. Zwar wurde sich darauf verständigt, dass Prekarisierung, wie Bourdieu bereits beobachtet hatte, allgegenwärtig sei. Um empirisch konzentriert forschen zu können, grenzten sie diese weite Konzeption von einem engen Prekaritätsbegriff ab, der sich ausschließlich auf Erwerbsarbeit bezieht. Im Gegensatz zur männlichen – entfristeten, sozial abgesicherten und vollzeitumfänglichen – Normalerwerbsarbeit wurden die sogenannten atypischen Arbeitsverhältnisse als prekär definiert. Diese oft im Niedriglohntsektor angesiedelten Tätigkeitsformen sind meist befristet und bieten keinen oder nur geringfügigen Sozial-, Renten- und Krankenversicherungsschutz (ebd., S. 17). Gerade diese atypischen Arbeitsverhältnisse gelten jedoch als charakteristisch für feminisierte Lohnarbeitsformen.<sup>26</sup>

Dieser Umstand veranlasste Brigitte Aulenbacher zu einer scharfen Kritik an der bis dato geführten Prekarisierungsdebatte, allen voran der Castelschen These zur Wiederkehr sozialer Unsicherheit (Aulenbacher 2009). Von Wiederkehr könne nur die Rede sein, wenn man ausschließlich die männliche Normalerwerbsarbeit betrachte. Frauen seien hingegen bereits im fordistisch geprägten Wohlfahrtsstaat lediglich abhängig abgesichert

---

26 Politische Regulierungen wie das Ehegattensplitting setzen darüber hinaus monetäre Anreize für das Eineinhalb-Ernährer-Modell, in dem das Familieneinkommen aus einem Vollzeit- und einem geringfügigen Teilzeitlohn besteht. Empirisch zeigt sich, dass Ehefrauen die Rolle der Zuverdienerin ungleich häufiger einnehmen als Ehemänner. Auch wenn also das männliche Normalerwerbsverhältnis im Erodieren begriffen ist und viele Männer ihrer Rolle als Familienernährer nur noch bedingt gerecht werden können, waren und sind es überwiegend Frauen, die in atypischen Beschäftigungsverhältnissen prekär arbeiten.

gewesen.<sup>27</sup> Die Soziologin und Geschlechterforscherin warf Castel eine androzentristische Perspektive auf die Transformationsprozesse westlicher Ökonomien vor und kritisierte, dass Verunsicherung in soziologischen Analysen erst wahrgenommen wurde, als sie in »historisch neuem Ausmaß« (ebd., S. 65) auch männliche Subjektivitäten betraf. In ihrer Neuauflage der sozialen Frage rekonstruiert Aulenbacher die Transformationsprozesse aus geschlechtertheoretischer Perspektive. Unter Berücksichtigung eines weiten Arbeitsbegriffs, der neben Erwerbsarbeit auch familiäre Sorgearbeit miteinbezieht (wie im vorherigen Kapitel dargelegt), macht sie deutlich, dass auch der Prekaritätsbegriff weit gefasst werden muss, um Verunsicherung in ihren gesamtgesellschaftlichen sowie lebensweltlichen Auswirkungen begreifen zu können. Die Missachtung der immer schon prekarierten Positionierung weiblicher Subjekte im kapitalistischen Verweisungszusammenhang ist wohl ein Grund dafür, dass weibliche Altersarmut lange nicht als strukturimmanentes Organisationsprinzip verstanden wurde.

Mona Motakef und Christine Wimbauer (2019) zeigen in ihrer Aufarbeitung des prekarisierungstheoretischen Forschungsstandes darüber hinaus, dass die Geschlechterforschung unsichere Arbeits- und Lebensverhältnissen lange vor der international einsetzenden Prekarisierungsdebatte untersuchte, ohne jedoch den Begriff der Prekarisierung zu verwenden. Unter dem Titel »Prekarisierungsforschung avant la lettre« (ebd., S. 785) verweisen sie u. a. auf die Studie »Eines ist zu wenig – beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik« (1984) von Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp und Beate Schmidt, die nicht nur zur Erweiterung des Arbeitsbegriffs beigetragen haben, sondern in ihrer Konzeptionalisierung Verunsicherung bereits im gesamten Lebenszusammenhang in den Blick nahmen. Ausgehend von einem weiten Arbeitsbegriff wird in geschlechtertheoretischen Analysen daher von »Prekarität im Lebenszusammenhang« gesprochen und Unsicherheit über Erwerbsarbeitsverhältnisse hinausgehend definiert. Motakef und Wimbauer betonen außerdem die Ambivalenzen von Prekarisierungsprozessen. Entgegen Castel und Bourdieu gefährde das Brüchig-Werden des männlichen Ernährer-Modells nicht nur den gesellschaftlichen Zusammenhalt,

---

27 Nicht nur diese kurz skizzierte androzentristische Kritik am wissenschaftlichen Prekarisierungsdiskurs, sondern auch der Ruf nach einer dekolonialen Perspektivierung warfen eine Reihe von theoretischen wie methodologischen Positionierungen und Fragestellungen auf und mit ihnen Definitionskämpfe darüber, wer oder was eigentlich prekär ist (Motakef 2015, S. 6–11).

sondern ermögliche auch neue Handlungsspielräume, so die beiden Soziologinnen (2019, S. 787). Auch aus postoperaistischer Perspektive wird vor einer engen Begriffskonzeption gewarnt und dafür plädiert, Prekarisierung vor dem Hintergrund eines weiten Arbeitsbegriffes vielmehr als »Ausbeutung eines [...] mehr oder weniger zumutbaren Alltags« (Pieper et al. 2009, S. 342) zu begreifen.

Eine noch weitere Begriffsdefinition legt Judith Butler vor (Butler 2005, 2010). Die politische Philosophin konzipiert Prekarität als Grundbedingung menschlicher Existenz. Wenn sich diese weite Konzeption für empirische Untersuchungen zwar wenig praktikabel zeigt, ist sie in ihrer politischen Bedeutung nicht zu unterschätzen. So lenkt Butler die Prekarisierungsdebatte weg von der Frage, wer oder was prekär ist, hin zu der Frage, wie mit der existenziellen Prekarität aller gesellschaftspolitisch umzugehen ist. Politik müsse, so Butler,

»Gefährdung als gemeinsame Bedingung und Prekarität als den politisch zu verantwortenden Zustand begreifen, in welchem durch radikal ungleiche Wohlstandsverteilung und die ungleiche – rassistische und nationalistische – Exposition ganz bestimmter Bevölkerungsgruppen eine Gleichverteilung der Gewaltrisiken verweigert wird.« (ebd., S. 34)

Dieses existenzielle »Gefährdetsein des Lebens«, das heißt die körperlich-materielle Verletzbarkeit sowie soziale Angewiesenheit, die Butler als Ausgangspunkt neuer Bündnispolitiken setzt, erhält durch die Altersspezifik des untersuchten Feldes zudem eine besondere Bedeutung, insofern der Tod und das Sterben für viele der Befragten nicht nur eine zufällige Möglichkeit darstellt, sondern als realistisches und konkretes Zukunftsszenario problematisiert wird und die gegenwärtigen Handlungsspielräume strukturiert.

Auch in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie fand mit dem Entfachen der Prekarisierungsdebatte im deutschsprachigen Raum eine intensive Auseinandersetzung mit den Auswirkungen der sich wandelnden fordistischen Arbeitsgesellschaft statt. Der Tagungsband »Prekär arbeiten, prekär leben«, herausgegeben von Irene Götz und Barbara Lemberger (2009b), versammelt eine erste kulturwissenschaftliche Zusammenschau empirischer Innensichten auf unsichere Lebenslagen. Neben der einschlägigen Publikation, die Prekarität in ihrer Verwobenheit von Makro- und Mikroebenen analysiert (ebd., S. 11), entstanden zahlreiche Forschungen, die sich den Prekaritätsbegriff ebenso zu eigen machten, um gruppenspezifische Unsicherheitserfahrungen zu untersuchen (Reiners 2007; Malli 2010), formelle wie informelle Arbeitsverhältnisse und -praxen prekarisierungstheoretisch

zu beleuchten (Sutter 2013; Rau 2016a; Mülli 2020; Groth et al. 2020), Unsicherheit und Geschlecht in den Blick zu nehmen (Rau 2017; Decker 2019), Prekarität im Zusammenhang von *global care chains* zu verstehen (Hess 2010), das Kreativitätspotenzial prekarisierter Grenzgängerinnen an Europas Rändern zu analysieren (Römhild 2010), Prekarität im Kontext sozialer Bewegungen zu erforschen (Hamm und Adolphs 2008, 2009; Hamm und Sutter 2010), gegenwärtige Gesellschaftsanalyse zu betreiben (Katsching-Fasch 2003a) oder eben, wie das Forschungsprojekt »Prekärer Ruhestand«, dem sozialen Phänomen weiblicher Altersarmut nachzuspüren. So mannigfaltig die kulturwissenschaftlichen Zugänge und Forschungsgegenstände im Feld der Prekarisierungsforschung auch sind, sie eint das Interesse an subjektiven Deutungen objektiver prekärer Lagen sowie das Interesse an kreativen Umgangsweisen mit diesen, kurzum, sie eint eine subjekt- und praxistheoretische Forschungsperspektive. Wie Götz und Lemberger mit Bezug auf Bernd Jürgen Warneken betonen, ist das kulturwissenschaftliche Kreativitätskonzept hierbei konsequent antielitär angelegt und nicht zu verwechseln mit dem neoliberalen Appell an Flexibilität, Einfallsreichtum und Risikobereitschaft (Götz und Lemberger 2009a, S. 16 f.). Es gehe vielmehr darum, die Potenziale von Handlungsmacht vor dem Hintergrund gesamtgesellschaftlicher Dynamiken auszuloten. Es solle exploriert werden, so die beiden Kulturwissenschaftlerinnen,

»mit welchen kreativenhaltungen Praxen der Ermächtigung und ›Neuformatierung‹ (Pieper et al. 2009, S. 344) subjektiver und prekarisierter Arbeits- und Lebensbedingungen möglich sind und wie dieser Eigen-Sinn nicht vollständig in einem alle Lebensbereiche durchdringenden, Kreativität vernutzenden neuen Kapitalismus auf- und untergeht.« (Götz und Lemberger 2009a, S. 25)

Damit wird Raum geöffnet den Prekaritätsbegriff induktiv zu schärfen sowie widersprüchliche Deutungsmuster und Handlungsweisen der Akteurinnen zuzulassen. Ähnlich wie geschlechtertheoretische Ansätze, die die Erosion der fordistischen Trias nicht nur hinsichtlich ihrer gesellschaftszersetzenden Mechanismen lesen, sondern immer auch nach neuen Freiheiten fragen, wird Prekarisierung auch in kulturwissenschaftlichen Perspektivierungen nicht ausschließlich destruktiv, sondern ambivalent bewertet.

Unter Bezugnahme auf die hier skizzierte schlaglichtartige Entwicklung der internationalen Prekarisierungsforschung verstehe ich das gegenwärtige Phänomen weiblicher Altersarmut als strukturimmanente, vergeschlechtlichte soziale Ungleichheit, die sich im Zuge zunehmender

gesellschaftlicher Prekarisierungsprozesse, wie sie Bourdieu und Castel in ihren einschlägigen Werken konstatierten, weiter zuspitzt. Dass Prekarisierung jedoch auch schon in fordistischen Zusammenhängen (und zuvor) existent war und damals wie heute in gravierender Weise von Frauen erfahren wird, hat die Geschlechterforschung mehrfach gezeigt. Der prekär gewordene Ruhestand verunsichert gleichzeitig die alltägliche Lebensführung der Betroffenen. Prekarisierung bildet so gesehen die theoretische Klammer, innerhalb derer Altersarmut von Frauen untersucht wird. Inspiriert von den differenzierten Zugängen und Erkenntnissen der bisherigen Prekarisierungsforschung stütze ich mich im Folgenden auf einen weiten Prekaritätsbegriff, der Prekarität nicht auf prekäre Arbeitsverhältnisse reduziert, sondern sie im Kontext des Lebenszusammenhangs untersucht. Prekarität wird in dieser Konzeption umfassend und mehrdimensional verstanden: als struktureller Prozess, subjektives Gefühl, als existenzielle Bedingung menschlichen Lebens, sowie »als materielle, soziale, psychische und physische Verletzlichkeit« (Götz et al. 2017). In kulturwissenschaftlicher Tradition soll es im Folgenden darum gehen, Prekarität aus der Akteursperspektive zu erhellen und anhand der »[k]reative[n] Haltungen in und anstatt prekärer Verhältnisse« (Götz und Lemberger 2009a, S. 15) die potenziellen Handlungsspielräume prekarisierter Subjektivitäten in ihrer widersprüchlichen Komplexität zu verstehen. Der induktive Blick auf die »gefühlte Prekarität« – und zwar im affekttheoretischen Sinne (2.3) – vermag es, wie noch zu zeigen sein wird, die Prekaritätsdebatte an verschiedenen Stellen zu befeuern. Er liefert nicht nur Erkenntnisse darüber, wie der prekäre Ruhestand Minderwertigkeitsgefühle erzeugt, die eine entsolidarisierende Wirkung haben, sondern auch, wie die feldspezifischen Affizierungen Altersarmut tabuisieren und das Schweigen des Prekariats fortsetzen und schließlich, dass das altersarme Subjekt das existenzielle Prekärsein vor dem Hintergrund gesamtgesellschaftlicher Autonomieanrufungen und einer Politik des Abbaus sozialer Sicherheit nicht mehr verdrängen kann. Motakefs Argumentationen stützend, soll mit einem weiten Prekarisierungsbegriff nicht zuletzt auch eine begriffspolitische Entscheidung getroffen werden, die sich der Bedeutung von Care-Arbeit (vgl. vorheriges Kapitel) im Kontext von Armutslagen verpflichtet hat.

### 2.2.3 Altersarmut von Frauen: »Ein lange vernachlässigtes Problem«

Ich habe anhand empirischer Daten gezeigt, dass Altersarmut weiblich ist und im Anschluss daran entlang der Kategorien »Alter« und »Geschlecht« historisch argumentiert, dass die ungleiche vergeschlechtlichte Verteilung der Altersarmutsrisiken eine strukturelle ist, die im Wohlfahrtsstaatssystem implementiert ist. Um das Phänomen weibliche Altersarmut theoretisch zu verorten, habe ich die beiden zentralen Begriffe »Arbeit« und »Prekarität«, die die vorliegende Studie rahmen, vor dem Hintergrund der jeweiligen Debatten und Forschungsstände offengelegt. Die nachfolgende kurze Zusammenschau der wissenschaftlichen Zugänge zum Thema Altersarmut von Frauen möchte eine grobe Einordnung des Forschungsfeldes ermöglichen, sowie eine vertiefende Darstellung einschlägiger Forschungserkenntnisse und Desiderata vornehmen, um im Anschluss daran die affekttheoretische Perspektivierung darzulegen, die als Heuristik den Deutungsrahmen dieser Arbeit bildet.

Empirisch wie theoretisch wurden die strukturellen Dimensionen sozialer Ungleichheit – aus deren Perspektive auch das Phänomen der Armut wissenschaftlich betrachtet wird – bereits vielfach bearbeitet und belegt. Auch die Rückkehr der Altersarmut wurde konstatiert und biografisch reflektiert (Vogel und Motel-Klingebiel 2013; Brettschneider und Klammer 2016). Ein geschlechtsspezifischer Blick hielt jedoch erst in den 1990er Jahren mit der Weiterentwicklung von Klassen-, Schicht- und Milieuanätzen hin zu Lebenslagemodellen und der Einforderung einer intersektionalen Perspektive Einzug in die allgemeine Ungleichheitsforschung (Mogge-Grotjahn 2018, S. 524–525). Gegenwärtig setzt sich eine eigene Forschungsrichtung der feministischen Theoriebildung mit der Erfassung und Analyse ungleicher Verhältnisse auseinander, die Konzepte feministischer Kapitalismuskritik (Aulenbacher et al. 2015; Bargetz und Günther 2022) oder auch Konzepte zu Prekarisierung, Arbeit und Sorge einbezieht (Völker und Amacker 2015; Aulenbacher et al. 2015; Motakef 2015; Rau 2017). Zwar hat die Altersforschung vereinzelt seit den 1980er Jahren auf eine Spezifik weiblichen Alter(n)s hingewiesen (van Dyk 2015, S. 21; Backes 1983), und die Frauen- und Geschlechterforschung hat die Ursachen weiblicher Armutsrisiken in den letzten vier Jahrzehnten weitgehend aufgearbeitet (Riedmüller 1984; Reintl 1997; Sellach 2010; Mairhuber 2002; Heitzmann und Schmidt 2002; Dackweiler et al. 2020). Die Schnittstelle zwischen Alter, Armut und Geschlecht ist jedoch nach wie vor ein randständiges Thema (vgl. Mogge-

Grotjahn 2018; Ausnahmen: Butterwegge und Hansen 2012; Götz et al. 2017; Götz 2019a; Koch 2020). Eine Leerstelle im Feld vergeschlechtlichter Altersarmut bilden vor allem praxeologische Ansätze, die die Handlungsebene in den Blick nehmen (Mogge-Grotjahn 2018, S. 533–534) und die subjektiven Dimensionen von Armut bzw. von Armutsgefährdung ausleuchten (Götz et al. 2017; Lejeune et al. 2017; Ausnahmen: Götz 2019a). Zu erwähnen ist an dieser Stelle außerdem das Buch »Frauen und Armut – Feministische Perspektiven«, herausgegeben von Regina-Maria Dackweiler, Alexandra Rau<sup>28</sup> und Reinhild Schäfer (2020), das sich dem Feld multiperspektivisch<sup>29</sup> annähert. So argumentiert genannte Publikation zwar auf interdisziplinärem Terrain und deckt mit dem Beitrag »Alt und arm? Armutsrisiken von Frauen im Kontext der Alterssicherung« (Koch 2020) auch die spezifische Problematik weiblicher Altersarmut ab. Empirisch-qualitative sowie hermeneutisch-interpretative Studien, die subjektive Einsichten darüber liefern, wie Armut im Alter wahrgenommen, erlebt, verhandelt und bearbeitet wird, sind jedoch auch dort nicht vertreten und in einer interdisziplinären Debatte unterrepräsentiert.<sup>30</sup> Eine eklatante Leerstelle bilden hierbei vor

---

28 Die hier genannte Alexandra Rau ist Professorin für Theorie und Methoden an der EH Darmstadt und arbeitet u. a. zu folgenden Themenfeldern: Sorgeverhältnisse und Geschlecht, Therapeutisierung der Gesellschaft, Ökonomisierung der Sozialen Arbeit, Prekarisierung und Gouvernamentalität. Wir teilen nicht nur den gleichen Namen, sondern auch einige Forschungsschwerpunkte, was bisweilen zu Verwechslungen führt. Ich bedanke mich bei Alexandra Rau für ihre erkenntnisreichen Beiträge (2016B; 2020A), die auch diese Arbeit bereichern haben.

29 Der Band gliedert sich in vier Themenkomplexe: »Gesellschafts- und armutstheoretische Zugänge«, »Diskurse und Politiken«, »Entkoppelungen und Verwundbar-Machen« sowie »Leben ohne existenzielle Not – Wege in eine neue Gesellschaftlichkeit« (Dackweiler et al. 2020).

30 Darüber hinaus ist das Thema Altersarmut von Frauen nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch vernachlässigt, wie verschiedene Armutsforscherinnen kritisieren; denn obwohl das strukturell bedingte, höhere Risiko weiblicher Armut mehrfach wissenschaftlich nachgewiesen wurde und zu einer der größten sozialpolitischen Herausforderungen gezählt werden kann (Butterwegge und Hansen 2012, S. 128–129; Götz 2019a), wird es in den bisherigen politischen Präventionsmaßnahmen nicht als leitendes Organisationsprinzip des wohlfahrtsstaatlichen Systems anerkannt (Mädje und Neusüß 1996, S. 206; Mogge-Grotjahn 2018, S. 534). Innerhalb geschlechtertheoretischer Forschungsansätze wird zudem davor gewarnt, dass die Ausweitung des *adult worker model* die Mehrfachbelastung von Frauen verschärfe (Götz und Lehnert 2016, S. 99; Auth et al. 2015). Im Gegensatz dazu müssten weibliche Lebensmuster, die häufig durch eine problembehaftete Vereinbarung von Erwerbs- und Care-Arbeiten gekennzeichnet sind, normgebend für das System sozialer Sicherung sein (Fraser 1996, S. 429; Mairhuber 2002, S. 152; Mogge-Grotjahn 2018, S. 534–535). Konkrete Vorschläge und Möglichkeiten der Umsetzung einer strukturellen Änderung werden unter dem *earner and carer model* (Gornick und Meyers 2003; Auth et al. 2015; Mogge-Grotjahn 2018, S. 534–535) verhandelt.

allem affekttheoretische Perspektiven auf Armuts- und Prekarisierungserfahrungen. Wie affiziert Altersarmut und welche Auswirkungen haben Affekte auf die alltäglichen Strategien der Betroffenen? Dies ist eine zentrale, noch offene Frage. Dass Affekte im subjektivistischen Sinne nicht einzigartig sind, sondern immer auch gesellschaftlich strukturiert, werde ich in den Kapiteln 2.3.2 – 2.3.4 weiter ausführen. Für den Moment will ich den affekttheoretischen Überbau zunächst zurückstellen und in Anbetracht des bisherigen Forschungsstandes herausarbeiten, welche weiterführenden Fragen sich daraus ableiten lassen, deren Beantwortung ich mir zum Ziel gesetzt habe.

Einen wichtigen Beitrag zum Schließen der Forschungslücke leistet das von der DFG vier Jahre lang geförderte Forschungsprojekt »Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen«<sup>31</sup> (Götz et al. 2017; Götz 2019a), in dessen Rahmen auch vorliegende Arbeit entstanden ist und das Irene Götz aufgrund der spärlichen Datenlage im Bereich praxeologisch-ethnografischer Perspektivierungen prekären weiblichen Alterns gar als »Grundlagenforschung« (Götz 2019a) bezeichnet. Im Zentrum der Analyse standen die Prekarisierungserfahrungen von Frauen im Alter. Wenngleich bekannt ist, wie ich oben dargestellt habe, dass zunehmend Frauen aufgrund ihrer strukturell bedingten Erwerbs- und Familienbiografien im Alter materiell nicht ausreichend abgesichert sind, so wurden doch deren geleistete Formen der Bewältigung von Altersarmut bislang kaum untersucht. Wie bereits veröffentlichte Ergebnisse des Forschungsteams (vgl. u. a. Götz et al. 2017; Götz und Rau 2017; Gajek et al. 2018; Götz und Schweiger 2018, 2020; Götz 2019a; Götz et al. 2019) zeigen, stützen sich die Akteurinnen auf ein vielseitiges, aber nicht willkürliches Konglomerat an Strategien. Aufgewachsen in der Mangelökonomie der Kriegs- und Nachkriegsjahre, greifen viele auf dort erprobte Ess- und Kochgewohnheiten zurück. Die im Laufe des Lebens erlernten vergeschlechtlichten handwerklichen Fähigkeiten (Nähen, Flickern, Kochen, Backen) werden vielfach eingesetzt, um Dinge des täglichen Gebrauchs zu reparieren und abgelegte Gegenstände

---

31 Das Projekt widmete sich mit seiner subjektzentrierten Perspektive oben genannter Leerstelle und hegte darüber hinaus den Anspruch, über einen wissenschaftlichen Kontext hinaus für das Thema Altersarmut von Frauen zu sensibilisieren, um so, auch für die soziale Arbeit und Politik (Götz 2019a, S. 81–92), ein vielschichtiges und akteurinnennahes Bild weiblichen Alter(n)s zu zeichnen. Vgl. <https://www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forschprojekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html>.

wiederzuverwerten; bisweilen werden sie auch als Arbeitskraft verkauft oder zum informellen Tausch angeboten. Vergeschlechtlichtes und generationsspezifisches Wissen fungiert als zentrales kulturelles Kapital, um fehlendes ökonomisches Kapital zu kompensieren. Zudem stocken viele ihre Rentenbezüge mittels Grundsicherungsbeiträgen, geringfügigen Arbeitslöhnen oder ehrenamtlichen Aufwandsentschädigungen auf. Als Zeitungsverkäuferin, im Callcenter oder auch als sogenannte »Leihoma«, wie die einleitend vorgestellte Gisela Kachler, sind viele der Befragten auch nach dem Renteneintritt weiterhin erwerbstätig, um ihr monatliches Auskommen zu sichern. Diejenigen, die Grundsicherung erhalten, dürfen nichts hinzuverdienen, das Ehrenamt, beispielsweise als Vorleserin in der Grundschule, fungiert hier – sicher auch neben anderen Motiven – als zusätzliche finanzielle Stütze, so haben Aufwandsentschädigungen keine Auswirkungen auf den Grundsicherungsbezug. Eine vollauskömmliche Weiterarbeit im ehemals praktizierten Beruf ist in vielen Fällen aufgrund struktureller Gegebenheiten, wie einem gesetzlich festgelegten Renteneintrittsalter, welches den Arbeitnehmer\*innen ihren Kündigungsschutz entzieht, oft nicht möglich. Diese arbeitsrechtlichen Bedingungen in Verschränkung mit altersdiskriminierenden Arbeitslogiken, die gerade älteren Frauen Zugänge zu lukrativen Sphären des Erwerbsarbeitsmarkts erschweren, sind die Ursache dafür, dass insbesondere Minijobs und ehrenamtliche Tätigkeiten für viele die einzige und zentrale Quelle finanziellen Kapitals sind. Manche der Befragten des Projekts können im täglichen Umgang mit ihrer finanziellen Notlage nicht zuletzt auch soziales Kapital nutzbar machen. Sie profitieren von wohlhabenderen Freund\*innen und deren Geschenken (in Form von Essenseinladungen, Kleiderspenden oder Urlaubseinladungen) oder können sich auf die Hilfe der engeren Familienangehörigen verlassen. Gerade letzteres steht jedoch meist im Widerspruch zu normativen Vorstellungen mütterlicher Fürsorgepraktiken des steten Kümmerns um die Nachkommen, was das eigene Bedürftig-Sein oftmals ausschließt. Körperliches Kapital scheint in vielen Fällen existenziell zu sein, so sind die Strategien des Weiterarbeitens wie auch des Selbermachens stets von der eigenen Gesundheit abhängig. Ein »krankter« Körper verursacht Kosten und ein »funktionierender« Körper gilt als Voraussetzung, um ihn beispielsweise als Arbeitskraft einzusetzen. Aufgrund dessen ist die körperliche Pflege für viele der Befragten eine weitere zentrale Strategie der Vorsorgepraktik, um fit zu bleiben und potenziell steigenden gesundheitlichen Kosten entgegenzuwirken, die das zur Verfügung stehende monatliche Budget aufzehren.

Die bisherigen Forschungsergebnisse des Projekts »Prekärer Ruhestand« lassen aber nicht nur eine Vielzahl an Bewältigungsstrategien erkennen, die je nach biografischer Erfahrung und sozialräumlicher Positionierung unterschiedlich ausgeprägt sind und je spezifische Formen des Kapitalaustausches ermöglichen sowie begrenzen. Die hier skizzierten Strategien des alltäglichen Umgangs mit weiblicher Altersarmut verweisen auch auf deren permanente Gefährdung. Die bisherigen Erkenntnisse zeigen, dass und wie die Interviewten ihre verobjektivierte Armutslage eigenmächtig bearbeiten und damit auch einem Gefühl der Ohnmacht entgegenarbeiten. Gleichzeitig wird deutlich, wie fragil die ausgeklügelten Alltagsarrangements sind und dass deren Aufrechterhaltung von verschiedenen Faktoren verunsichert wird, die sich insbesondere in den Dimensionen des Wohnens, der Erwerbsarbeit, des Einkommens und des Körpers verdichten und sich gegenseitig bedingen. Dabei lassen sich eine Reihe wiederkehrender Drohszenarien identifizieren, die trotz des gelingenden Bearbeitens der finanziellen Notlage anhand oben skizzierter Strategien von den Akteurinnen permanent mitverhandelt werden. Dazu gehört u. a. ein potenzieller Umzug aufgrund von Mieterhöhungen, dem Anmelden von Eigenbedarf oder auch der Notwendigkeit einer altersgerechten Wohnung. Für viele bildet die eigene Wohnung einen zentralen Schutzraum, der, nicht nur mit biografischen und lebensweltlichen Erinnerungen behaftet, identitätsstiftend wirkt. Meist ist er auch von ganz alltagspraktischer Bedeutung, beispielsweise gemessen am langjährig aufgebauten Versorgungssystem von Ärzten und Ärztinnen bis hin zu Lebensmittelbedarfen etc. In Kombination mit einer ohnehin schon finanziellen Notlage bedeutet ein Umzug für viele der Gesprächspartnerinnen eine der größten Zukunftsängste und ein unbedingt zu vermeidendes Szenario. Weitere Unsicherheiten ergeben sich außerdem im Bereich des monatlich zur Verfügung stehenden Einkommens. Auf Basis der je spezifischen Kombinationen finanzieller Quellen (beispielsweise aufstockende Grundsicherung und Rente oder Rente und zusätzlicher Erwerbsarbeitslohn oder Rente und Ersparnis etc.) ist die Sicherstellung des monatlichen Budgets von je unterschiedlichen Faktoren abhängig. Die Kündigung des Minijobs etwa gefährdet das finanzielle monatliche Auskommen. Auch eine Erkrankung, die im Bereich geringfügiger Beschäftigungsverhältnisse in der Regel nicht durch die Krankenversicherung abgedeckt ist und zu einem Verdienstaustausch führt, wird als Risiko problematisiert. Des Weiteren stellt außerdem der bürokratische Apparat ein großes Unsicherheitspotenzial dar. Wohngeldkürzungen im Grundsicherungsbereich

cherungsbezug oder auch rentenpolitische Gesetzesänderungen, wie die mehrfachen Rentenniveausenkungen oder auch die Einführung der sogenannten Mütterrente, die mit der Grundsicherung verrechnet wird und bei Grundsicherungsbezieherinnen de facto zu einer Reduktion ihres monatlichen Einkommens anstatt zu einer monetären Anerkennung geleisteter Erziehungsarbeit führt, werden gar als traumatisierend thematisiert.

Analytisch betrachtet, so die Ergebnisse des oben zitierten Projekts, handelt es sich auf der einen Seite um verobjektivierbar prekäre Lagen, die sich klassenübergreifend verteilen und beispielsweise auch ehemals bürgerlich situierte Frauen betreffen; die unterschiedlichen Logiken der antizipierten oder auch erfahrenen Bedrohungsszenarien habe ich hier in Kürze skizziert. Auf der anderen Seite steht eine Vielzahl an Bearbeitungsstrategien, um der Verunsicherung entgegenzuarbeiten. Welche konkreten Strategien zum Einsatz kommen ist, wie oben erwähnt, einerseits geschlechts- und generationsspezifisch geprägt. Andererseits spielen auch die Milieuzugehörigkeit sowie der »biografische Eigensinn« (3.1.2) eine entscheidende Rolle bei der alltäglichen Lebensführung unter prekären Bedingungen. Wie diese Studie zeigen wird, sind Verunsicherung und Zukunftsängste jedoch nur eine Facette des Affektregimes weiblicher Altersarmut. Dass Emotionen im Umgang mit Altersarmut eine zentrale Rolle spielen, konnte explorativ und in Ansätzen bereits im Rahmen des Forschungsprojekts herausgearbeitet werden (Götz 2019b, S. 135). Einem induktiven Forschungsansatz geschuldet wurde nicht direkt danach gefragt, wie sich Altersarmut anfühlt. Im Forschungsprozess zeigte sich jedoch, dass Gefühle im Umgang mit der alltäglichen Verunsicherung ex- oder implizit mitverhandelt werden. Die kapitaltheoretische Perspektivierung, die mithilfe von Bourdieus Vokabular vorgenommen wurde und die bisherigen Ergebnisse des kollektiven Forschungsprozesses (3) zu Tage beförderte, will ich im Folgenden um eine affektive Dimension erweitern und danach fragen, welche Affekte im untersuchten Feld einen Rolle spielen und inwiefern sie begrenzend und möglicherweise ermächtigend wirken. Denn zwischen der objektiven prekären Lage (Struktur) und der Bearbeitung (Handlung) dieser stehen die subjektiven Affizierungen, die zwischen Struktur und Handlung moderieren.<sup>32</sup>

---

32 Nach einem selektiven Kodiervorgang des empirischen Materials konnte der Kode »Affekt/Emotion« weiter angereichert, verdichtet und ausdifferenziert werden. Zum Kodiervorgang siehe Kapitel 3.3.2.

Wie hängen Armutserfahrungen, Minderwertigkeitsgefühle, Einsamkeit und sozialer Rückzug miteinander zusammen? Wie wird Zugehörigkeit, wie Differenz hergestellt, um sich dieser Entwertung entgegenzustellen? Wer kann auf Unterstützung vertrauen, wer fühlt sich ausgeliefert und ohnmächtig? Wie lassen sich Vorstellungen »guter Mutterschaft« und die damit verbundene Mutterliebe zu den Kindern mit dem prekären Altern vereinbaren? Wie wird über Armut gesprochen? Wer verheimlicht die Armutslage – und vor wem? Welche Rolle spielen hierbei Scham- und Schuldgefühle und warum schweigt die Mehrheit der von Altersarmut betroffenen Frauen? Wie wird der alternde Körper vor dem Hintergrund finanzieller Not thematisiert und möglicherweise problematisiert? Wie wird er gefühlt? Wie wird mit und an ihm gearbeitet? Wie wird mit existenziellen Ängsten und der permanenten Vulnerabilität umgegangen? Wie wird der Verlust einer anders antizipierten Zukunft verortet? Dies sind einige Fragen, die es hinsichtlich des zuvor skizzierten Forschungsstandes sowie seiner praxeologischen Desiderata noch zu beantworten gilt und denen sich vorliegende Studie aus einer affekttheoretischen Perspektivierung widmet.

## 2.3 Das Affektregime und die subjektive Verarbeitung von Prekarität

### 2.3.1 Marginalisierte Forschungsfelder, Subjektperspektive und Praxisbezug, oder: Eine imaginäre Begegnung zwischen Pierre Bourdieu und Simone de Beauvoir

Den im letzten Kapitel aufgeworfenen Fragen will ich mich in dieser Arbeit anhand einer Praxistheorie der Affekte nähern. Um diese zu entwickeln greife ich auf Bourdieus »Logik der Praxis« (2.4.2) zurück und möchte diese in einen fruchtbaren Dialog mit Erkenntnissen aus den *Affect Studies* und der sozial- und kulturwissenschaftlichen Emotionsforschung bringen. Bevor ich mein heuristisches Programm ausbuchstabiere (2.4.3), möchte ich zunächst einen Schritt zurückgehen und mich der Frage widmen, warum es epistemologisch überhaupt sinnvoll ist, sich mit Praxen auseinanderzusetzen, um in einem nächsten Schritt danach zu fragen, wo sich hierbei Affekte lokalisieren lassen. Welchen Mehrwert hat es, das Subjekt, seine Perspektive und sein Handeln als Ausgangspunkt theoretischer Überlegungen zum Sozialen zu

betrachten? Diese Frage führt mich zu einem Exkurs nach Frankreich in die zweite Hälfte der 20. Jahrhunderts und einer imaginären Begegnung zwischen Pierre Bourdieu und Simone de Beauvoir. Wie sich zeigen wird, haben sich beide, wenn auch nicht gemeinsam, mit erkenntnistheoretischen Fragen zum Zusammenhang von Struktur, Subjekt und Handlung beschäftigt und aus ihren jeweiligen sozialen Positionierungen und biografischen Perspektiven heraus Antworten darauf gefunden.

Pierre Bourdieu wuchs bekanntlich in einfachen Verhältnissen in einer französischen Kleinstadt auf und studierte Anfang der 1950er Jahre Philosophie an der renommierten Universität École normale supérieure in Paris. Die Philosophie – und mit ihr der französische Existenzialismus – war zum damaligen Zeitpunkt die angesehenste Geisteswissenschaft, gefolgt von der Ethnologie und schließlich der Soziologie, wie Bourdieu rückwirkend kritisch analysierte.<sup>33</sup> Sie hatte damit eine zentrale Position im wissenschaftlichen »Kräftefeld« und großen Einfluss auf die Wissensgenerierung allgemein. Ihre »symbolische Macht« wirkte auf Fragen des Erkenntnisinteresses sowie auf Fragen der Erkenntnistheorie; in anderen Worten: Die »symbolische Macht« hatte Einfluss darauf, welche Themen wie untersucht wurden. Den damals niederen Status der Soziologie erklärte sich Bourdieu dahingehend, dass sie als »plebejische und platt materialistische Wissenschaft der gewöhnlichsten Dinge wahrgenommen« (Bourdieu 2002, S. 25) wurde,

---

33 Pierre Bourdieu, 1930 in Frankreich geboren, war nicht nur ein Grenzgänger, der sich am Rande fachspezifischer Konventionen bewegte. Er überschritt diese Grenzen auch mehrmals während seiner akademischen Laufbahn. Von der Philosophie wechselte er zur Ethnologie und schließlich zur Soziologie, der er sich bis zu seinem Tod im Jahr 2002 zugehörig fühlte. Seine Grenzüberschreitungen waren dabei getragen von Auseinandersetzungen und Konflikten mit den damaligen Vertretern der jeweiligen Disziplin. Die Verwendung des generischen Maskulinum ist hier bewusst gewählt, da es zur damaligen Zeit kaum Frauen im wissenschaftlichen Feld gab, mit denen es sich geschickt hätte, auf Augenhöhe zu diskutieren, wie die Ausführungen dieses Unterkapitels zeigen werden. Eine Rolle spielt sicher auch, dass die intellektuellen Leistungen von Frauen oft unsichtbar waren und zum Teil bis heute sind. Mit Jean-Paul Sartre (1905 – 1980), Philosoph und – neben Simone de Beauvoir (1908 – 1986) – einer der Hauptvertreter des Existenzialismus, stritt er über erkenntnistheoretische Fragen; den Ethnologen Claude Lévi-Strauss (1908 – 2009) kritisierte er in dessen forschungsmethodologischen Haltung, wenngleich er vielfach vom ethnologischen Methodeninstrumentarium profitierte (Barlösius 2006, S. 12–26). Gerade diese disziplinären Brüche waren es, die Bourdieu in seinem intellektuellen Denken formten und seinen theoretischen, methodologischen wie auch politischen Blick schärfen. So gesehen könnte die Wissenschaft hier auch als Feld betrachtet werden und das Forschen als soziale Praxis, die bestimmten Regeln, sprich sozialen Normen unterworfen ist, die Bourdieu durch seine konträren Positionen infrage stellte und damit zuallererst auch als solche sichtbar machte.

deren Interesse der »breiten Masse der Bevölkerung galt« (Barlösius 2006, S. 13), insbesondere deren sozialer Benachteiligung. Aus der Perspektive der Philosophie beschäftigte sie sich mit solch »inferioren Sujets« wie »Arbeit, Armut und Alltag« (ebd.), wie Barlösius zusammenfasst. Diese soziologischen Forschungsinteressen waren nicht gerade prestigeträchtig und die Abwertung der Forschungsgegenstände spiegelte sich im minderen Wert der Disziplin wider (ebd.).<sup>34</sup> Zudem stützte sich die damals vorherrschende philosophische Praxis auf die sogenannte »scholastische Vernunft«, das heißt eine Erkenntnisgenerierung, die sich auf rein theoretisch geschaffene Gedankengebäude beschränkt (ebd., S. 16). Bourdieu warf Jean-Paul Sartre vor, dass dieser zwar vorgab, seine existenzialistischen Deutungen beträfen das praktischen Leben, wenn er beispielsweise sagte: »Der Mensch ist nichts anderes als sein Entwurf, er existiert nur in dem Maße, in welchem er sich verwirklicht, er ist also nichts anderes als die Gesamtheit seiner Handlungen« (Sartre 1975, S. 22). Gerade diese Aussage aber zeige die Praxisferne der damaligen Philosophie, indem sie die soziale Begrenztheit des Handelns ausblende. Sie vernachlässige damit die je spezifischen gesellschaftlich situierbaren Möglichkeiten, sich aus praktischen Zwängen befreien zu können. Bourdieu stand der Philosophie höchst kritisch gegenüber, da durch ihre »symbolische Macht« erstens gesellschaftsrelevante Themen marginalisiert und abgewertet würden und zweitens der scholastische Vernunftbegriff die »Logik der Praxis« ignoriere, indem sie den Fokus vom empirisch Evidenten abwende und das Wissen von der erfahrbaren Welt entkopple (Barlösius 2006, S. 15–20).

Nun war es keine geringere als die Existenzialistin Simone de Beauvoir, die ihre eigenen Erfahrungen zunächst des Frau-Seins (Beauvoir 2011)<sup>35</sup> und später des Alt-Seins (Beauvoir 2012)<sup>36</sup> und die damit einhergehenden sozial beschränkten Handlungsspielräume zum Ausgangspunkt ihres philosophischen Denkens machte. Ihre bekannte These, man werde nicht als Frau geboren, sondern man werde dazu gemacht (Beauvoir 2011, S. 334) verweist einerseits auf eine Denaturalisierung menschlicher – hier weiblicher – Exis-

---

34 Ähnliche thematische Auf- und Abwertungseffekte lassen sich auch gegenwärtig fachintern, aber auch zwischen einzelnen Disziplinen beobachten. Ein guter Indikator ist hier nicht zuletzt das Interesse der Studierenden bei der Studiengangs- oder auch Seminarwahl.

35 Das Original erschien 1949 unter dem Titel »Le Deuxième Sexe«, die erste Auflage der deutschen Übersetzung »Das andere Geschlecht« 1951.

36 Das Original erschien 1970 unter dem Titel »La Vieillesse«, die erste Auflage der deutschen Übersetzung »Das Alter« ebenfalls im Jahr 1970.

tenz sowie auf ihre Eingebundenheit in Sozialität. Dieser soziale Aspekt lässt bereits in diesem kurzen Satz die Annahme von Abhängigkeitsverhältnissen erkennen, die eine uneingeschränkte Freiheit einer jeden Existenz verumöglichen. Andererseits verweist der Satz auf einen sozialen Vollzug, eine wie auch immer geartete Praxis, in der das Frau-Sein mit all seinen sozialen Determinierungen lebensweltlich erst hergestellt wird. Auch in ihrem Essay »Das Alter« wendete sie sich von einer scholastischen Vernunft ab:

»Jede menschliche Situation kann von außen betrachtet werden – so wie sie sich anderen darstellt – und von innen her, so wie der Einzelne sie aufnimmt, indem er sie durchlebt. [...] Es genügt also nicht, die verschiedenen Aspekte des Alters analytisch zu beschreiben: Jeder reagiert auf andere und wird von ihnen bestimmt; das Alter muss in der unbegrenzten Bewegung dieser Zirkularität erfasst werden.« (2012, S. 13 f.)

Beauvoir plädierte so gesehen für eine induktive Hermeneutik, das heißt dafür, den analytischen Blick auch auf die »erlebte Erfahrung« (ebd., S. 14) des Alt-Seins in ihrer gesellschaftlichen Verhaftung zu richten. Kate Kirkpatrick, Philosophin und Beauvoir-Biografin, ordnet Beauvoirs genannte Werke folgendermaßen ein:

»She had felt ›Other‹ as a woman, which contributed to her analysis in *The Second Sex*. But in the 1960s she began to feel ›Other‹ in another way: she began to feel old. Once again her own experience made her wonder about the experiences of others. But it was taboo to talk about ageing and the old.« (Kirkpatrick 2019, S. 350, Hervorh. im Original)

Die Existenzialistin nahm sich damit erstens der subjektiven Erfahrung des »Otherings« an, das heißt der affektiven Konsequenz einer sozial abwertenden Markierung, und tauchte damit in das damals eher soziologisch besetzte Feld sozialer Ungleichheit ein – und zwar aus der Subjektperspektive. Hervorzuheben ist an dieser Stelle, dass Beauvoirs intellektuelles Denken affektiv gestimmt war. Sie startete ihre Analyse so gesehen bei ihrer gefühlten Erfahrung gesellschaftlicher Marginalisierung und damit bei einer spezifischen Facette subjektiven Erlebens, das im innersten Selbst, das heißt »unter der Haut« (frei nach Ahmed 2010) zu lokalisieren ist und gleichzeitig strukturell erzeugt wird (2.3.3).

Zweitens brach sie mit disziplinären Konventionen; so war nicht nur die Analyse des Alters ein gesellschaftlicher wie wissenschaftlicher Tabubruch, auch ihr Werk »Das andere Geschlecht« galt als progressiv und war zum Zeitpunkt seines Erscheinens höchst umstritten (Burawoy 2019, S. 111). Damit zeigt sich Beauvoirs intellektuelles Schaffen gegenüber Bourdieus Kritik am Existenzialismus, dem sie aber angehörte, als relativ unangreifbar. Mehr

noch, es lassen sich sogar einige Parallelen im Denken der beiden französischen Intellektuellen erkennen. Obwohl Bourdieu und Beauvoir also relativ zeitgleich über ähnliche epistemologische Prämissen philosophierten, standen sie (laut meinen Recherchen) kaum in Austausch miteinander. Daraus ergeben sich zwei Fragen: Erstens, warum ist es überhaupt sinnig Beauvoir hier ins Spiel zu bringen? Zweitens, wieso scheint es keine produktiven Synergieeffekte zwischen den beiden gegeben zu haben?

Zu ersterer Frage: Beauvoir ist an dieser Stelle notwendigerweise zu erwähnen, weil sie sich mit den für diese Arbeit zentralen Strukturkategorien »Alter« und »Geschlecht« subjekttheoretisch beschäftigte und heutige Wissensbestände darüber maßgeblich auf ihre Analysen zurückzuführen sind. In der kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit weiblicher Altersarmut führt damit kein Weg an ihr vorbei. Weil das Forschungsdesign dieser Arbeit aber in vielerlei Hinsicht von Bourdieus wissenschaftlichen Hinterlassenschaften profitiert,<sup>37</sup> will ich den ungleichen französischen Denker\*innen exkursorisch nachspüren, um am Ende einen versöhnlichen Mehrwert ihrer Perspektiven für diese Arbeit herauszustellen. Und das bringt mich auch schon zur zweiten Frage: Mit seiner Kritik an der Philosophie als ignorante und überhebliche, weil empiriefremde, Wissenschaft arbeitet sich Bourdieu vor allem an Sartres existenzialistischen Standpunkten ab. Hier bleibt nur anzunehmen, dass Simone de Beauvoir als Philosophin dieser Zeit nicht in gleicher Weise im Feld symbolischer Macht wahrgenommen wurde und aufgrund ihres Frau-Seins keine ansatzweise gleiche gesellschaftliche Positionierung im Kräftefeld einnahm, als dass Bourdieu mit ihr auf gleicher Augenhöhe wie mit Sartre hätte kritisch diskutieren wollen oder können. Der Soziologe Michael Burawoy wirft gar die These auf, dass Bourdieu im Sinne symbolischer Gewalt aktiv dazu beigetragen habe, Simone de Beauvoirs Reputation als Intellektuelle – gelinde ausgedrückt – zu schmälern:

»Bourdieu very rarely refers to Beauvoir, but when he does it is with undisguised contempt [...]. This strategy of *reductionism*, justifies the silencing Beauvoir. If her ideas are an emanation of Sartre's then there's no need to take them seriously. Bourdieu, thereby, exercises the

---

37 Impulsgebend für vorliegende Studie sind Bourdieus praxistheoretisches Vokabular zur Feldtheorie und zum Kapitalientausch, seine Überwindung der Trennung von Subjektivismus und Objektivismus, sein Verstehensansatz und seine Ansicht zum Verhältnis von Nähe und Distanz im Forschungsprozess sowie nicht zuletzt seine Idee einer engagierten Wissenschaft. Zur Adaption seiner methodologischen Grundsätze siehe Kapitel 3.

very symbolic violence he condemns, namely the masculinist practice of *silencing* women.« (ebd., S. 110, Hervorh. im Original)

Bourdieu habe in seinen Werken kaum auf Beauvoir verwiesen, und wenn doch, dann nur in einer Fußnote und in despektierlicher Art und Weise (ebd., S. 111). Er habe Beauvoir keinen eigenen intellektuellen Wert zugesprochen, sondern sie ausschließlich als schlechte Kopie Sartres<sup>38</sup> bewertet. In seinem Werk »Die männliche Herrschaft« (2005), das 50 Jahre nach Beauvoirs Klassiker erschien, habe er keinen Bezug zu »Das andere Geschlecht« (2011) hergestellt, obwohl vieles davon adaptiert sei, wie Burawoys Gegenüberstellung der beiden Schriften belegt.<sup>39</sup> So kommt Burawoy schließlich zu dem Schluss, »Die männliche Herrschaft« als oberflächliche Kopie des Beauvoirschen Originals zu bezeichnen (Burawoy 2019, S. 111 f.). Bourdieu nahm Beauvoir also nicht nur nicht wahr, weil sie eine Frau war, sondern war laut Burawoy aktiv an einem Prozess des »Unsichtbarmachens« ihrer Ideen beteiligt und bediente sich darüber hinaus für seine eigenen Analysen zum Geschlechterverhältnis daran, ohne dies transparent zu machen. Jene »Ignoranz gegenüber der ›Logik der Praxis‹« als »Quelle symbolischer Macht« (Barlösius 2006, S. 16), die er Sartre als Vertreter des damaligen philosophischen Mainstreams vorwarf, zeigte er in gleicher Weise gegenüber Beauvoirs Thesen. Diese Strategie aus »[r]eductionism, silencing and appropriation« (Burawoy 2019, S. 110) habe u. a. dazu geführt, dass Beauvoir zu Lebzeiten sehr umstritten war und selbst in feministischen Kreisen zunächst nur hinter vorgehaltener Hand Anerkennung für ihre bahnbrechende und scharfsinnige Analyse vergeschlechtlichter Ungleichheit erhielt (ebd., S. 111), die heute interdisziplinär als Meilenstein gilt. Beauvoir unterlag im wissenschaftlichen Kräftefeld also genau den Herrschaftsmechanismen, die sie mit ihren Thesen und Theorien zum Geschlechterverhältnis kritisierte, nämlich der sozialen Abwertung und Unterordnung des »Second Sex«, konkret des weiblichen Geschlechts, die sie Zeit ihres Lebens und Arbeitens

38 Sartre und Beauvoir pflegten Zeit ihres Lebens eine offene und unkonventionelle Liebesbeziehung, fernab heteronormativer Vorstellungen romantischer Liebe. Neuere feministische Stimmen kritisieren, dass Beauvoir überwiegend in ihrem Verhältnis zu Sartre analysiert wurde anstatt ihre Werke zum Gegenstand der Rezeption zu machen. Außerdem wurde der Einfluss Beauvoirs auf Sartre lange unterschätzt (Kirkpatrick 2019, S. 8).

39 Didier Eribon (2016) kritisiert darüber hinaus, dass Bourdieu in seinen Analysen die komplexen intersektionalen Zusammenhänge zwischen sozialen Klassen, Geschlecht und sexueller Identität nicht ausreichend berücksichtigt hat.

zu spüren bekam und die ihre Handlungsmöglichkeiten dementsprechend einschränkten.

Ähnlich wie Burawoy, der das Anliegen verfolgte, Beauvoirs zum Schweigen gebrachte Stimme wiederherzustellen, um sie mit Bourdieu in einen Dialog zu patriarchalen Herrschaftsverhältnissen zu bringen, möchte ich die grundsätzlichen epistemologischen Standpunkte der beiden Intellektuellen zusammenführen, die trotz der hier skizzierten gewaltvollen Ignoranz Bourdieus gegenüber Beauvoir viele Gemeinsamkeiten aufweisen und die essentiell für diese Forschungsarbeit sind. Beide, Bourdieu wie Beauvoir, forcierten in ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung randständige, oft tabuisierte und die Wissenschaftler\*innen bisweilen selbst stigmatisierende Forschungsfelder, um Herrschaftsverhältnisse zu problematisieren, indem sie, wie Bourdieu, deprivilegierten Gruppen eine Stimme gaben (z. B. Bourdieu 2010e, vgl. 3.1.1) oder, wie Beauvoir, die subjektive Lebenswelt, konkret die gefühlte Erfahrung, zum Ausgangspunkt kritischer Analyse machten. Beide lenkten ihren Blick auf das Alltägliche und Selbstverständliche (Stichwort *Doxa* oder scheinbar naturhafte Geschlechtscharaktere) sozialer Wirklichkeit und die darin eingelassenen Machtmechanismen. Während Beauvoir aufgrund ihrer sozialen Positionierung als Frau daran interessiert war, wie sich geschlechtsspezifische Hierarchieverhältnisse konstituieren, – wie mensch gesellschaftlich zur Frau gemacht wird – und welche Bedingungen diese für das eigene Sein und Handeln haben, war es Bourdieus Anliegen, jene Milieuspezifika freizulegen, die sich habituell in den Geschmackssinn und die Praktiken der Subjekte einschreiben. Später, gesellschaftlich selbst als alt adressiert, sollte Beauvoir ihre eigenen Erlebnisse, das heißt ihre Ausschlusserfahrungen und subjektiven Affizierungen sowie begrenzten Handlungsoptionen auch für die Lebensphase des Alters heraussezieren. Beide widmeten sich damit (ehemals) marginalisierten Themenkomplexen, wie sozialer Ungleichheit, Alter oder Geschlecht<sup>40</sup>, die auch den Rahmen vorliegender Studie aufspannen. Beide, und das unterscheidet sie von Sartres existenzialistischer Philosophie, teilten demnach ein Verständnis von Handlungsspielräumen, die sie als gesellschaftlich vor-

---

40 Auch wenn »Soziale Ungleichheit« kein Randbereich der Europäischen Ethnologie mehr ist, sind die Themenkomplexe »Geschlecht« und »Alter« nach wie vor als Nischenfelder einzuordnen. Gerade die volkskundlich\_europäisch-ethnologische Altersforschung steckt noch in den Kinderschuhen, bzw. wird hier von Vertreterinnen für eine interdisziplinäre Bearbeitung plädiert (Endter und Kienitz 2017, S. 10).

strukturiert annahmen. Der philosophisch sozialisierte Soziologe und die existenzialistisch sozialisierte Philosophin, Schriftstellerin und Feministin blickten beide auf gelebte – Beauvoir bereits implizit auf gefühlte – Erfahrung und das praktische Leben und interessierten sich für die Zirkularität dieser im sozialen Spannungsfeld gesellschaftlicher Machtverhältnisse.

Um auf die zu Beginn dieses Exkurses gestellte Frage zurückzukommen, warum es also sinnvoll ist, die Subjekte und ihr Handeln als Ausgangspunkt der Theoriebildung zu betrachten, lässt sich mit Bourdieu und Beauvoir resümieren, dass nur so auch die Begrenzungen der Handlungsspielräume sowie die innere Logik der Praxis ins Blickfeld geraten. Die Abwendung vom scholastischen Vernunftbegriff bedeutet, Handeln nicht als rational zu betrachten, sondern seine versteckte Logik freizulegen, die nur vom Standpunkt der Subjekte aus zu verstehen ist. Erst aus einer machtkritischen und »antischolastischen« Perspektive, die das Subjekt nicht als ein komplett frei und rational handelndes konzipiert, sondern Handeln immer als soziales Produkt begreift, das in beschriebener Zirkularität aufgeht, gelingt es soziale Ordnungssysteme nachhaltig zu durchdringen. So stellt auch Burawoy resümierend fest:

»After all both Bourdieu and Beauvoir were implacable enemies of domination, always seeking to reveal its hidden and manifest contours. Both were uncompromising in their denunciation of the mythologies of naturalization and eternalization of domination.« (Burawoy 2019, S. 112)

Auch wenn Bourdieu und Beauvoir zu Lebzeiten also wohl nie wirklich miteinander im Gespräch waren, sind ihre gemeinsamen und sich ergänzenden Denkrichtungen und Blickachsen, die ich hier skizziert habe und die nicht zuletzt einem gemeinsamen philosophischen Kern entspringen, prägend für die vorliegende Arbeit, in der es schließlich darum gehen soll, Menschen zu Wort kommen zu lassen, die aufgrund ihrer sozialen Positionierung kaum Gehör finden. Durch den Blick auf die Schnittmenge Armut, Alter und Frauen soll ferner ein »lange vernachlässigtes« (2.31) Feld betreten und marginalisierte Positionierungen in ihrer Pluralität repräsentiert werden. Anhand subjektiver Innensichten soll nachvollzogen werden, wie sich die affektive »Logik der Praxis« im Feld weiblicher Altersarmut konstituiert. Forschungsinteresse ist es, die gefühlte Erfahrung zum Ausgangspunkt zu nehmen und sie in ihrem Verweisungszusammenhang mit dem »praktischen Leben«, nämlich dem alltäglichen Umgang mit materieller und sozialer Entwertung zu analysieren. Es geht darum, die »Zirkularität« von

Affekten und Praktiken im Spannungsfeld gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu verstehen und herauszuarbeiten, welche Formen von *agency* bei der Verhandlung und Bearbeitung von Altersarmut strategisch zum Einsatz kommen. Von welchem Struktur-Subjekt-Handlungs-Paradigma ich hierbei ausgehe, will ich in einem nächsten Punkt skizzieren.

### 2.3.2 Die »Logik der Praxis« und das Unterschätzen von Affekten – Analysen im Spannungsfeld von Struktur – Subjekt – Handlung

Wohingegen sich Simone de Beauvoir mit ihren Werken »Das andere Geschlecht«<sup>41</sup> und »Das Alter« eigenen Themen innerhalb des Feldes der Philosophie verschrieb und sich dadurch auch von Sartres Existenzialismus entfernte, wandte sich Pierre Bourdieu ganz von der philosophischen Disziplin ab und hielt an seinem Interesse für das praktische Leben in seiner alltäglichen Erscheinung fest, indem er die soziale Praxis zum Ausgangs- und Endpunkt seiner theoretischen Architektur machte (Barlösius 2006, S. 27 f.). Nach einer kurzen disziplinären Episode mit der Ethnologie, die Bourdieu während seiner Algerienzeit vor allem methodologisch prägte, fand der studierte Philosoph schließlich in der Soziologie seine intellektuelle Heimat, auch wenn er sich zeitlebens mit dem philosophischen Denken eng verbunden fühlte (ebd., S. 13). Auf dem Weg dorthin entwickelte er seine »Theorie der Praxis«; so war es vor allem seine Kritik der »philosophischen Praxisferne«, die ihn veranlasste dieser den Rücken zu kehren. Um subjektive Verarbeitungsformen von Prekarität vor dem Hintergrund des Affektregimes weiblicher Altersarmut zu verstehen, zeigt sich Bourdieus Theorie der Praxis überaus anschlussfähig, weil sie es vermag die handelnden Akteurinnen<sup>42</sup> stets zwischen Mikro- und Makroebene zu analysieren, ihnen also eine gewisse Handlungsmacht zuzugestehen, die sich jedoch innerhalb begrenzter Handlungsspielräume entfaltet. Um die »Logik der Praxis« zu verstehen, erscheint es aufschlussreich, sich Bourdieus Ansatz von zwei Seiten zu nähern (Villa 2011, S. 45–67) und diesen aus der Struktur-

41 Beauvoirs »Das andere Geschlecht« avancierte schließlich mit den feministischen Bewegungen der zweiten Welle zum Grundlagenwerk der Frauen- und Geschlechterforschung, das auch heute nicht an Bedeutung verloren hat.

42 Wie Andreas Reckwitz in seiner Aufarbeitung und Zusammenschau verschiedener Subjektanalysen bemerkt, spricht Bourdieu in seinen Werken nie vom Subjekt, sondern vom Akteur (Reckwitz 2021a, S. 51). Im Folgenden will ich die beiden Begriffe synonym verwenden.

sowie der Subjektperspektive nachzuvollziehen, um abschließend danach zu fragen, wo sich die Affekte innerhalb dieses Zusammenhangs verorten lassen.

Zunächst einmal ist Handeln stets verwoben mit den sozialen Ressourcen, die einem Subjekt – abhängig von seiner sozialen Positionierung – zur Verfügung stehen (ebd., S. 50). Mit dieser Grundannahme nähere ich mich der »Theorie der Praxis« aus Strukturperspektive und versuche Handeln zunächst vor dem Hintergrund sozialer Ungleichheit zu verstehen. In kritischer Auseinandersetzung mit dem marxistischen Klassen- und Kapitalbegriff, der in erster Linie die Besitzverhältnisse von Produktionsmitteln und Geld problematisierte, entwickelte Bourdieu im Rahmen seiner empirischen Forschung zur sozialen Klassenstruktur der französischen Gesellschaft, deren Ergebnisse er in seinem Werk »Die feinen Unterschiede« (Bourdieu 1982)<sup>43</sup> festhielt, ein erweitertes Kapitalkonzept, das neben ökonomischem auch andere sozial relevante Kapitalsorten berücksichtigte. Unter Kapital versteht Bourdieu grundsätzlich »soziale Energie«, die sich als akkumulierte Arbeit in materieller oder inkorporierter Form verstetigt (Bourdieu 1982; Fuchs-Heinritz und König 2014, S. 125). In Ergänzung zu einem rein ökonomischen Kapitalbegriff unterscheidet Bourdieu primär drei Arten von Kapital: ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital. Unter ökonomischem Kapital fasst er Einkommen und Vermögen, das heißt den gesamten materiellen Reichtum über den ein Individuum verfügt. Soziale Ressourcen stellen für Bourdieu familiäre und freundschaftliche Netzwerke dar, sowie berufliche Verbindungen und Gemeinschaften jeglicher Art. Im weitesten Sinne geht es um soziale Zugehörigkeiten zu bestimmten Gruppen und die damit einhergehenden Kontakte, die im richtigen Moment aktivierbar sind und strategisch eingesetzt werden können. Unter kulturellem Kapital fasst er erlernte Kompetenzen und Fähigkeiten, die durch Bildungstitel oder entsprechende Leistungsnachweise symbolisiert werden, sowie darüber hinaus gehend auch spezifisches Wissen zu kulturellen Codes und kulturellen Ausdrucksformen, das einem Individuum in einem konkreten Feld zu einem bestimmten Ansehen verhilft (Villa 2011, S. 46–50). Diese Kapitalsorten sind nach Bourdieu im sozialen Spiel mehr oder weniger austauschbar. Das Volumen der Kapitalarten bestimmt die soziale Klasse. Die Zusammensetzung der Kapitalformen, also die Struktur des Kapitals, bildet wiederum einzelne Fraktionen oder auch Milieus innerhalb der Klassen ab.

---

43 Das Original erschien 1979 unter dem Titel »La distinction. Critique sociale du jugement«.

Neben diesen drei primären Kapitalsorten hat sich Bourdieu in »Die feinen Unterschiede« (2016) außerdem mit dem körperlichen Kapital beschäftigt. Der Körpersoziologe Robert Gugutzer fasst zusammen:

»Der Körper als Kapital meint ein Instrumentarium, das in gesellschaftlichen Handlungsbereichen eingesetzt werden kann, um soziale Gewinne wie beispielsweise Anerkennung, Ansehen, materiellen oder immateriellen Erfolg zu erzielen.« (Gugutzer 2004, S. 67 f.)

Formen körperlichen Kapitals können zum Beispiel – für das untersuchte Feld relevant – Gesundheit und Fitness sein. Körperliches Kapital besitzt damit ebenso einen Eigenwert und ist zum Teil in andere Kapitalarten konvertierbar. Bourdieus Kapitalkonzept ist insofern anschlussfähig für Untersuchungen im Kontext von Knappheitsökonomien, als es hilft, Kompensationslogiken anhand von Austauschbeziehungen und -mechanismen in den Blick zu nehmen – und zwar aus praxistheoretischer Perspektive, wie Paula-Irene Villa erklärt:

»Individuen handeln [...] interessegeleitet, sie wollen ihre Kapitalmenge vermehren oder das, was sie an Kapital bzw. Ressourcen besitzen, möglichst gewinnbringend zum Ausdruck bringen. Dadurch (re-)produzieren sie kontinuierlich die Realität der sozialen Wirklichkeit. Hierin liegt aus mikrosoziologischer Perspektive die Konstruktion verobjektivierter Strukturen vermittelt handelnder Individuen.« (Villa 2011, S. 66)

Schließlich, und das ist das Entscheidende, strukturiert die Verfügungsmacht über skizzierte Ressourcen, konkret die Menge und Zusammensetzung von Kapital, die Handlungsmöglichkeiten der Subjekte (ebd., S. 51).

Handlungen sind aber nicht ausschließlich über Kapitalien vermittelt, und hiermit komme ich nun zur Subjektperspektive. Wie lässt sich Handeln also vom Standpunkt der Akteur\*innen aus erklären oder mit Villa gefragt: »Wie können Personen handeln, die (metaphorisch) als Schachfiguren die Regeln des Spiels nicht explizit auswendig lernen?« (ebd. 2011, S. 63). Konkret geht Bourdieu davon aus, dass die Möglichkeiten zu handeln einer »Logik der Praxis« unterliegen, die sich einer »Logik der Logik«, das heißt einer rationalen Schlussfolgerung, verweigern (Bourdieu 1993b, S. 167). Eva Barlösius beschreibt diesen Zusammenhang folgendermaßen:

»Für die soziale Welt ist typisch, dass in ihr in der Mehrzahl der Fälle empirisch gehandelt wird, das heißt den praktischen Gegebenheiten entsprechend, ohne zuvor über deren Zustandekommen zu reflektieren. Genau auf solche und ähnliche Verhaltens- und Handlungsweisen, zu denen gewohnheitsmäßiges Reagieren, Wahrnehmung ohne bewusste Vergegenwärtigung, Handlungen ohne Reflexion gehören, konzentriert sich Bourdieu in seiner ›Theorie der Praxis.« (ebd., S. 18)

Zusammengefasst könnte man also sagen, Bourdieu interessiert sich in seiner Theorie der Praxis für die Selbstverständlichkeiten alltäglichen Handelns. Er interessiert sich für Handlungsweisen, die sich ohne nennenswerte zielgerichtete oder bewusste Ausrichtung abspielen, aber, und das ist der Knackpunkt, dennoch einer gewissen Logik, einem »praktischen Sinn« folgen, der jene strukturiert. Diese selbstverständlichen Handlungsmuster versucht Bourdieu mit seinem Habitusbegriff zu fassen. Den Habitus versteht er als ein »verinnerlichtes Prinzip«, ein bestimmtes Repertoire an Haltungen, Handlungen und Bewertungen, die das Subjekt im Alltag ohne großes Nachdenken abrufen. Er wird von den Subjekten unbewusst verinnerlicht und weist eine relative Stabilität auf, auch wenn er im Rahmen bestimmter Grenzen modifizierbar ist. Denn auch das ist ein Kennzeichen des Habitus: Er unterliegt einer Prozesshaftigkeit. Er wird im Laufe des Lebens erworben und ist Resultat und (Re-)Produktion einer bestimmten Geschmackspräferenz. Der Habitus ist keine rein individuelle Angelegenheit, sondern immer auch Spiegelbild einer bestimmten Lage im Sozialraum. Mit Margareta Steinrücke pointiert zusammengefasst, beschreibt der Habitus ein

»Ensemble inkorporierter Schemata der Wahrnehmung, des Denkens, *Fühlens*, Bewertens, Sprechens, Handelns, das alle – expressive, verbale und praktische – Äußerungen der Mitglieder einer Gruppe oder Klasse strukturiert.« (Steinrücke 1988, S. 93, Hervorh. d. Verf.)

Der Habitus ist also in Schemata verfestigte Struktur und konstruiert diese im selben Moment. Er ist »opus operatum« und »modus operandi« gleichermaßen, er ist »strukturierte und strukturierende Struktur« (Barlösius 2006, S. 60 f.); oder, um ihn mit Villas Worten zu fassen: Der Habitus ist gleichzeitig ein »Effekt« sozialen Handelns und eine »Effekte produzierende Qualität« von sozialem Handeln (Villa 2011, S. 65). Subjekte handeln dabei strategisch. Strategie versteht Bourdieu jedoch nicht als bewusst intendiertes Handeln, sondern als intuitives Handeln, das aber nicht unwillkürlich ist, sondern sich eben im Rahmen habitueller Prägung bewegt (ebd., S. 66). »Das Ziel der unbewussten Strategie ist es«, so Villa,

»sich der sozialen Position angemessen zu verhalten. [...] So wissen wir, was sich je nach Milieu und/oder Schicht (und je nach Geschlecht) »gehört« – oder auch was eben nicht, was wiederum durchaus drastisch auch *körperlich-leibliche Erfahrungen* wie Scham, Angst, Nervosität usw. zur Konsequenz haben kann.« (ebd., 65 f., Hervorh. d. Verf.)

Villa expliziert in diesem Zitat also die unbewusste Ausrichtung strategischen Handelns und verweist darüber hinaus auf die affektiv-emotionale Dimension der Handlungsebene, sollte es zu Verstößen gegen die Spielregeln des Sozialen kommen. Im Kern heißt das zweierlei: Erstens, dass Handeln immer auch über Gefühle strukturiert ist, dass die gefühlte Erfahrung, wie ich sie im Anschluss an Beauvoir im letzten Kapitel genannt habe, ausschlaggebend für menschliches Handeln ist, und zweitens, dass Gefühle ebenso einer habituellen und strukturellen Präfiguration unterliegen (vgl. hierzu auch Neckel und Pritz 2019, S. 311) – ein Zusammenhang, den auch Steinrücke weiter oben anspricht und der für meine Untersuchung von zentraler Bedeutung ist, der aber innerhalb praxistheoretischer Ansätze bisher nur marginal berücksichtigt wurde.

Laut Andreas Reckwitz sind Affekte jedoch essenzieller Bestandteil des Sozialen. Es existiert kein affektfreier sozialer Raum. Affekt und Emotionen sind maßgeblich an jeder Form der Handlung beteiligt. Handlung ist ohne Affekte nicht zu verstehen. Sie sind immer da, sie motivieren Handeln und begrenzen es, sie sind somit konstitutiv für jede soziale Ordnung. Daher könne es

»[...] nicht um einen bloße ›Berücksichtigung‹ von Affekten in der Sozialtheorie gehen, sondern um die Einsicht, dass jede Ordnung als Konfiguration von Praktiken zugleich und notwendigerweise eine spezifische affektuelle Ordnung darstellt, deren jeweilige Affektualität zu analysieren ist, will man verstehen, wie die jeweilige Praktik ›funktioniert‹. Es kann somit keine nicht-affektuelle soziale Ordnung geben, wohl aber ganz unterschiedliche Grade der Affektualität.« (Reckwitz 2016, S. 166)

Umso erstaunlicher ist es, dass Affekte in den klassischen praxistheoretischen Ansätzen der 1980er Jahre, beispielsweise in Bourdieus Logik der Praxis<sup>44</sup>, abwesend waren und selbst bis heute dort nur wenig Beachtung finden. Reckwitz identifiziert zwei Gründe für diese »antiaffektive Haltung« (ebd., S. 167). Erstens macht er die Moderne und ihr rationalistisches Weltverständnis dafür verantwortlich, dass Gefühle eine Nebenrolle spielten. Als biologisch und triebgesteuert verstanden und als irrational markiert, wurden sie außerhalb des Sozialen verortet. Darüber hinaus wurde alles Emotionale dem weiblichen Subjekt zugeschrieben und mit ihm abgewertet. Diese vergeschlechtlicht strukturierte, soziale Deplatzierung von

---

44 Aber auch bei Giddens oder de Certeau, wie Reckwitz feststellt (Reckwitz 2016, S. 165). Auch namenhafte Autoren wie Weber, Durkheim, Parsons, Luhmann, Habermas oder Foucault habe Affekte in ihren Theorien und Analysen verkannt (ebd., S. 167).

Gefühlen identifiziert der Kulturwissenschaftler als weiteren Grund für die Vernachlässigung von Affekten in Handlungstheorien. Gerade Bourdieu, so Reckwitz, habe sich in seiner Logik der Praxis nicht, bzw. nur am Rande für Affekte interessiert. Erst mit dem *affective turn*<sup>45</sup> der 1990er Jahre kam es zur Überwindung dieses cartesianischen Dualismus. Eine Ausnahme der damaligen Zeit war Sigmund Freud. Dieser fokussierte entgegen der klassischen Sozialtheoretiker bereits damals die Reziprozität von Affekt und Handlung, wodurch seine Theorien auch in vorliegender Arbeit von Nutzen sind. Vor allem wenn es um die Affekte der Melancholie und Verdrängung (5.1.5, 6.3) geht, zeigen sich Freuds psychoanalytische Perspektive und die Butlersche Adaption dieser als überaus anschlussfähig für die Interpretation des empirischen Materials.

Mit Reckwitz will ich Affektualität in meiner folgenden Analyse nicht nur berücksichtigen, sondern als konstitutiv für soziales Handeln betrachten. In dieser Arbeit geht es in erster Linie um die Verarbeitungsformen subjektiver Armutserfahrungen, weil die Subjektperspektive, wie die imaginäre Begegnung zwischen Bourdieu und Beauvoir nicht zuletzt gezeigt hat, zentral ist, um soziale Wirklichkeit zu verstehen. Es geht u. a. um das Abgrenzen von anderen und den sozialen Rückzug. Es geht um Praktiken des Gebens und der Fürsorge, aber auch darum, die Armut vor anderen zu verheimlichen und die finanzielle Not zu verschweigen, und schließlich um Strategien der Vorsorge, wie beispielsweise das Arbeiten am und mit dem Körper. Es geht also um soziale Praktiken. Diese »interpellieren« das Subjekt auf eine bestimmte Weise«, so Reckwitz. »Aber aus welchem Grund lässt sich dieses überhaupt »anrufen« und partizipiert an einer Praktik?«, fragt dieser weiter und antwortet sogleich:

»Die Praktik muss in sich eine spezifische Motivation enthalten, sie zu vollziehen. Wiederum tritt nicht das Individuum mit seiner eigenen Motivation an die Praktik heran, vielmehr ist die Motivation integraler Bestandteil der Praktik selbst. Genau hier kommen Af-

---

45 Für eine kritische Perspektive auf den *affective turn* bzw. sogenannte »turns« im Allgemeinen vgl. Baier et al. (2014, S. 20–22), Degener und Zimmermann (2014, S. 8–10), Bargetz (2020, S. 366–371) sowie Reckwitz (2016, S. 166–189.). So suggerieren Vertreter\*innen des *affective turn*, dass erst mit diesem komplett neue Wissensbestände hervorgebracht wurden und ignorieren die Leistungen der bis dahin marginalisierten Perspektiven und Forschungsbereiche. Ist die Rede von einem »turn«, bedeutet dies vielmehr, dass bestimmte Wissenskomplexe nun auch in der Mainstream-Forschung anerkannt werden. So ist an dieser Stelle zu betonen, dass u. a. die westliche Frauenforschung im Kontext feministischer Bewegungen Affekte bereits in den 1970er Jahren zum Gegenstand ihrer Analysen machte und auch die Psychoanalyse hier ihrer Zeit voraus war.

fekte in Spiel: Es muss ein affektiver Reiz existieren, an der Praktik teilzunehmen.« (Reckwitz 2016, S. 172)

So sucht sich das altersarme Subjekt beispielsweise von anderen abzugrenzen und Differenz nach unten herzustellen. Warum ist das so? Mit Reckwitz ließe sich dann erklären: Weil es gesellschaftlich marginalisiert und affektiv entwertet ist. Das präfigurierte subjektive Minderwertigkeitsgefühl wäre dann der Reiz, der es dazu bewegt, an der Praktik der Abgrenzung und Selbstaufwertung teilzunehmen, wie noch zu zeigen sein wird (4.1, 4.1.4). An welchen konkreten weiteren Praktiken die Akteurinnen in welcher Weise teilnehmen, will ich mit vorliegender Arbeit herauspräparieren, stets davon ausgehend, dass diese Praktiken immer auch affektiv gestimmt und vermittelt sind. Ohne einen Blick auf die Affektualität des Feldes sind oben genannte, induktiv gefundenen Praktikenkomplexe und ihre soziale Ordnung somit nicht in Gänze zu durchdringen. Es geht hier also um einen erkenntnisgenerierenden Zusammenhang, der, wie Reckwitz kritisiert, von vielen Praxistheoretikern vernachlässigt wurde, der jedoch meine empirischen Analysen und hermeneutischen Interpretationen als »heuristische Brille« maßgeblich geleitet hat, und dem sich u. a. die *Affect Studies* explizit verpflichtet haben. Die für diese Forschung zentralen Ansätze und Perspektivierungen aus dem interdisziplinären Forschungsbereich möchte ich daher im Folgenden kurzschlüssig nachzeichnen und mein theoretisches Verständnis von Affektregimen darlegen.

### 2.3.3 Affekte zwischen Machtverhältnissen und Handlungsmacht – Zur politischen Dimension alltäglicher Gefühle

Das cartesianische Weltbild hinter sich lassend, brechen die *Affect Studies* (u. a. Cvetkovich 2003; Sedgwick 2003; Ahmed 2010; Berlant 2011; Baier et al. 2014; Bargetz 2014; Degener und Zimmermann 2014; Landweer 2019) mit der früher vermeintlich unhinterfragbaren Dichotomie zwischen Körper und Geist – zwischen Triebsteuerung und Rationalität, um hier an den zuvor skizzierten Dualismus anzuknüpfen, der das Denken der Praxistheoretiker der 1980er Jahre prägte – und machen den Zusammenhang von Emotion und Kognition zum Ausgangspunkt ihrer Theorien, die auch meine Forschungsperspektive formen. Die im Verhältnis zur Emotionssoziologie (u. a. Hochschild 1979, 1983) noch relativ jungen *Affect Studies* haben

sich um die Jahrtausendwende an der Schnittstelle von feministischer und postkolonialer Forschung mit den *Queer* und *Cultural Studies* herausgebildet und verstehen sich als explizit politisches Wissensprojekt (Landweer 2019, S. 1090; Degener und Zimmermann 2014, S. 5; Baier et al. 2014, S. 25), das heißt als eine »Form der Gesellschaftskritik« (Baier et al. 2014, S. 20). Sie haben in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende Wende in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Emotionsforschung (u. a. Frevert et al. 2011; Beitzl und Schneider 2016; Reckwitz 2016; Scheer 2016; Neckel und Pritz 2019) eingeläutet, indem sie die Rolle von Affekten in Machtverhältnissen, Subjektivierungsprozessen und sozialen Praktiken in den Vordergrund rückten. Affekte werden dabei weder als rein individuelle Empfindungen noch als ahistorische oder universelle Phänomene verstanden, sondern als Kräfte, die relational, dynamisch und sozial eingebettet sind. Sie bilden sich durch ein Zusammenwirken von biografischer Erfahrung, kultureller oder auch milieuspezifischer Prägung und zeitspezifischer Situiertheit. Sie zirkulieren zwischen Subjekten, Objekten und Institutionen und prägen auf vielfältige Weise, wie Menschen wahrnehmen und handeln.

Eine Schlüsselrolle in der Entwicklung dieser Perspektive nimmt Sara Ahmed ein, deren Werk *The Cultural Politics of Emotion* (2004b) als Grundlagentext der *Affect Studies* gilt. Ahmed zeigt, dass Gefühle in Beziehung zu anderen entstehen und wirken. Sie sagt:

»Emotions are relational: they involve (re)actions or relations of ›towardness‹ or ›awayness‹ in relation to [...] objects. [...] Emotions shape the very surfaces of bodies, which take shape through the repetition of actions over time, as well as through orientations towards and away from others.« (ebd., S. 4, 8)

Sie verknüpft kulturwissenschaftliche, feministische und postkoloniale Perspektiven, um die Rolle von Affekten in sozialen und politischen Prozessen zu analysieren. Mit ihrem Konzept der »Orientierung von Gefühlen« (ebd., Übers. A.R.) zeigt Ahmed, wie Affekte Menschen und Gemeinschaften affektiv ausrichten und soziale Ordnungen formen und beeinflussen. Gefühle orientieren sich jedoch nicht zufällig, sondern entlang bestehender Machtstrukturen. Diese affektive Orientierung trägt dazu bei, Hierarchien und Diskriminierungen zu verstärken, wie Ahmed betont:

»[...] emotions are bound up with the securing of social hierarchy: emotions become attributes of bodies as a way of transforming what is ›lower‹ or ›higher‹ into bodily traits. So emotionality [...] is clearly dependent on relations of power, which endow ›others‹ with meaning and value [...].« (ebd., S. 4)

Sara Ahmed nähert sich der »Politik der Affekte« hauptsächlich durch die Analyse von Texten und Diskursen, etwa anhand von politischen Reden, Medienberichten und anderen öffentlichen Dokumenten. Ein Beispiel dafür ist ein Poster der British National Front, das Emotionen wie Angst und Wut mobilisiert, um eine bestimmte Vorstellung von nationaler Identität und Zugehörigkeit zu fördern. Sie sagt: »Emotions provide a script, certainly: you become the ›you‹ if you accept the invitation to align yourself with the nation, and against those others who threaten to take the nation away« (ebd., S. 12). Auf diese Weise entstehen »affektive Grenzen« (ebd., S. 10, Übers. A.R.), die Zugehörigkeit und Ausschluss, das »Ich« und das »Wir« definieren und so zur Konstitution des Psychischen und des Sozialen beitragen. Affekte können somit Nähe und Verbundenheit fördern, aber auch Distanz und Ablehnung erzeugen. Sie prägen, wer als Teil einer Gemeinschaft wahrgenommen wird und wer ausgeschlossen bleibt. Ahmeds Analyse der »Orientierung von Gefühlen« macht deutlich, dass Affekte eine tiefgreifende politische Dimension haben. In Anlehnung an Ahmed lässt sich die Politik der Affekte als Regulierung gesellschaftlich akzeptierter Gefühle verstehen. Diese lenkt sowohl die Wahrnehmung als auch das Verhalten von Individuen und Gruppen und trägt damit zur Stabilisierung sozialer Ordnungen bei.

Neben Ahmed haben auch die Arbeiten von Eve Kosofsky Sedgwick (2003), Lauren Berlant (2011) und Ann Cvetkovich (2012) das Verständnis von Affekten als politische und soziale Kräfte erweitert. Sedgwick beschäftigt sich ähnlich wie Ahmed mit dem Zusammenhang von Gefühlen und Machtverhältnissen und der Frage, inwiefern Gefühle politisch mobilisieren und ermächtigen können. Diese »reparative« (Sedgwick 2003; Baier et al 2014, S. 39 f.) Dimension von Gefühlen untersucht sie maßgeblich anhand der Scham (Sedgwick 2003, Sedgwick und Frank 1995). Auch Berlant und Cvetkovich verstehen Affekte als soziale und politische Kräfte und richten gleichzeitig den Fokus auf alltägliche Gefühle und Empfindungen, um deren Bedeutung für soziale Ordnungen sichtbar zu machen (Stewart 2007, Bargetz 2014, S. 120 ff). So kann Lauren Berlant in ihren Arbeiten nachweisen, dass alltägliche Gefühle, die oft banal oder nebensächlich erscheinen, eine entscheidende Rolle dabei spielen, wie beispielsweise marginalisierte Menschen mit Unsicherheit, Ausgrenzung und prekären Lebensverhältnissen umgehen und ihre Lebensrealitäten gestalten. Mit *Cruel Optimism* (2011) zeigt Berlant, dass marginalisierte Gruppen oft an Affekte und Vorstellungen gebunden sind, die ihnen schaden, weil Alternativen unerreichbar scheinen. Der Glaube an die Möglichkeit, durch harte Arbeit aufzustei-

gen, hält Menschen beispielsweise an einem System fest, das ihnen kaum Chancen bietet. Affektive Narrative wie der »amerikanische Traum« stützen diese Bindung, indem sie Hoffnung erzeugen – auch wenn die Realität sie immer wieder untergräbt. Berlant zeigt zudem, dass marginalisierten Gruppen Affekte wie Resilienz (6.2) oder Geduld abverlangt werden, um Marginalisierung zu bewältigen. Diese affektive Anpassung trägt jedoch oft zur Stabilisierung bestehender Machtverhältnisse bei, wenn beispielsweise trotz systematischer Diskriminierung weiter versucht wird, gesellschaftlich aufzusteigen, anstatt gegen diese Strukturen zu kämpfen. Berlant zeigt, dass wiederkehrende Erfahrungen von Diskriminierung oder sozialer Ungerechtigkeit oft zu chronischer Frustration (4.1) führen. Diese mündet jedoch nicht zwangsläufig in politischen Widerstand, sondern wird häufig als individuelles Scheitern empfunden – ein Mechanismus, der bestehende Machtverhältnisse weiter verfestigt. Während Berlant mit ihren Analysen den Zusammenhang von Affekt und zukünftigem Handeln ins Zentrum stellt, interessiert sich Cvetkovich in ihrer Arbeit zu Depressionen dafür, wie sich vergangene Erfahrungen von rassistischer Gewalt und kolonialer Unterdrückung in gegenwärtigen Empfindungen widerspiegeln. Nichtsdestotrotz liegt auch in ihrer Arbeit der Fokus auf dem Alltäglichen als Schnittstelle zwischen individuellen Emotionen und politischen Machtverhältnissen. Sie argumentiert, dass wiederkehrende Formen emotionaler Erschöpfung, wie sie sich in Depressionen zeigen, nicht als isolierte, persönliche Probleme, sondern als Ausdruck tiefer liegender gesellschaftlicher und struktureller Ungleichheiten zu verstehen sind. Indem beide Autorinnen das Alltägliche in den Vordergrund stellen, wird deutlich, wie eng individuelle affektive Zustände mit politischen und sozialen Realitäten verknüpft sind – eine Verknüpfung, die zeigt, dass persönliche Gefühle auch immer »transindividuelle und historische Erinnerungsspuren« (Bargetz 2014, S. 124) tragen, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft affektiv miteinander verbinden.

Nicht zuletzt Brigitte Bargetz, eine der zentralen Stimmen der deutschsprachigen *Affect Studies* betont die unmittelbare Wechselwirkung zwischen gesellschaftspolitischen Strukturen und subjektivem alltäglichem Empfinden und Handeln:

»Es ist die Perspektive auf das Alltägliche als wiederkehrenden Prozess der Festschreibung, Einschreibung, aber auch Modifizierung, worüber deutlich wird, wie Erfahrungen und Gefühle nicht nur in Institutionen verstetigt oder in einer Form »gegossen«, sondern auch über alltägliche Praxen transportiert und verkörpert werden. [...] Sie zeigen an, dass

sich ›größere‹ gesellschaftliche Zusammenhänge wie strukturelle Gewalt in den alltäglichen ›kleineren Dramen‹ ausdrücken und nicht zuletzt durch Wiederholung normalisiert werden (Cvetkovich 2007: 464 [sic]).« (Bargetz 2014, S. 122)

Im Anschluss an die hier skizzierten zentralen theoretischen Ansätze der *Affect Studies* verstehe ich Gefühle im Folgenden somit als Ausdruck und Effekt struktureller Ungleichheiten, die sich in den emotionalen Landschaften des Alltags niederschlagen. Mit Sara Ahmed gehe ich davon aus, dass Gefühle kein »*private matter*« (Ahmed 2004a, S. 24) sind. Sie gehören weder den Individuen noch entspringen sie ihnen, um sich dann an ein Gegenüber zu richten, so Ahmed (ebd., S. 24–27, Ahmed 2004b, S. 10), sondern sie sind stets Teil gesamtgesellschaftlicher Zusammenhänge. Emotionen sind Ausdruck davon, dass und wie Strukturen »unter die Haut gehen«, so Ahmed an anderer Stelle (Ahmed 2010, S. 216, zitiert nach Bargetz 2014, S. 124). Sie sagt: »Emotions are not ›after-thoughts‹ but shape how bodies are moved by the worlds they inhabit« (Ahmed 2010, S. 230). Emotionen sind somit erstens gesellschaftlich präfiguriert und wirken zweitens handlungsleitend: Sie bestimmen mit, wie Individuen auf ihre Umwelt reagieren und welche Handlungsoptionen ihnen potenziell zur Verfügung stehen. Altersarmut als spezifische Ausprägung gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse materialisiert sich so gesehen als »gefühlte Prekarität« in den alltäglichen Empfindungen der Akteurinnen und beeinflusst ihre Handlungsmöglichkeiten. Diese affektive Dynamik zwischen Struktur und Handlung will ich im Folgenden mithilfe des Begriffs »Affektregime« analytisch fassen. Das Konzept des Affektregimes beschreibt, wie bestimmte Emotionen und Gefühle reguliert werden und wie diese Regulierung mit sozialen, politischen und kulturellen Strukturen sowie Praxen verknüpft ist. In dieser Perspektive sind Affekte nicht als individuelle, sondern als soziale Phänomene zu verstehen, die durch gesellschaftliche Normen, Diskurse und Machtverhältnisse geprägt werden. Affektregime steuern, welche Gefühle und welche Emotionspraktiken als »normal« oder »akzeptabel« gelten und welche als »unerwünscht« angesehen werden. Sie beeinflussen, wie Menschen ihre Emotionen erleben, ausdrücken und in sozialen Kontexten interagieren. Kurzum: Affektregime legen fest welche Gefühle das tägliche Leben von Menschen in welcher Weise regieren. Sie setzen den Rahmen dafür, wie Menschen fühlen und handeln.

Zwar findet der Begriff »Affektregime« in der einschlägigen Literatur der *Affect Studies* hin und wieder Verwendung, als analytisches Konzept

ist er dort jedoch nicht etabliert<sup>46</sup>. Brigitte Bargetz' Entwurf einer »politischen Grammatik der Gefühle« (2014) kommt dem hier vorgeschlagenen Konzept allerdings am nächsten, indem auch sie damit das Ziel verfolgt, »das Regieren und Agieren über Gefühle sichtbar zu machen« (ebd., S. 130). Ihr Entwurf umfasst dabei zwei »Deutungshorizonte« (ebd., S. 119): Sie unterscheidet zwischen der Ebene »Politik der Gefühle« – verstanden als »Instrument und Motor des Politischen« – und der Ebene »Politik fühlen«, die sie als »emotionalen politischen Handlungs- und Erkenntnismodus« definiert (ebd.). Das Konzept des Affektregimes stellt im Folgenden meinen Versuch dar, die für diese Arbeit zentralen theoretischen Ansätze der *Affect Studies* in einem Ausdruck zu bündeln, um die komplexe Wechselwirkung von Gefühlen, Machtstrukturen und sozialer Praxis abzubilden. Ich verwende den Begriff »Affektregime« als analytische Brille, um zu beschreiben, wie Gefühle und Emotionen durch gesellschaftliche Strukturen reguliert werden und sich im alltäglichen Handeln manifestieren.

Inwiefern sich Affekt, Gefühl und Emotion unterscheiden ist in den *Affect Studies* dabei eine nach wie vor umstrittene Frage (Degener und Zimmermann 2014, S. 6–8). Eine gängige Differenzierung wird dabei zwischen Affekten, verstanden als präreflexive körperliche Bewegung von Gefühlsregungen, und Emotionen, verstanden als kognitiv-sprachliche Einordnung von Gefühlen, vorgenommen (ebd., S. 6). Zwar bevorzugt Ahmed den Begriff des Gefühls aufgrund seiner Allgemeinheit und Alltäglichkeit (ebd., S. 7), in ihren Werken tritt eine klare Abgrenzung der Begriffe jedoch hinter ihre analytische Zielsetzung zurück, zu verstehen, wie Affekte und Emotionen

---

46 Erwähnt wird der Begriff »Affektregime« etwa bei Brigitte Bargetz und Birgit Sauer (2015, S. 94) in Zusammenhang mit der Analyse von Gefühlsdispositiven, jedoch ohne ihn explizit zu definieren und konsequent mitzuführen. Um ihr analytisches Konzept der politischen Grammatik der Gefühle (Bargetz 2014) zu beschreiben verwendet Bargetz außerdem einmal den Begriff »Gefühlsregime« (ebd., S. 118). Auch an der Schnittstelle von Emotionsforschung und internationaler Politikforschung ist die Rede von »emotional regimes« (u. a. Ling 2014, S. 582), doch auch dort wird der Begriff nicht weiter theoretisiert. Nicht zuletzt das Konzept »feeling rules« von Arlie Russel Hochschild (1979) weist konzeptionelle Ähnlichkeiten auf. Die Soziologin versteht unter »feeling rules« soziale Richtlinien, die bestimmen, wie wir in bestimmten Situationen fühlen sollen. Diese Regeln legen fest, was als angemessen oder unangemessen empfunden wird, und helfen den Individuen, ihre Emotionen so zu steuern, dass sie den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechen. »Feeling rules« sind spiegeln soziale Strukturen wider, indem sie Normen für emotionale Reaktionen in verschiedenen Kontexten setzen. Sie sind oft latent und werden besonders dann deutlich, wenn es eine Diskrepanz zwischen den tatsächlichen Gefühlen und dem gibt, was als angemessen für die Situation angesehen wird.

gesellschaftlich »funktionieren«, wie sie Machtverhältnisse aufrechterhalten und Gemeinschaften konstituieren. Für sie sind die »Wirkungen« von Gefühlen entscheidend, weniger deren ontologische Definition. Ahmed orientiert sich dabei an einem sozialkonstruktivistischen Ansatz (Baier et al. 2014, S. 17). Im Gegensatz zum Differenzansatz, wie er z. B. von Brian Massumi (1995) vertreten wird, sieht sie Affekte nicht primär als vorsprachliche, körperliche Intensitäten. Sie argumentiert, dass Gefühle immer bereits diskursiv und kulturell geprägt sind. Ihre Perspektive verbindet also die materialistische Dimension von Gefühlen mit deren sozialer Einbettung (Ahmed 2004b, S. 6). Im Anschluss an Ahmed und andere Vertreter\*innen der *Affect Studies* (u. a. Bargetz und Sauer 2015, S. 93) nehme ich für vorliegende Analysen auch keine Differenzierung zwischen Affekt, Gefühl und Emotion vor, sondern verwende sie synonym, in der Annahme, dass selbst die kleinste körperliche Regung bereits Ausdruck einer bestimmten sozial situierten Erfahrung und somit ein Effekt gesellschaftlicher Zusammenhänge ist. Nichtsdestotrotz scheint mir der Begriff des Affekts dem Zusammenhang von Gefühlen und Gesellschaft noch am besten gerecht zu werden: So haben Menschen Gefühle, werden aber affiziert (Reckwitz 2013, S. 173). Letzteres impliziert durch seine passive Handlungsrichtung, dass Gefühle von außen auf das Subjekt einwirken und verdeutlicht damit bereits begriffstechnisch die strukturelle, das heißt die machtdurchdrungene Seite der Gefühle (ebd.; Bargetz und Sauer 2015, S. 93); eine theoretische Annahme, die ich auch mit der Verwendung des Begriffs »Affektregime« vermitteln will.

So verstehe ich Affekte in Anlehnung an Brigitte Bargetz darüber hinaus als Scharnier, als Modalität und Modus gleichermaßen. Als Modalität, »worüber Menschen in Machtzusammenhänge eingebunden sind« und als »Modus der Involviertheit« (Bargetz 2013, S. 217), das heißt als Modus, wie Menschen von Machtverhältnissen affektiv betroffen und gleichzeitig an ihnen beteiligt sind. Wer besitzt die Macht zu beschämen und wer empfindet Scham in welchem historischen Moment? Dies wäre hier eine adäquate Frage, um auf den konkreten Affekt der Scham im Feld der weiblichen Altersarmut einzugehen (5.2). Die Scham, so ließe sich an dieser Stelle weiter exemplifizieren, bewegt demnach Subjekte (rein anschaulich, zum Beispiel durch das Senken des Kopfes und der Schultern, das in sich Zusammensacken, das kleiner Werden bis hin zum unsichtbar Machen) und mit ihnen gesellschaftliche Verhältnisse (Scham entscheidet beispielsweise darüber, wer eine gesellschaftliche Sprecherinnenposition einnimmt und wer

zum Schweigen gebracht wird und stabilisiert auf diese Weise Machtverhältnisse). In einem solchen Verständnis von Affekten als »Effekt und Bindemittel eines komplexen Zusammenhangs« (ebd.) geht auch Sighard Neckels Beschreibung des Affekts der Scham auf. Er sagt: »Beschämungen produzieren eine soziale Figuration, in denen Subjekte an den Machtverhältnissen, denen sie unterworfen sind, selbst beteiligt sind. Das Schämen ist ein Akt der Unterwerfung« (Neckel 1993, S. 275). Dieser »Modus der Involviertheit« lässt aber auch das Potenzial der Handlungsmacht erkennen, wie verschiedene Vertreterinnen der *Affect Studies* betonen (Gutiérrez Rodríguez 2010; Bargetz 2013, S. 217), und rückt damit die affektiv präfigurierte Praxis in den Fokus – im Kontext der verschämten Altersarmut das Spektrum zwischen unterwerfendem Schweigen und ermächtigendem Sprechen.

Genau diesem Spektrum will ich nachspüren und danach fragen, wie sich das Affektregime weiblicher Altersarmut auf die Handlungsweisen der von Altersarmut Betroffenen auswirkt, inwiefern sie sich dem Regime unterwerfen oder auch ermächtigende Strategien im Umgang mit ihrer alltäglichen Verunsicherung entwickeln. Damit folge ich nicht zuletzt Barlösius' Kritik an Bourdieus Vernachlässigung von *agency* in seinen Auseinandersetzungen mit Prekarität. Dieser stelle in seinem Artikel zur Omnipräsenz prekärer Zustände (1998a) die These auf, dass Prekarisierungsprozesse zu Handlungsunfähigkeit führen. Auch in seinem Werk »Das Elend der Welt« (Bourdieu 2010e) betone Bourdieu immer wieder die Ohnmachtserfahrungen der Gesprächspartner\*innen. Er fokussiere damit Elendsgefühle und rücke Formen von Handlungsmacht an den Rand. Auch die Frauen- und Geschlechterforschung teilt diese Kritik. »Sozialdestruktive« Konzeptionen, wie sie Bourdieu verfolgten, versperrten den Blick für Handlungsspielräume in prekären Lagen, so Motakef und Wimbauer (2019, S. 784–788). Wie die beiden Soziologinnen zeigen, verpflichte ein weiter Prekaritätsbegriff, der auch dieser Arbeit zugrunde liegt (2.3.2), dazu, immer auch danach zu fragen, welche neuen Freiheiten möglicherweise mit Prekarisierungsprozessen einhergehen (ebd.). Diese Ambivalenzen zwischen »Zwang und Chance« (Götz und Lemberger 2009a, S. 9), gilt es auch für die folgenden Ausführungen zum prekären Ruhestand im Blick zu behalten, indem ich die Folgen von Armutserfahrungen und alltäglichen Prekarisierungsprozessen nicht auf Ohnmachtsgefühle beschränke, sondern explizit wissen will, wie es gelingt, dass sich die Akteurinnen trotz objektiviert prekärer Lagen handlungsfähig erleben. Handlungsmacht respektive *agency* verstehe ich mit Tanja Carstensen (2020, S. 9 f.) nicht ausschließlich als bewusst politisch-

aktivistisches Agieren mit dem Ziel, Veränderung zu erwirken, sondern darüber hinaus auch als aktive Gestaltbarkeit des eigenen Alltags im Sinne der Lebensführung sowie als (unintendierte) widerständige Praxen und Handlungen des Sich-Entziehens (ebd., S. 11–15). Kern dieser analytischen Unterscheidung ist, wie auch Johanna Stadlbauer (2015) hervorhebt, dass nicht jede Form von Handlungsmacht notwendigerweise ein bewusster Widerstand gegen eine bestehende Ordnung ist. Darüber hinaus betont die Kulturwissenschaftlerin, dass subjektive Ermächtigungsstrategien zugleich auch zur Reproduktion struktureller Machtverhältnisse beitragen können.

Dieser Zusammenhang zwischen Machtverhältnissen und Handlungsmacht steht auch im Zentrum der *Affect Studies*. So zeigt Eve Kosofsky Sedgwick (2003) in *Touching Feeling* die transformativen Potenziale der Scham, um hier den Faden entlang dieses spezifischen Affekts weiterzuspinnen. Scham ist für Sedgwick nicht nur ein isolierender oder passivierender Affekt, sondern auch eine identitätsstiftende und politische Kraft:

»Shame floods into being as a moment, a disruptive moment, in a circuit of identity-constituting identificatory communication. Indeed, like a stigma, shame is itself a form of communication. Blazons of shame, the ›fallen face‹ with eyes down and head averted – and, to a lesser extent, the blush – are semaphores of trouble and at the same time of a desire to reconstitute the interpersonal bridge. But in interrupting identification, shame, too, makes identity. [...] Shame interests me politically, then, because it generates and legitimates the place of identity – the question of identity [...]« (Sedgwick 2003, S. 36, 64)

Scham definiert somit mit, wer wir sind respektive sein wollen und wie wir uns zu anderen verhalten. Schamgefühle als disruptive Momente sozialer Interaktion ermöglichen gleichzeitig sich dieser Identifikation kritisch anzunähern, so Sedgwick (ebd., S. 62 f.). Entscheidend ist dabei, soziale Normen sowie Machtverhältnisse, die Scham auslösen, zu hinterfragen. Indem sich Subjekte der strukturellen Ursachen ihrer lähmenden Schamgefühle bewusstwerden und diese umlenken, können sie ihre Handlungsfähigkeit wiedererlangen. Gerade für marginalisierte Gruppen kann die Umdeutung von Scham eine Möglichkeit bieten, Widerstand zu entwickeln. Dieses transformative Potenzial zeigt sich laut Sedgwick (ebd.) besonders in kollektiven Praktiken des Sprechens und Handelns, wie sie im Kontext sozialer Bewegungen häufig zu beobachten sind. In der Bürgerrechtsbewegung, der LGBTIQ\*-Bewegung und anderen sozialen Kämpfen wurde und wird Scham als Motor politischer Mobilisierung genutzt – sei es durch die Affirmation von Stolz (*Black is Beautiful*, Gay Pride) oder durch das bewusste Sichtbarma-

chen zuvor schambesetzter und tabuisierter Erfahrungen sexueller Gewalt<sup>47</sup> (#MeToo, #aufschrei), oder auch die politische Kanalisierung individueller Schamgefühle in Wut im Kontext feministischer und antirassistische Bewegungen (Lorde 1984). Sedgwick schreibt:

»I am thinking here of a range of movements that deal with shame variously in the form of, for instance, the communal dignity of the civil rights movement; the individuating pride of ›Black is Beautiful‹ and gay pride; various forms of nativist resentment; the menacingly exhibited abjection of the skinhead; the early feminist experiments with the naming and foregrounding of anger as a response to shame; the incest survivors movement's epistemological stress on truth-telling about shame; and, of course, many, many others.« (ebd. 2003, S. 62 f.)

Soziale Bewegungen beruhen somit nicht nur auf rationalen Argumenten, sondern werden stark von Affekten getragen (vgl. hierzu auch Hardt 2015, Koppetsch 2018). Sedgwick betrachtet Scham also nicht ausschließlich als negative Erfahrung, sondern als produktiven, politisch bedeutsamen Affekt (Sedgwick 2003, S. 64), der Identitäten, Beziehungen und damit gesellschaftliche Verhältnisse verändern kann (ebd., S. 35–66, Bargetz 2019, S. 370).

Auch Brigitte Bargetz und Birgit Sauer verweisen auf den politischen Charakter von Affekten, heben jedoch zugleich hervor, dass Gefühle gezielt politisch instrumentalisiert werden können. Beispiele für solche affektiven Dynamiken finden sich in der politischen Geschichte der jüngeren Vergangenheit. Nach den Anschlägen des 11. September 2001 wurde Angst beispielsweise zu einem zentralen politischen Steuerungsinstrument, das sicherheitspolitische Maßnahmen rechtfertigte und neue gesellschaftliche Ausschlussmechanismen hervorbrachte (Bargetz und Sauer 2015, S. 99, Ahmed 2004b). Ähnlich ließen sich auch gegenwärtige globale antidemokratische Tendenzen analysieren: Slogans wie »*Make America Great Again*« rufen Stolz und Nostalgie hervor, um ein idealisiertes Bild der Vergangenheit zu

---

47 Vgl. außerdem das Zitat »Die Scham muss die Seite wechseln« von Gisèle Pelicot. 2024 erlangte Pelicot weltweite Aufmerksamkeit durch ihren Strafprozess gegen ihren Ex-Mann und 50 weitere Täter, die sie über Jahre hinweg nach Betäubung vergewaltigten. Sie kämpfte erfolgreich dafür, dass der Prozess öffentlich stattfand und sogar Videoaufnahmen der Vergewaltigungen als Beweismittel gezeigt wurden. Pelicot forderte damit einen Perspektivwechsel: Scham sollte nicht bei den Opfern sexualisierter Gewalt liegen, sondern bei den Tätern. Ihre Aussage zielt darauf ab, die Verantwortung für das Erleben von Scham von den Betroffenen auf die Strukturen, Institutionen und Personen zu verlagern, die Gewalt ausüben. Ihr mutiger Einsatz machte sie zu einer wichtigen Symbolfigur im Kampf gegen sexualisierte Gewalt.

beschwören und neoliberalen, faschistischen Regierungsweisen zu legitimieren, der deutsche rechtspopulistische Migrationsdiskurs schürt Angst, um restriktive Grenzregime und eine Verschärfung der Asylpolitik durchzusetzen. Beide Strategien stützen sich auf rassifizierende und nationalistische Klassifikationssysteme, verstärken gesellschaftliche Grenzziehungen und soziale Ungleichheit mit dem Ziel, politische Macht zu gewinnen. Nichtsdestotrotz plädieren Bargetz und Sauer dafür, die politische Ambivalenz von Affekten – ihre gleichzeitige Funktion als Mittel der Kontrolle und der Ermächtigung, wie es Sedgwick für den Affekt der Scham herausgearbeitet hat, im Blick zu behalten (Bargetz und Sauer 2010, Bargetz 2019, S. 371, vgl. hierzu auch Slaby und Bens, S. 345–348). So schreiben sie: »Trotz dieser Machtkritik, die die Instrumentalisierungsmöglichkeiten und -tendenzen von Gefühlen deutlich macht, darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass Gefühle auch emanzipatives Handeln motivieren und mobilisieren können« (Bargetz und Sauer 2010, S. 153). Affekte sind also nicht per se subversiv oder stabilisierend, sondern bewegen sich in einem Spannungsfeld von Macht und Widerstand. Diese Ambivalenzen zu analysieren, ist gerade aus herrschaftskritischer Perspektive zentral. Entscheidend ist, wer Affekte wie adressiert, und wer in welcher Form affiziert wird. Aufbauend auf diesen Erkenntnissen stellt sich abschließend die Frage, ob es im Feld weiblicher Altersarmut auch Affekte gibt, die es vermögen Ungleichheitsverhältnisse zu destabilisieren. Festzuhalten bleibt an dieser Stelle: Gefühle sind zutiefst politisch. Sie sind nicht nur individuelle Zustände, sondern immer auch gesellschaftliche, handlungsleitende Kräfte, die soziale Normen stabilisieren oder herausfordern können. Wie genau die Politik der Gefühle im Feld weiblicher Altersarmut wirkt – das heißt, inwiefern das »Affektregime« die »Logik der Praxis« prägt und umgekehrt – möchte ich mit dieser Arbeit untersuchen, indem ich Bourdieus praxistheoretischen Ansatz, der durch die weitestgehend unterbeleuchtete Dimension der Gefühle gekennzeichnet ist (2.3.2), mit der hier skizzierten affekttheoretischen Perspektive zusammenführe.

#### 2.3.4 Praxistheorie und Affektregime: Bourdieu meets *Affect Studies* meets weibliche Altersarmut

Die in den letzten beiden Unterkapiteln skizzierten Annäherungen an Bourdieus »Logik der Praxis« (2.3.2) und das Konzept des Affektregimes (2.3.3)

führen mich abschließend zu vier Annahmen bezüglich des Struktur-Subjekt-Handlungs-Zusammenhangs, die meine Heuristik begründen:

Erstens betrachte ich Affekte als »Komplexifizierung« der Subjektebene. Sie sitzen im Innersten der Subjekte, entstehen aber nicht dort, sondern sie sind Teil von Struktur. Sprich, sie sind präfiguriert, sie sind nichts Individuelles und Naturhaftes, sondern Bestandteil kultureller und sozialer Prozesse. Subjekte werden also affiziert. Sie sind einem Affektregime unterworfen. Affektregime beschreiben die Art und Weise, wie Emotionen in einer Gesellschaft organisiert, bewertet und verbreitet werden. Sie bestimmen, welche Affekte in bestimmten sozialen Kontexten als legitim gelten, während andere marginalisiert oder unterdrückt werden. Dabei reproduzieren sie historische, kulturelle und politische Machtstrukturen. Affekte formen wiederum Praxis. Sie bestimmen mit, an welchen Praktiken Subjekte teilnehmen und an welchen nicht. Sie sind konstitutiv für subjektives Handeln.

Zweitens stehen die drei Dimensionen Struktur, Subjekt und Handlung grundsätzlich in einem zirkulären Verhältnis zueinander. Subjekte (re-)produzieren diejenigen Strukturen, denen sie entspringen. Die Art und Weise, wie Subjekte handeln, ist nicht nur affektiv, sondern auch – und hier kommt Bourdieus praxistheoretischer Ansatz ins Spiel – durch den Habitus sowie eine bestimmte Kapitalienausstattung vorstrukturiert (2.3.2). Affekte verstehe ich dabei nicht als Teil des Habitus, sondern verorte sie analytisch betrachtet auf derselben Ebene, um ihrer zentralen Bedeutung für die Konstituierung des Sozialen gerecht zu werden. Affekte, Habitus und Kapitalien vermitteln somit zwischen Struktur, Subjekt und Handlung, oder schematisch ausgedrückt: Strukturen (re-)produzieren unterschiedliche Affektualitäten, Habitusformen sowie ungleiche Kapitalienausstattungen. Diese (re-)produzieren bestimmte Subjektivitäten und vice versa: Subjekte (re-)produzieren unterschiedliche Affekte, Habitusformen sowie ungleiche Kapitalienausstattungen; diese wiederum (re-)produzieren Strukturen. Zentral ist also die Annahme einer wechselseitigen Konstituierung von Subjekt, Handlung und Struktur.

Dieser, zugegeben radikal heruntergebrochene, mathematisch anmutende Kreislauf ist es, in dem drittens die relative Stabilität sozialer Ungleichheit begründet liegt. Ausgangspunkt für Bourdieus Nachdenken über soziale Praxis war nicht zuletzt seine irritierende Beobachtung, dass die Klasse der Unterdrückten nicht gegen die Mächtigen aufbegehrt, sondern ihre soziale Positionierung mit all ihren Diskriminierungserfah-

rungen wie selbstverständlich hinnahm. Was ihn umtrieb, beschrieb er folgendermaßen:

»In der Tat habe ich mich über das, was man das Paradox der Doxa nennen könnte, schon immer gewundert. Die Tatsache, daß die Weltordnung so ist wie sie ist, mit ihren Einbahnstraßen und Durchfahrverboten, im eigentlichen wie im übertragenen Sinn, ihren Verpflichtungen und Sanktionen grosso modo respektiert wird und daß es nicht zu mehr Zuwiderhandlungen oder Subversion, Delikten und ›Verrücktheiten‹ kommt. [...] Oder daß sich, was noch erstaunlicher ist, die bestehende Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen, ihren Rechten und Bevorzugungen, ihren Privilegien und Ungerechtigkeiten, von einigen Zufällen abgesehen, letzten Endes mit solcher Mühelosigkeit erhält und daß die unerträglichsten Lebensbedingungen so häufig als akzeptabel und sogar natürlich erscheinen können.« (Bourdieu 2005, S. 7)<sup>48</sup>

Wie kann es also sein, dass soziale Ordnungssysteme mit und trotz den darin implementierten Ausschlüssen und Unterdrückungsmechanismen eine derartige Beständigkeit aufweisen? Wie kann es sein, dass es oft kaum oder keinen wirkungsvollen Widerstand gibt? Wie kann es beispielsweise sein, dass das Prekariat schweigt, um eine weitere Frage Bourdieus in diesem Zusammenhang aufzugreifen, die ich analog für das hier untersuchte Feld weiblicher Altersarmut neu ausloten möchte (5.3). Antworten auf diese Fragen fand Bourdieu schließlich in seiner Theorie der Praxis und den vorgestellten Konzepten zum Habitus und Kapitalientausch, die ich hier mit einer affekttheoretischen Perspektivierung ergänze. So konstruieren Subjekte zwar ihre soziale Wirklichkeit, aber immer innerhalb bestimmter struktureller Grenzen und Möglichkeiten (Villa 2011, S. 65). In dieser herrschaftskritischen Perspektive sind Handlungsspielräume demnach stets habituell und materiell-symbolisch sowie affektiv bedingt. Zentral ist also des Weiteren die Annahme einer relativen Persistenz von Strukturen und Handlungsoptionen.

Und nichtsdestotrotz gibt es viertens auch Abweichungen innerhalb der Zirkularität zwischen Struktur, Subjekt und Handlung. Auch wenn die erworbenen Habitusformen im Alltag vorbewusst abgespult werden und handlungsstrukturierend wirken, sind sie nicht komplett starr, sondern situationsabhängig variierbar (ebd., S. 63–68), genauso wie sich Subjekte auch Affizierungen entziehen, diese umdeuten oder sie politisch mobilisieren können. Es existiert sozusagen eine »reale Vielfalt« an Handlungen, die jedoch einem »einheitlichen Muster entspringt« (Barlösius 2006, S. 52).

---

<sup>48</sup> Zitiert nach Barlösius (2006, S. 27).

Subjekte konstruieren somit ihre reale Wirklichkeit vermittelt über den Habitus und über Affekte. Durch die (bewusste oder unbewusste) Anpassung präfigurierter Affizierungen sowie sozial bedingter Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata mittels Formen zufälligen, kreativen oder auch widerständigen Handelns sind nicht nur Emotionen und der Habitus selbst, sondern auch die sie konstituierenden Strukturen veränderbar. Denn, – und hier wird die Klammer im Begriff des (Re-)Produzierens interessant – auch wenn sich Subjektivitäten, Handlungen und Strukturen gegenseitig konstituieren, müssen sie sich nicht zwingendermaßen reproduzieren. Im Zirkelschluss der zweiten Annahme ist damit auch eine Option des Durchbrechens angelegt. Durch die potenzielle Möglichkeit, sich anders zu verhalten, kommt es demnach weiterhin zur Produktion von Strukturen, aber ohne eine Reproduktion dieser. Anders ausgedrückt: Durch gewisse Spielarten und Fluchtpunkte innerhalb der Zirkularität der Ebenen kann immer auch etwas Neues entstehen. Diese vierte Annahme will nicht von der relativen Stabilität sozialer Ungleichheitsverhältnisse ablenken, diese aber auch nicht als deterministisch voraussetzen, sondern viel eher die Langlebigkeit und Zähigkeit bestehender Verhältnisse betonen. Ohne diese letzte Annahme einer möglichen Veränderbarkeit der wechselseitigen Konstituierung von Handlung und Struktur wäre gesellschaftlicher Wandel nicht denkbar.

Zusammenfassend gehe ich im Folgenden demnach von der Zirkularität zwischen Struktur, Subjekt und Handlung, ihrer relativen Persistenz sowie gleichzeitigen transformierenden Potenzialität aus. Die hier skizzierten Annahmen, die ich aus Bourdieus Logik der Praxis, sowie einschlägigen Positionierungen der *Affect Studies* folgere, bilden damit den heuristischen Rahmen meiner Untersuchung. Die Kombination von Bourdieus Praxistheorie und dem Konzept des Affektregimes bietet somit eine tiefgehende Analyse der Interdependenzen von sozialen Strukturen, affektiven Erfahrungen und individuellem Handeln. Um Gesellschaft zu verstehen und letztlich zu kritisieren, geht es also darum, den affiziert gestimmten »praktischen Sinn« (frei nach Bourdieu) einer jeden Handlungsweise zu erschließen. Und das bedeutet die »leibhaftigen Akteure« (ebd.), hier Akteurinnen, und ihre Emotionen zum Ausgangspunkt zu nehmen. Im Zentrum der Analyse dürfen aber nicht nur Handlungen im engeren Sinne stehen. Aufgabe einer Theorie der Praxis ist es laut Bourdieu auch, »die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata sichtbar zu machen, die die Akteure in ihrem Alltagsleben anwenden« (Bourdieu und Wacquant 1996, S. 30). Um

den praktischen Sinn zu erschließen, geht es demnach nicht nur darum zu verstehen, was die Akteurinnen wie tun, sondern auch, wie sie ihr Tun einordnen, legitimieren, bewerten, erleben, unkommentiert stehen lassen und eben fühlen. Weil Emotionen, wie ich mit Reckwitz herausgearbeitet habe, eine derart essenzielle Rolle für soziale Ordnungssysteme beikommt, weil es keine Affektneutralität, keinen affektfreien Raum gibt, ihr epistemologischer Wert somit nicht zu unterschätzen ist, stelle ich diese ins Zentrum meiner Analyse. Ziel ist es also, zu verstehen welches Affektregime das Feld weibliche Altersarmut regiert, das heißt zu analysieren, welche konkreten Affekte die alltäglichen Praxen der Akteurinnen beeinflussen und in welcher Form dies geschieht. Wie wirkt sich die empfundene Prekarität, neben habituellen und materiell-symbolischen Begrenzungen, auf die Handlungsspielräume der Betroffenen aus? Wer kann etwa emotionales Kapital im produktiven Sinne nutzen, um den prekären Ruhestand zu bewältigen? Wo begrenzen Affekte die Handlungsfähigkeit der von Altersarmut Betroffenen und wo könnten sie möglicherweise politisch mobilisierend wirken?

Für eine Untersuchung des Affektregimes weiblicher Altersarmut und der darin verhafteten Verarbeitungsformen subjektiver Prekarität zeigen sich ethnografische Forschungsdesigns als überaus anschlussfähig, gerade weil sie Quelle beobachteter und erzählter Praxis sind und zugleich einen wichtigen Zugang zur geforderten subjektiven Wahrnehmungs- und Bewertungsebene liefern, die sich analytisch gedeutet zu bestimmten Schemata verdichten lässt und das »Selbstverständliche« wie das möglicherweise widerständige Handeln der Subjekte damit erklärbar macht. Nur mittels qualitativer Forschungsmethoden kann sich der Komplexität einer solchen Theorie angenähert werden (vgl. hierzu auch Neckel und Pritz 2019, S. 312). Das nächste Kapitel wird das Forschungsdesign, seine methodologischen Grundsätze und methodische Vorgehensweise im Detail transparent machen (3.1), methodologische Schwierigkeiten sowie Leerstellen und die Umgangsweisen mit diesen reflektieren (3.2) und schließlich den Prozess von der Datenaufbereitung über die Analyse bis hin zur Verschriftlichung nachzeichnen (3.3).

# 3. Forschungsprozess

## 3.1 Methodologie und Forschungsdesign

### 3.1.1 »Das Elend der Welt« als methodologische Anleitung für eine verstehende und engagierte Wissenschaft – Forschungsethische Standpunkte

Wie im letzten Kapitel konzeptionell ausgeführt liegt das Augenmerk auf dem Zusammenhang von Affekt und Handlungsmacht im untersuchten Feld weiblicher Altersarmut. Die induktiv gewonnene affekttheoretische Perspektivierung ist das Ergebnis einer offenen methodischen Herangehensweise: Mittels narrativer biografischer Interviews und teilnehmender Beobachtung wurde der übergeordneten Forschungsfrage im ethnografischen Sinne nachgespürt und diese unter Rückgriff auf die *Grounded Theory*, das heißt in der reflexiven und analytischen Bewegung zwischen Datenmaterial, Forschungsfeld und Theorie sukzessive ausdifferenziert. Die Studie basiert auf einem kollektiven Forschungsprozess. Im Rahmen des Projektkontextes »Prekärer Ruhestand«, innerhalb dessen vorliegende Arbeit entstanden ist, wurde im Team geforscht.<sup>49</sup> Das dort generierte Datenmaterial ist Grundlage nachfolgender Analysen. Mit ihrer thematischen Eingrenzung und theoretischen Vertiefung richtet die Arbeit ihren Fokus auf einen Teilaspekt subjektiver Bearbeitungsformen weiblicher Altersarmut. Gleichwohl entspringt sie einem gemeinsamen methodologischen

---

<sup>49</sup> An dieser Stelle möchte ich mich bereits im Voraus bei der Projektleitung Irene Götz, sowie den Projektkolleginnen Esther Gajek, Marcia von Rebay, Petra Schmidt und Noémi Sebök-Polyfka bedanken – für die gute Zusammenarbeit, die vielen bereichernden Projektmeetings, den intensiven methodologischen und inhaltlichen Austausch sowie für die Möglichkeit, auf ein so reichhaltiges Datenmaterial zurückgreifen zu können.

Rahmen, den es in den folgenden Kapiteln Schritt für Schritt offen zu legen gilt. In diesem Unterkapitel soll es zunächst um Bourdieus Studie »Das Elend der Welt« gehen, die das Forschungsdesign maßgeblich prägte und darüber hinaus wichtige Impulse für eine *Engaged Anthropology* lieferte, die als forschungsethische Grundhaltung den Forschungsprozess begleitete.

In den 1990er Jahren kritisierte Bourdieu die »neoliberale Invasion« (Bourdieu 1998b) sowie die Allgegenwart prekärer Verhältnisse (Bourdieu 1998a). Er positionierte sich als Wissenschaftler zunehmend auch im politischen Diskurs, so auch mit seinem 1993 in Frankreich erschienenen Werk »Das Elend der Welt«. Ein achtzehnköpfiges Team führte unter Leitung von Bourdieu über vierzig Interviews in den Pariser Banlieues durch, die in dem 900-seitigen Werk versammelt sind und den schwierigen Lebensverhältnissen der Befragten soziologisch nachspüren. Entstanden ist ein Mosaik aus subjektiven Zeugnissen, sogenannten »kleine[n] Novellen« (Bourdieu 2010a, S. 13), die eine Vielfalt an Alltagswelten und ihre je spezifischen Befindlichkeiten abbilden. Die Studie begreife sich als Diagnose der französischen Gegenwartsgesellschaft und entwickle einen »verständnisvollen und verstehenden Blick« (ebd.) für die »kleinen Nöte des Alltags« (Bourdieu 2010c, S. 325), so Bourdieu. »Verstehen« bedeutet für Bourdieu mit Verweis auf Spinoza, seine Gesprächspartner\*innen weder zu bemitleiden noch zu verurteilen (Bourdieu 2010a, S. 13), sondern sie stets als strukturierte und strukturierende Subjekte zu begreifen, als handelnde Subjekte jedenfalls, deren Handeln zu einem bestimmten Grade habituell vorstrukturiert, jedoch nicht determiniert ist, und deren Handeln gleichzeitig auf die sie umgebenden Strukturen zurückwirkt (Barlösius 2006, 24 f.; Bourdieu 2002, S. 72). Zudem erhebe die Studie den Anspruch durch den Verstehensansatz zur Veränderung ebendieser prekären Verhältnisse beizutragen. Bourdieu war der Meinung, »was die Sozialwelt hervorgebracht hat, kann die Sozialwelt [...] auch wieder abschaffen« (Bourdieu 2010c, S. 826). Es sei Aufgabe der Forschenden, »engagierte Wissenschaft« (Bourdieu 2001) zu betreiben, deren praxistheoretische Erkenntnisse gesellschaftspolitische Relevanz haben. Die Soziolog\*innen Schultheis und Schulze, Herausgeber\*innen einer entsprechenden Studie für den deutschen Kontext, charakterisieren »Das Elend der Welt« rückwirkend als »eingreifende Wissenschaft und politisches Manifest« (Schultheis und Schulz 2005b, S. 9), das die im Zuge der neoliberalen Umbrüche hervorgerufenen alltäglichen Miseren ans Licht bringen wollte.

Nun ist »das Alltagsleben« volkskundlich\_europäisch\_ethnologisch\_kulturwissenschaftlich betrachtet nichts Neues, sondern vielmehr *der* Forschungsgegenstand des Vielnamenfaches, das die Selbstverständlichkeiten breiter Bevölkerungsschichten ins Zentrum des Forschungsinteresses rückt. Methodologisch waren »Das Elend der Welt« und die folgenden Replikationsstudien (Schultheis und Schulz 2005a; Katsching-Fasch 2003a) für das Forschungsprojekt »Prekärer Ruhestand« jedoch gewinnbringend (Götz und Schweiger 2020, S. 219). So sei die Prekarisierungsstudie nicht nur als eine Gegenwartsdiagnose alltäglicher Miseren<sup>50</sup> zu verstehen, die gleichzeitig politisch Stellung beziehe, wie auch Eva Barlösius feststellt (1999, S. 5), sondern als konkrete »Anwendung eines soziologischen Modells« (ebd.). Auch der Bourdieu-Schüler Franz Schultheis beschreibt »Das Elend der Welt« als methodologische Anleitung, nämlich als »eine Analyse der Interdependenzen zwischen Position und Perspektive, zwischen konkreter Verortung eines Subjekts im Sozialraum und seiner Art, letzteren wahrzunehmen und zu deuten« (Schultheis 1997, S. 835).<sup>51</sup> Neben seiner prekarisierungstheoretischen Bedeutung, seiner engagierten Forschungsabsicht und nicht zuletzt

---

50 Barlösius kritisiert, dass die deutsche Übersetzung »Das Elend der Welt« dem Originaltitel »La misère du monde« (1993) nicht gerecht werde. Der Elendsbegriff sei laut Barlösius zu sehr mit Armutslagen assoziiert. Der Begriff »Misere« hingegen sei semantisch offener und könne auf verschiedenste Lebensverhältnisse zutreffen. Der deutschen Übersetzung gehe genau die relationale Dimension von positionsbedingter Perspektive verloren, die Bourdieu mit seiner Forschung aufzeigen wollte (Barlösius 1999, S. 4.).

51 Das Buch stieß in Frankreich wie auch international auf breites Interesse. Es entstanden ähnliche Studien u. a. in Griechenland, Nordkorea, Österreich wie auch in Deutschland, so die bereits erwähnte Studie »Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag«, herausgegeben von Franz Schultheis und Kristina Schulze. Die beiden Soziolog\*innen führten gemeinsam mit einem Forschungsteam von 2002 bis 2004 eine offenkundig identische Forschung durch, welche, wie sie sagen, »mittels eines bereits erfolgreich erprobten Forschungsinstruments einen Beitrag zur aktuellen gesellschaftstheoretischen und (vor allem) gesellschaftspolitischen Diskussion leisten will« (Schultheis und Schulz 2005b, S. 9). Nicht zuletzt die 2003 erschienene Studie »Das ganz alltägliche Elend: Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus« des österreichischen Forscher\*innenteams um die Europäische Ethnologin Elisabeth Katsching-Fasch setzten sich zum Ziel, »das gegenwärtige gesellschaftliche Leiden an einem konkreten Lebensort in Österreich [...], in Begegnungen mit hier wohnenden und arbeitenden Menschen zu erfahren und zu dokumentieren« (Katsching-Fasch 2003b, S. 10). Damit legten sie eine erste kulturwissenschaftliche Adaption von »Das Elend der Welt« vor. Allen Studien ist gemein, dass sie soziale Ungleichheitsverhältnisse in ihrer individuellen und gesellschaftlichen Verschränkung anhand von Einzelfallanalysen in den Blick nehmen. Im Zentrum stehen die subjektiven Konsequenzen, die eine systemische Veränderung vom sozialen hin zum aktivierenden Wohlfahrtsstaat für das Alltagsleben unterschiedlicher Milieus bedeutet.

seiner öffentlichkeitswirksamen Reichweite<sup>52</sup>, steche das Werk »Das Elend der Welt« demnach auch durch seine forschungspraktische Umsetzung heraus.

Auch im Forschungsprojekt »Prekärer Ruhestand«, dessen Ziele und Ergebnisse bereits in den Kapiteln 1.3 sowie 2.2.3 genauer beschrieben wurden<sup>53</sup>, standen alltägliche Krisen und ihre Verflechtungen mit Systemkrisen im Zentrum der Untersuchung (Götz et al. 2017, S. 59 f.). Ebenso ging es um eine Gegenwartsanalyse vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Neoliberalisierungsprozesse mit spezifischem Blick auf die Verunsicherung altersarmer Frauen. Bourdieus Plädoyer für eine engagierte Wissenschaft befürwortend, waren wir als Forschungsteam stets darum bemüht unsere Erkenntnisse einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, das erlangte Wissen zu teilen und in den öffentlichen Diskurs einzugreifen – sei es durch die Veröffentlichung von Teilergebnissen in einem öffentlichkeitswirksamen Verlag (Verlag Antje Kunstmann)<sup>54</sup>, eine Vielzahl an Zeitungs-, Fernseh- und Podcast-Interviews, eigene journalistische Beiträge und Kommentare, Podiumsdiskussionen, Lesungen oder auch Workshops für politische und karitative Akteur\*innen.<sup>55</sup> Es war unser Anliegen, für das Thema Altersarmut von Frauen zu sensibilisieren und uns politisch zu positionieren (Götz 2019a, S. 12, 81–89; Götz und Lehnert 2016, S. 97–104). Forschungsleitendes Ziel war

---

52 Allein in Frankreich wurden über 100.000 Exemplare verkauft, das Buch wurde in viele Sprachen übersetzt und diente u. a. als Grundlage für Theaterstücke (Schultheis und Schulz 2005b, S. 9; Schultheis 2010, S. 9). Es wurde vielfach rezipiert sowie nachgeahmt (u. a. Schultheis und Schulz 2005a; Katsching-Fasch 2003a).

53 Vgl. hierzu außerdem [https://www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forsch\\_projekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html](https://www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forsch_projekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html).

54 Teilergebnisse des Projekts mündeten beispielsweise in die viel beachtete Projektpublikation »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen« (Götz 2019a), und wurden anhand von Einzelfallanalysen – sogenannten »ethnografischen Porträts« (3.3.3) – präsentiert. Das Buch gliedert sich in drei Teile, wobei der erste Teil eine einführende Darstellung der strukturellen Rahmendaten zum prekär gewordenen Ruhestand liefert, fallübergreifende Thesen zum Wirtschaften und Vorsorgen prekarisierter Frauen im Alter skizziert und daraus fünf Thesen und gesellschaftspolitische Forderungen zur Prävention weiblicher Altersarmut ableitet (Götz 2019a, S. 81–89). Der zweite Teil versammelt die ethnografischen Porträts, sie bilden den Kern des Buches (ebd., S. 93–260). Abgerundet werden die Forschungsergebnisse in einem dritten Teil durch informative und zugängliche Tipps und Adressen, die sich an Betroffene oder auch Angehörige richten (Rau 2019 g).

55 Für eine umfassende Zusammenschau aller im Projektkontext entstandenen Publikationen und Beiträge siehe [https://www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forsch\\_projekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html](https://www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forsch_projekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html).

es, mittels eines verstehenden Ansatzes verschiedene Facetten von subjektiven Alltagsrealitäten weiblicher Altersarmut abzubilden, sie damit in ihrer objektivierbaren Logik offenzulegen und kritisierbar zu machen (Rau 2017, S. 85–87).

Mit diesen Zielsetzungen folgten wir einem Forschungsethos, der auch in der kulturwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung verankert ist. Die Herausgeber\*innen des Tagungsbandes »Eingreifen, Kritisieren, Verändern?!« weisen darauf hin, dass der »Anspruch durch wissenschaftliche Praxis in Bestehendes hineinzuwirken« (Binder et al. 2013b, S. 9) in den Nullerjahren zwar generell zugenommen habe, eine interventio-nistische Forschungspraxis ethnografischen wie geschlechtertheoretischen Ansätzen qua Methode sowie Forschungsgegenstand jedoch ohnehin bereits inhärent sei. Ethnografieren setze den Kontakt mit den Akteur\*innen voraus und wirke damit – intendiert oder nicht – in das Feld und die es konstituierenden Diskurse ein (Binder und Hess 2013, S. 24). Ein Forschungsdesign, das mehrfache Begegnungen mit den Akteurinnen anvisiert und diese zudem in die Finalisierung der Forschungsergebnisse mit einbezieht<sup>56</sup>, so wie wir es getan haben, vermag nicht nur die Gesprächspartnerinnen als Kollaborateurinnen ernst zu nehmen, sondern auch ihre (Selbst-)Wahrnehmungen und möglicherweise Handlungsmuster zu verändern. Als Teil der feministischen Bewegung ist die institutionalisierte Frauen- und Geschlechterforschung außerdem untrennbar mit der Forderung verknüpft, weibliche Perspektiven auf der Seite der Beforschten sowie auf der Seite der Forschenden sichtbar zu machen und damit explizit einen kritischen Gegenentwurf zum wissenschaftlichen »main- und malestream« (Binder et al. 2013b) zu setzen. Geschlechtertheoretische Forschungen sind also per se bestrebt bestehende Wissensformationen eingreifend zu verändern (ebd., S. 9). Dass hier gerade auch biografische Ansätze eine zentrale Rolle spielen (u. a. Lipp 2001, S. 332–334; Dausien 1994), soll im nächsten Kapitel erörtert werden. Mit unserem Anliegen Altersarmut von Frauen entlang von weiblichen Subjektperspektiven versteh- und sichtbar zu machen, erfüllten wir gerade auch als Forscher\*innenteam genannte Forderungen gleich in

---

<sup>56</sup> So wurden die ethnografischen Porträts als Teilergebnisse des Forschungsprojekts in unterschiedlichem Grad gemeinsam mit den Gesprächspartnerinnen vor der jeweiligen Autorisierung überarbeitet und unsere Perspektive teilweise korrigiert und angepasst. Gerade dieser Überarbeitungsschritt eröffnete im Austausch über das Porträt neue Erkenntnisse über Selbst- und Fremdbilder, die im besten Falle in den finalen Text integriert wurden.

doppelter Hinsicht. Ethnografisch und geschlechtertheoretisch gerahmt lässt sich der gemeinsame Forschungsprozess damit als Wissenschaftspraxis verorten, die »auf Veränderung zielt, sich kritisch zu gesellschaftlichen Problemlagen äußer[t] und sich in politische Konfliktfelder einmischen will« (2013b, S. 9), um es mit den Kulturwissenschaftler\*innen Binder, Bose, Ebell, Hess und Keinz zu formulieren.<sup>57</sup>

Jenseits der Frauen- und Geschlechterforschung und genährt durch eine interdisziplinäre Debatte hinsichtlich einer *Engaged Anthropology*, deren Ursprünge vornehmlich im angloamerikanischen Raum zu verorten sind, die nicht zuletzt auch Pierre Bourdieu mit seiner Forderung einer »*scholarship with commitment*« (Bourdieu 2001, S. 41) befeuerte, wurden Anfang der 2000er Jahre auch im deutschsprachigen Wissenschaftskontext unter dem Schlagwort der »Intervention« kritische Forschungspraxen sowie Verantwortlichkeiten der Forschenden diskutiert (Binder und Hess 2013, S. 23). Die kulturwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung nutzte diesen Aufwind zu einer prüfenden Auseinandersetzung mit interventionistischen Forschungsansätzen. Hess und Binder konzentrierten sich in diesem Zusammenhang in der Form genealogischer Analyse auf die Konfliktfelder dieser Ansätze; jedoch nicht, um sich von ihnen zu verabschieden, sondern um sich im Sinne der Reflexivität – dem Grundsatz ethnografischen wie geschlechtertheoretischen Arbeitens – über deren Fallstricke bewusst zu werden, um so die konkreten Möglichkeiten und Grenzen engagierter Wissenschaft auszuloten (ebd.). Donna Haraways Begriffe des »situativen Wissens« und des »partiell Verstandenen« aufgreifend und damit der Annahme folgend, dass ein vollumfängliches Durchdringen sozialer Wirklichkeit immer nur begrenzt und positioniert gelingen kann, betonen sie, dass es immer nur um die Versuche des »Verstehens und Verständlich-

---

<sup>57</sup> Dass eine solche Forschungspraxis auch problembehaftet ist und wie jedes methodische Instrumentarium ebenso kritisch hinterfragt werden muss, zeigen die immer wiederkehrenden Fachdiskussionen darüber, sei es beispielsweise auf der genannten Tagung »Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Genderkritische und ethnografische Perspektiven auf Interventionen« (2011) oder auch im Hamburger Institutskolloquium »*Engaged Anthropology?* Grenzgänge an der Schnittstelle zwischen Engagement, Wissensproduktion und institutionellen Setzungen« (2021). Die Beiträge, Diskussionen und Erkenntnisse der Tagung wurden 2013 im gleichnamigen Sammelband publiziert (Binder et al. 2013a); das vollständige Programm des Hamburger Institutskolloquiums sowie einzelne aufgezeichnete Vorträge sind verfügbar unter <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/ueber-das-institut/institutskolloquium/institutskolloquium-wise-20-21.html>.

Machens« gehen kann, »die mit den fluiden Konfigurationen unterschiedlicher Subjektivitäten korrespondieren« (ebd., S 48). Gleichwohl bedeute engagierte Forschung dominante Diskurse zu unterbrechen oder auch »zumindest vorübergehende politische Ziele zu formulieren und auf situative Bündnisse einzugehen« (ebd.).

So kooperierten wir im Laufe des Forschungsprozesses beispielweise mit karitativen Institutionen oder auch Charity-Verbänden<sup>58</sup>, um unsere Forschungsergebnisse breiter zu streuen. Dass genannte Akteur\*innen vor dem Hintergrund eines erodierenden Wohlfahrtsstaates jedoch einen zentralen Stellenwert im Feld weiblicher Altersarmut einnehmen und dass durch ihre privatwirtschaftliche Umverteilung finanzieller Mittel und materieller Güter neue Ein- und Ausschlussmechanismen erzeugt werden, soll hier zumindest kritisch vermerkt sein und bedürfte weiterführender Untersuchung. Schließlich erhielten wir zahlreiche Anfragen von Journalist\*innen, die mehr oder weniger mit uns kooperieren wollten. Meist ging es darum, selbst als Türöffner für potenzielle Gesprächspartnerinnen zu fungieren. Auch hier mussten wir forschungsethisch jedes Mal aufs Neue abwägen: zwischen dem übergeordneten Forschungsziel, in bestehende Diskurse einzugreifen und für Altersarmut von Frauen zu sensibilisieren, den Absichten der Journalist\*innen, den Bedürfnissen und Zumutbarkeiten für unsere Gesprächspartnerinnen sowie der Frage, welche der differnten und komplexen sozialen Positionierungen aus unserem Sample hier »zum Zug« kommen sollten.<sup>59</sup> Die aufgeführten Beispiele verdeutlichen somit auch die Fallstricke engagierter Forschung, nämlich selbst zum Spielball im

---

58 Beispielsweise veranstalteten wir 2016 gemeinsam mit den Münchner Zonta-Clubs die Podiumsdiskussion »Altersarmut von Frauen – Wie kann man sie bekämpfen?« im Rahmen des Forschungskolloquiums »Alter(n) Neu Denken«. Vertreterinnen der Parteien SPD, Bündnis 90 die Grünen sowie CSU diskutierten mit uns den damaligen Stand unserer Projektergebnisse und stellten ihre jeweiligen politischen Maßnahmen vor, um weibliche Altersarmut nachhaltig vorzubeugen. Außerdem arbeiteten wir mehrfach mit der karitativen Einrichtung LichtBlick Seniorenhilfe e.V. zusammen. Die Einrichtung fungierte als Türöffner für uns, um Zugang zu Gesprächspartnerinnen zu erhalten. Im Gegenzug lieferten wir beispielsweise einen Beitrag für das Vereinsmagazin (Rau 2018) oder bereicherten als wissenschaftliches »Aushängeschild« eine vom Verein durchgeführte Spendenaktion.

59 Auch das Kapitel »Was tun, wenn die Rente nicht reicht? Kontakte und Tipps« (Rau 2019 g) der gemeinsamen Projektpublikation, das auf Anregung des Verlags Antje Kunstmann erstellt wurde, bedarf einer Einordnung. Dieses Kapitel soll Betroffenen kurz- und mittelfristig mit entsprechenden Informationen »helfen«, in keinem Falle aber die strukturelle Problematik weiblicher Altersarmut (2) verkennen, zu deren langfristiger Lösung es keine individuellen, sondern politische Handlungsstrategien bedarf. Neben dem tatsächlichen Hilfsangebot durch diese Zusam-

untersuchten Feld zu werden oder Gefahr zu laufen Loyalitäten zu missbrauchen, wovor auch Hess und Binder warnen (Binder und Hess 2013, S. 46). Dass Kooperationspartnerinnen nicht selten auch vom Label »Wissenschaft« profitieren, versteht sich von selbst. Im Forschungsprozess gilt es dann, die Tragweite dieses Profits und die gegenseitigen, möglicherweise doch konträren Zielsetzungen der beteiligten Akteur\*innen (Wohlfahrtsverbände, karitative Vereine, Wissenschaft, Politik, Verlage etc.) zu prüfen, sowie die globalen Machtverhältnisse zu hinterfragen, in die diese eingebettet sind, und entsprechende Konsequenzen zu ziehen, ein potenzielles »situitives Bündnis« beispielsweise auch zu verweigern.

Zusammenfassend basiert vorliegende Studie, die sich der affektiven Bearbeitung weiblicher Altersarmut widmet, auf einem kollektiven Forschungsprozess<sup>60</sup>, der methodologisch durch das Werk »Das Elend der Welt« inspiriert ist, nicht zuletzt auch durch dessen grenzüberschreitende Darstellungsweise der Ergebnisse, die zwischen Wissenschaft und Literatur oszilliert (Stichwort: kleine Novelle) (3.3.3). Bourdieus verstehende und eingreifende Forschungshaltung sowie die ethnografischen und geschlechtertheoretischen Prinzipien engagierter Wissenschaft formen als forschungsethische Standpunkte vorliegende Studie. In ihrem Bestreben prekäre Verhältnisse zu untersuchen, marginalisierte Frauen zu Wort kommen zu lassen und die Dichotomie zwischen Subjektivismus und Objektivismus zu überwinden will sie einen Beitrag leisten, die Sozialwelt kritisch zu hinterfragen, mit dem Ziel diese zu verändern; denn, wie schon mit Bourdieu zu Beginn des Abschnitts rezipiert: Was die Sozialwelt erschaffen habe, könne sie auch wieder abschaffen. Warum sich für ein solches Anliegen die geschlechtertheoretisch bewährte biografische Perspektive

---

menschau spielte für den Verlag auch das ökonomische Argument eine Rolle, dass sich das Buch mit einem anwendungsorientierten Teil besser verkaufen würde.

60 Meine Arbeit im Projektkontext gestaltete sich wie die meiner Kolleginnen sehr vielschichtig. Ich habe im Namen des Projekts geforscht, Interviews gegeben, auf Podiumsdiskussionen gesessen, mit Vertreter\*innen der Praxis und der Politik interagiert, öffentliche Lesungen gehalten, journalistische und wissenschaftliche Beiträge verfasst und nicht zuletzt meine Erkenntnisse und Interpretationen mit der wissenschaftlichen Community debattiert. Als Projektkoordinatorin, Forscherin, Autorin und Doktorandin lässt sich meine Rolle im Nachhinein nicht auf eine einzige reduzieren, genauso wenig wie sich vorliegende Arbeit isoliert vom Projekt verorten lässt. So ist vorliegende Arbeit getragen von einer eingreifenden Forschungshaltung, einem intensiven und kooperativen Austausch mit allen Beteiligten während des gesamten Forschungsprozesses, sowie dem grundsätzlichen Anliegen, die Forschungsergebnisse über verschiedene Kanäle zu teilen.

besonders anbietet, und in welcher Weise diese im Forschungsprozess zum Einsatz kam, sind die leitenden Fragen des nächsten Kapitels.

### 3.1.2 Wider die biografische Illusion: Zur Biografie als Forschungsperspektive

»Wenn wir Frauen als handelnde Subjekte betrachten und an alltäglichen Widerstandspotenzialen und Ansatzpunkten zu einer verändernden Praxis interessiert sind, müssen wir ihre Subjektperspektive auch methodisch ernst nehmen.«

(Dausien 1994, S. 141)

Wie bearbeiten Frauen Armut im Alter? Um diese übergeordnete Forschungsfrage zu beantworten, wurde insbesondere auf das narrative *biografische* Interview zurückgegriffen. Dieses war für das ethnografisch gerahmte Forschungsdesign nicht nur Erhebungsmethode, sondern vielmehr »voraussetzungsvolle Forschungsperspektive« (Dausien 2010, S. 362). Biografie stand hier nicht als empirischer Gegenstand im Fokus, die Fragestellung zielte also nicht darauf ab, Biografien im engeren Sinne zu erforschen, sondern Biografie als »komplexe methodologische Strategie« (ebd.) zu nutzen; »In die jeweilige Biografie, wie sie in narrativen Interviews subjektiv bilanziert und gedeutet wird, finden sich objektivierte gesellschaftliche – gender-, milieu- und generationenspezifische – Bedingungen eingelagert«, so Irene Götz und Petra Schweiger, »ohne die die Altersarmut wie allerdings auch die individuelle und kollektive Bewältigung derselben nicht verstehbar sind« (Götz und Schweiger 2020, S. 218 f.). Das heißt, Biografie diene als Schlüssel, um die Ursachen weiblicher Altersarmut wie auch die alltäglichen Bearbeitungsformen im Umgang mit finanzieller Knappheit vor dem Hintergrund objektiver »Laufbahnen« (Bourdieu 1990) zu analysieren. Ein solches Vorgehen bedarf dann jedoch einer Offenlegung des theoretischen Konzepts von Biografie, das jener methodologischen Strategie zugrunde liegt. Im Folgenden soll ausführlich dargelegt werden, welches Biografieverständnis forschungsleitend war und welchen Forschungstraditionen dieses entspringt, wo die Fallstricke einer biografischen Perspektive zu verorten sind und welche Vorteile und Spezifika ein biografischer Zugang zur Fragestellung mit sich bringt.

Begriffstheoretisch knüpfe ich an eine interdisziplinär gängige Unterscheidung zwischen *Lebenslauf* und *Lebensgeschichte* an, die mittels des Biografiekonzepts zu überwinden versucht wird (Dausien 2010, S. 363). Der Lebenslauf lässt sich anhand spezifischer Lebensverlaufsmuster statistisch verobjektivieren und gibt gesellschaftlich normierte Möglichkeitsräume vor, wie ein konkretes Leben tatsächlich verlaufen kann. Diese Möglichkeiten sind jedoch nicht endgültig, sondern geben lediglich als zeitspezifisch mehr oder weniger starre Laufbahnen die Verlaufsrichtung beispielsweise von männlich und weiblich unterschiedlichen Normalbiografien vor. Als »Institution« (Kohli 1985) moderner Gesellschaften verweisen Lebensläufe »auf historische Modi der Vergesellschaftung« (Dausien 2010, S. 363). Mit der Erziehungswissenschaftlerin und Biografieforscherin Bettina Dausien gesprochen ist die »Perspektive ‚Lebenslauf‘ insofern bedeutsam, als sie Aspekte der gesellschaftlichen Vorstrukturierung und kulturellen Präskription individueller Biografien betrifft« (ebd., S. 364).

Die Lebensgeschichte ist die subjektive Verhandlung und Reflexion erlebter Ereignisse; diese werden retrospektiv plausibilisiert, sinngebend geordnet und miteinander verwoben – stets im Kontext normierter Vorstellungen, beispielsweise geschlechts- oder generationsspezifischer Lebensläufe. Biografisches Erzählen vermittelt damit zwischen subjektiven Erinnerungen einerseits sowie objektiven Erwartungen und Möglichkeiten andererseits, bestrebt biografische Kontinuität zu erzeugen, um getroffene Entscheidungen und den erfahrenen Lebensweg rückwirkend sinnhaft zu konstruieren. Wenn Gesprächspartnerinnen fehlende oder unzureichende Erwerbstätigkeit als Ursache ihrer Altersarmut identifizieren und rechtfertigend erzählen, nicht erwerbstätig gewesen zu sein, weil es für Frauen damals so üblich war, sich zu Hause um die Kinder zu kümmern, dann nehmen sie erstens Bezug auf die weibliche Normalbiografie ihrer Generation und zweitens auf deren gegenwärtige Transformation. So bringt die neue Norm des *adult worker models* sie gegenwärtig in Rechtfertigungsdruck. Der Diskurs darüber wie auch die tatsächlich gewandelten Lebensverlaufsmuster von Frauen jüngerer Generationen zwingen sie dazu, ihre eigene biografische Laufbahn zu reflektieren, zu plausibilisieren und bisweilen auch zu verteidigen. In der biografischen Selbstnarration werden demnach subjektive Erlebnisse vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Handlungsspielräume ausgelotet und verhandelt. Mit Dausien resümierend kann der Lebenslauf »als Rahmen von Lebensgeschichte betrachtet werden oder [...] als raum-zeitlicher Korridor, der strukturell die Grenzen absteckt für

konkrete biografische ›Realisationen‹, ohne diese jedoch zu determinieren« (ebd.).

Zentrale Befunde der geschlechtertheoretischen Biografieforschung zeigen, dass weibliche Lebensläufe in kapitalistischen Gesellschaftsformationen durch eine »doppelte Vergesellschaftung« (Becker-Schmidt 1987) in der Erwerbsarbeitsphäre wie auch der privaten Sphäre geprägt sind. Während die Erwerbsarbeit die zentrale Folie männlicher Identitätskonstruktion bildet (Scholz 2009, S. 83–86), sind weibliche Identitäten und Selbstkonzepte stärker durch die Orientierung an sozialen Beziehungen gekennzeichnet (Dausien 1994, S. 137 f.). Diese geschlechtsspezifischen Lebensverlaufsmuster verschränken sich mit generationsspezifischen. Bis auf wenige Ausnahmen wurden alle Gesprächspartnerinnen zwischen 1940 und 1950 geboren. Im Sinne Karl Mannheims Konzepts des Generationenzusammenhangs, den er »[...] als besonderen Typus der sozialen Lagerung [...]« (Mannheim 1928/29, S. 41) beschreibt, handelt es sich um eine Gruppe von Geburtsjahrgängen, die durch »die gleichen Möglichkeiten des Erlebens miteinander ›verwandt‹ sind« (Zinnecker 2003). Die Verankerung in der Nachkriegsgesellschaftsordnung sowie die Erfahrung gesellschaftlicher Liberalisierung, vorangetrieben durch die 68er-Revolution und die Frauenbewegung, ließen sich als generationstypische Marker definieren, die die Laufbahnen der untersuchten Generation lenkten. In den 1950er Jahren war für das Gros der Mädchen höhere Schulbildung und ein Studium als wichtiger Teil gelingender Emanzipationsprozesse noch nicht weit verbreitet. Die Ehe war die wichtigste Perspektive in einem Frauenbild, das Anpassung an den weiblichen Lebensverlauf als Norm verlangte: Mit Ende der Jugend durch die Eheschließung und Familiengründung trat Berufsorientierung gemäß diesem Leitbild in den Hintergrund.<sup>61</sup> Nichtsdestotrotz wirkten sich die Liberalisierungsprozesse der Geschlechterrollen, die Reformierungen des Scheidungs-, des Familien- und des Sexualstrafrechts auf die Lebens-

---

61 Erst die Töchter dieser Generation, die in den 1960er Jahren geborenen »Babyboomer«, konnten von der Bildungsoffensive der späten 1960er und 1970er Jahre profitieren und drängten als gut ausgebildete Fachkräfte in den 1980er Jahren auf den Arbeitsmarkt, der ihnen auch nach der Familiengründung zumindest in Teilzeit offenstand. Die Interviews mit den heute über 65-Jährigen zeigen dagegen, dass diese bessere Bildung für alle als Forderung der Bildungsreformer\*innen oder zumindest die selbstverständliche Weiterbildung nach der Geburt der Kinder für viele noch nicht Teil ihrer Lebensperspektive waren.

verläufe und -entwürfe dieser Frauengeneration aus.<sup>62</sup> Gemessen an einer männlichen Normalerwerbsbiografie verweisen weibliche Lebensläufe dieser Generation auf Diskontinuitäten und Brüche, die sich in der subjektiven Verarbeitung von lebensgeschichtlichen Erfahrungen widerspiegeln (Dausien 1994, S. 137), und zwar immer auch affektiv, wie noch zu zeigen sein wird.

Fachgeschichtlich ist die biografische Forschungsperspektive interdisziplinär zu verorten (Dausien 2010, S. 362). Prägend für vorliegendes Forschungsdesign waren vor allem geschlechtertheoretische Entwicklungen und damit einhergehende Erkenntnisse spezifisch weiblicher Biografien (siehe oben). In der Frauenforschung der 1970er und 1980er Jahre galt Biografieforschung als methodologische Antwort eines »Suchprozesses« (Dausien 1994, S. 130 f.), um einen Gegenentwurf zur männerzentrierten Perspektive zu entwerfen und weibliche Lebenskontexte sichtbar zu machen (Lipp 2001, S. 330). Biografieforschung entpuppte sich in diesem Suchprozess zunächst als »Königinnenweg«<sup>63</sup> (Dausien 1994), wie es sich auch für die frühe volkscundliche Frauenforschung fachgeschichtlich rekonstruieren lässt (Lipp 2001, S. 330–334). Laut der Kulturwissenschaftlerin Carola Lipp öffneten »[b]iografische Zugänge und Methoden der narrativen

---

62 Als Kriegs- und Nachkriegskinder (Bode 2014) wurde diese Generation in der einen oder anderen Weise von den vielfältigen Liberalisierungen geprägt, die mit der politischen und kulturellen Revolution der 68er-Bewegung einhergingen. Dabei gibt es in unserem Sample sowohl Frauen, die in jener Zeit als Vorreiterinnen im Kampf um Frauenrechte oder ein freieres Leben jenseits der normativen Rollenvorgaben der Nachkriegsgesellschaft aktiv auftraten als auch jene, die von diesem Strom des Neuen eher am Rande berührt wurden. Die Emanzipationskämpfe veränderten das herkömmliche Rollenbild der Frau, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern und Generationen, die Haltung gegenüber Hierarchien und formalen Autoritäten in einer demokratischer werdenden Zivilgesellschaft, auch wenn trotz egalitärer Leitbilder eine geschlechtergerechte Praxis bis heute vielfach nachhinken mag. Die Frauen unseres Samples sind wie viele ihrer Generation nach der Scheidung alleinstehend, dies unterscheidet sie beispielsweise von ihren Müttern, die noch von der lebenslangen Ehe und einer entsprechenden Sicherheit mit allen Folgen und Nebenfolgen ausgehen konnten.

63 Indem sich Biografieforschung für die Subjektperspektive interessiert und gleichzeitig die Wichtigkeit der subjektiven Positionierung der Forschenden betont, stellt sie sich explizit gegen vermeintlich wissenschaftliche Objektivitätsforderungen (Dausien 1994, S. 131); eine Forschungshaltung, die von frühen Frauen- und Geschlechterforscherinnen unter dem »Postulat der Parteilichkeit« oder auch »der Forderung methodologischer Selbstreflexion« gefasst wurde und die sich auch in der Writing-Culture-Debatte widerspiegelte, die maßgeblich von feministischer Wissenschaft vorangetrieben wurde (ebd.; Mies 1978; Becker-Schmidt und Bilden 1991). Innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung gilt ein biografischer Ansatz heute als ein Weg neben oder in Kombination mit anderen (Dausien 2010, S. 365).

Interviews [...] Einblicke in Problemlagen und Lebenssituationen, die in der historischen Überlieferung zu kurz kamen oder mangels Quellen ganz verschlossen blieben« (Lipp 2001, S. 334). Mit einem biografischen Ansatz rückten vor allem »das Gewordensein individueller und kollektiver Lebenslagen« (Dausien 1994, S. 132) sowie potenzielle Veränderungsmöglichkeiten ins Zentrum des Erkenntnisinteresses. Dem Postulat der Parteilichkeit und Solidarität (Mies 1978) folgend, dienen Lebensgeschichten in diesem Bestreben zunächst als unhinterfragbare »Quelle« (Dausien 2010, S. 365). In den späteren methodologischen Auseinandersetzungen rückten dann zunehmend Fragen des Entstehungshintergrundes jener Geschichten in den Vordergrund und damit einerseits die Reflexion des Forschungsprozesses sowie andererseits die Reflexion der gesellschaftlichen Verhältnisse, denen die Geschichten entsprangen (Dausien 2010, S. 365; Lipp 2001, S. 332–334). Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch in der marxistischen Tradition der Arbeiterbewegung finden. Auch dort ging es darum, den Arbeitern eine Stimme zu geben und durch eine biografische Perspektive »von unten« gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse zu kritisieren mit dem Ziel diese zu verändern.<sup>64</sup> (Dausien 1994, S. 132) Eine Haltung, die, wie ich eingangs gezeigt habe, auch Bourdieus und Beauvoirs Denken prägte, sowie

---

64 Lebensgeschichten spielen in der Volkskunde seit Beginn eine zentrale Rolle – sei es als Forschungsgegenstand oder auch als Datenquelle (Brednich 2001). Biografische Ansätze, das biografische Interview etwa oder die Methode der *Oral History*, gehören zum festen methodischen Repertoire volkskundlicher Erzählforschung. Ihre Anfänge reichen bis in die 1920er Jahre zurück (Brednich 2001, S. 91 f.). Maßgeblich vorangetrieben und weiterentwickelt wurden biografische Erhebungsmethoden u. a. von Albrecht Lehman (1979/80) sowie Hengartner und Schmidt-Lauber (2005). Laut Rolf Wilhelm Brednich ist die Unzuverlässigkeit sowie Subjektivität einer der zentralen Kritikpunkte an der *Oral History*-Forschung. Diese »Schwächen«, die vor allem von Nachbardsdisziplinen moniert werden, betrachte der\*die Volkskundler\*in jedoch gerade als Stärke, um in die Alltagswelten einzutauchen und Zugang zu den Ideen, Bedürfnissen und Leiden der Menschen zu erhalten (Brednich 2001, S. 92). Als nicht ernstzunehmende Erhebungsmethode, deren Daten zunächst als »Märchengeschichten« im Sinne der Gebrüder Grimm abgewertet wurden, erhielt die Methode der *Oral History* jedoch mit der zweiten Frauenbewegung Einzug in die internationale Frauenforschung (Kuhn 2010, S. 359). Anette Kuhn beschreibt die *Oral History* als »Quelle für die Erforschung der verschütteten Geschichte von zur Sprachlosigkeit verurteilten sozialen Gruppen und Individuen« (ebd.). Subjektivität nicht nur hinsichtlich methodischer Nach- und Vorteile zu deuten, sondern sie als wissenschaftliche Grundbedingung anzunehmen und kritisch in den Forschungsprozess zu integrieren, war und ist Kern geschlechtertheoretischer Forschung (siehe vorherige Fußnote). Anhand der Referenzen der Erziehungswissenschaftlerin Bettina Dausien, der Kulturwissenschaftlerin Carola Lipp und der zuletzt zitierten Historikerin Anette Kuhn sollte der herausragende Wert biografischer Perspektivierung interdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung mehr als deutlich geworden sein.

als Grundprinzip engagierter Forschung ebenso dem Projekt »Prekärer Ruhestand« zugrunde lag.

Nichtsdestotrotz warnte Bourdieu seinerzeit mehrfach davor, einer »biografischen Illusion« (Bourdieu 1990) zu erliegen und betonte den Konstruktionscharakter biografischer Narrationen. Gerade weil das Erzählen von Lebensgeschichten einer vertrauten Alltagspraxis und nicht zuletzt auch einem literarischen Genre entspreche, habe sich die Biografieforschung teilweise unkritisch »in das wissenschaftliche Universum hineingeschmuggelt« (Bourdieu 1990, S. 75). Es könne jedoch nicht darum gehen in biografischen Erzählungen etwas Wahrhaftiges zu suchen, sondern man dürfe diese ausschließlich als Geschichten begreifen. Er sagt: »Über Lebensgeschichte zu sprechen setzt mindestens voraus, und das ist nicht nichts, daß das Leben eine Geschichte ist und daß, [...] ein Leben unauflöslich das Gesamt der Ereignisse einer individuellen Existenz ist, aufgefaßt als eine Geschichte und als Erzählung dieser Geschichte« (Bourdieu 1990, S. 75).

Mit der zuvor skizzierten begriffstheoretischen Verortung geht es auch mir nicht darum, Lebensgeschichten als wirklich anzunehmen, sondern sie als »artifizielle Kreation von Sinn« (Bourdieu 1990, S. 76) zu verstehen. Gleichzeitig, und das scheint mir der zentrale Punkt zu sein, ist eine konkrete Lebensgeschichte, die in einer bestimmten sozialen Situation und einem bestimmten sozialen Raum konstruiert wird, nicht »frei erfunden«, so Dausien, »sondern bezieht sich auf ein gelebtes und erlebtes Leben und hat für das Subjekt eine Gültigkeit, die in hohem Maße handlungsleitend ist« (Dausien 1994, S. 145). Wenn im Folgenden also danach gefragt wird, wie Frauen Altersarmut bearbeiten und inwiefern sie sich hierbei handlungsmächtig fühlen, dann dient ein biografischer Zugang vor allem als methodologische Strategie sich den Ambivalenzen der subjektiven Handlungsmacht anzunähern. Biografie, so viel soll an dieser Stelle vorweggenommen werden, zeigt sich einerseits »als Ressource und habituelle Grundlage« (Götz und Schweiger 2020, S. 234), sich in prekären Verhältnissen handlungsfähig zu konstruieren, wenn biografisches Erzählen unter Rückgriff auf positiv verortete Erinnerungen beispielsweise nutzbar gemacht wird, um alltäglichen Unsicherheiten zu trotzen. Andererseits kann Biografie immer auch entmächtigend sein und zeigt sich »verantwortlich für Arrangements, die subjektiv als belastend, aber gleichzeitig als »unveränderbar« wahrgenommen werden« (ebd.), so Irene Götz und Petra Schweiger. Für eine machtkritische Sozial- und Kulturwissenschaft, die Frauen als handelnde Subjekte wahrnimmt, spricht Dausien der Biografieforschung

daher einen hohen Stellenwert zu, da es dort genau um jene Fragen nach »Handlungsmöglichkeiten und -begrenzungen, um Reproduktion (und Veränderung) sozialer Verhältnisse und Verhaltensweisen, um Subjektivität und Subjektwerden« (Dausien 1994, S. 153) geht.

Mittels einer biografischen Forschungsperspektive gelingt es ferner, weibliche Biografien in ihren vergeschlechtlichten Lebenszusammenhängen und Hierarchieverhältnissen sichtbar zu machen und gleichzeitig jede Biografie in ihrer Einzigartigkeit ernst zu nehmen. Biografien, so verdeutlicht die Forschung, sind mehrdeutig, komplex und widersprüchlich (Dausien 2010, S. 367). Aufgrund ihres »biografischen Eigensinns« (Thon 2016), einer gewissen Zufälligkeit (ebd., S. 188), wie sich ein Subjekt seine Gewordenheit selbst aneignet, sperren sie sich einer Typisierung, denn: »Jede Biografie ist anders«, eine einzigartige Konfiguration aus Erlebnissen, Erfahrungen, Reflexionen und konkreten Kontextbestimmungen« (Dausien 2010, S. 367), wie es Dausien prägnant formuliert. Mit biografischem Eigensinn wird hier kein widerständiges Subjekt vorausgesetzt, das bewusst eigensinnig handelt. Biografischer Eigensinn ist mit Thon »das Resultat von Aneignungsprozessen der sozialen Welt, die auch anders hätten sein können [...], das Resultat einer spezifischen und einzigartigen Erfahrungsgeschichte [...], die auf die weitere Bearbeitung und aktiv zu leistende Integration in vorgefundene Strukturen zurückwirkt« (Thon 2016, 188, 194). Die handlungsleitende Wirkmacht von »erlebtem Leben« ist damit nicht ausschließlich auf biografische Dispositionen zurückzuführen, sondern eben auch auf die Einzigartigkeit und Individualität, auf jenen biografischen Eigensinn also, den jeder Fall mit sich bringt.

Und dennoch verweisen Lebensgeschichten in einer vergleichenden Analyse auf bestimmte Muster und Ähnlichkeiten als Spiegel strukturell verbindender biografischer Laufbahnen. Methodologisch bedeutet diese Erkenntnis, jede Analyse beim Einzelfall zu beginnen und diesen immer auch in seiner Eigenlogik zu erfassen. Gleichzeitig lässt das Sampeln spezifischer tiefenanalytischer Einzelfälle gesamtgesellschaftliche Allgemeinheiten erkennen (Dausien 1994, S. 142). »Die subjektive Erfahrung von Frauen ins Zentrum zu stellen, impliziert [...] keineswegs eine bornierte Beschränkung auf das individuelle und exemplarische Einzelschicksal«, wie Carola Lipp betont. »[I]ndem die Einstellungen einzelner Frauen im Fokus biografischer Selbstthematization reflektiert werden«, so die Geschlechterforscherin weiter, »tr[e]ten Wechselwirkungen zwischen umfassenden gesellschaftlichen Strukturen und weiblichen Chancen und Handeln deutlich hervor«

(Lipp 2001, 334). Indem ich in der vorliegenden Arbeit sogenannte »ethnografische Porträts«<sup>65</sup> an den Anfang jeden Kapitels stelle und diese in ihrer Einzigartigkeit ausdeute, um sie in einem nächsten Schritt vergleichend zu verdichten, will ich dieser Erkenntnis, einer »individuellen Allgemeinheit des Falls« (Bude 1985), auch textstrukturell Rechnung tragen (3.3.3).

Zusammenfassend ermöglicht ein biografischer Zugang zu weiblicher Altersarmut Mikro- und Makroebene in ihrem Verweisungszusammenhang freizulegen. Biografische Narrationen nicht hinsichtlich ihres Wahrheitsgehaltes, sondern hinsichtlich ihres handlungsleitenden Potenzials zu deuten, macht Biografien besonders anschlussfähig für das Untersuchen von *agency*. Ein biografischer Ansatz, der sich den Prinzipien der Historizität, sprich dem Gewordensein, der Ganzheitlichkeit, also dem gesamten Lebenszusammenhang, sowie der Offenheit für die Subjektperspektive, einem genuin kulturwissenschaftlichen Unterfangen, verpflichtet hat, bietet sich laut Dausien besonders für diejenigen Forschungsvorhaben an, die »[k]omplexe auf Subjektivität und Handlungszusammenhänge bezogene [...] Forschungsprobleme« (Dausien 2010, S. 139) bearbeiten und zeichnet sich damit als ideale Forschungsperspektive für die Untersuchung subjektiver Bearbeitungsformen weiblicher Altersarmut aus.

### 3.1.3 Weibliche Altersarmut erforschen: Die methodische Herangehensweise

Aufbauend auf den zuvor dargelegten methodologischen Grundsätzen führten wir – Irene Götz, Esther Gajek, Marcia von Rebay, Petra Schmidt, Noémi Sebök-Polyfka und ich – im Zeitraum von 2015 bis 2018 insgesamt 50 narrative biografische Interviews<sup>66</sup> mit alleinlebenden Frauen aus unterschiedli-

---

65 Hierbei handelt es sich um ein spezifisches analysegeleitetes Textformat, das sich aus Interviewmaterial, informellen Gesprächen, teilnehmender Beobachtung und Kontextinformationen speist, das heißt biografische und ethnografische Daten miteinander verbindet (siehe ausführlicher 3.3.3).

66 Hinzu kommt eine explorative Pilotstudie von Esther Gajek (2014a), sowie weitere Fallanalysen, die im Rahmen des Lernforschungsprojektes »Prekärer Ruhestand. Ist Altersarmut weiblich?« von den Seminarteilnehmenden erstellt wurden. Die Publikation „Facetten des Alter(n)s. Ethnografische Porträts über Vulnerabilitäten und Kämpfe älterer Frauen“ (Götz und Rau 2017) versammelt die Ergebnisse des zweisemestrigen Master-Seminars, das ich gemeinsam mit Irene Götz im Sommersemester 2015 und Wintersemester 2015/16 an der LMU München leitete. Für die pro-

chen Milieus. Die meisten waren zwischen 60 und 75 Jahre alt, zwei bereits über 80; sie lebten in München und verfügten über ein monatliches Einkommen zwischen 250 und 1600 Euro netto. Wir begleiteten diese soweit möglich in ihrem Alltag, am Arbeitsplatz, in sozialen Einrichtungen oder in ihren Wohnungen, um noch tiefer in die jeweiligen Fälle einzutauchen und die Lebenswelten und subjektiven Sinnzusammenhänge aus der Perspektive der Gesprächspartnerinnen verstehend nachzuvollziehen. Diesen Methodenmix ergänzte ich durch ethnografische Feldbeobachtungen informeller Begegnungen mit den Akteurinnen, beispielsweise während öffentlicher Veranstaltungen zum Forschungsprojekt, zu denen wir diese hin und wieder einluden, sowie durch reflexive Memos zu meinen Wahrnehmungen und Empfindungen während des Forschungsprozesses.

Die große Spanne des Alters sowie des Einkommens ergab sich durch die offene Konzeption des qualitativen Forschungsdesigns. Grundsätzlich bezog das Gros der Befragten jedoch eine Altersrente, die unterhalb der Armutsgefährdungsschwelle von damals 1350 Euro lag<sup>67</sup>. Nichtsdestotrotz haben wir vereinzelt auch Gesprächspartnerinnen in unser Sample aufgenommen, die die Armutsgefährdungsschwelle mit ihrer monatlichen Altersrente überschreiten, bei denen jedoch ein subjektives Empfinden von Armutsgefährdung oder Unsicherheit vorlag. Diese Fälle waren interessant, weil sie zeigen, dass sich das Empfinden der eigenen Lebensrealität nicht gänzlich mit objektiven Kriterien messen lässt und dass ein Unsicherheitsgefühl auch fernab einer Armutsgefährdungsschwelle existiert und Betroffene in ihrem Handeln, Denken und Fühlen beeinflusst. Von Bedeutung waren auch die entgegengesetzten Fälle, bei denen eine verobjektivierbare Armutslage vorlag, sich die Betroffenen jedoch nicht als arm bezeichneten bzw. fühlten.<sup>68</sup> So kann eine positive Haltung trotz Altersarmut bereits als affektive Strategie im Umgang mit finanzieller Knappheit gedeutet werden, die weiterführende Fragen nach ihrer positionsbedingten Konstituierung aufwirft. Wer kann sich trotz Armut und Unsicherheit positiv erzählen und wer nicht, ließe sich hier fragen. Gerade diese Grenzfälle, in denen objektive und gefühlte Prekarität auseinanderdriften, vermögen es als Korrektiv zu fungieren und

---

duktiven Diskussionen sowie die intensive Arbeit am Fall, die auch meinen Forschungsprozess bereichert haben, möchte ich mich an dieser Stelle bedanken.

67 Die Armutsgefährdungsschwelle lag laut dem Münchner Armutsbericht 2017 für einen Einpersonenhaushalt im Jahr 2016 – in etwa der Erhebungszeitraum des Forschungsprojektes – bei 1350 Euro (Sozialreferat Landeshauptstadt München 2017, S. 20).

68 Zu den Auswahlkriterien des Samples siehe auch Götz (2019a, S. 24).

einen differenzierteren Blick auf den strategischen Umgang mit Altersarmut zuzulassen.

Feldzugang erhielten wir über verschiedene Wege. Insbesondere karitative, soziale und kirchliche Einrichtungen stellten sich als geeignete Türöffner dar. Wir kontaktierten die Leiter\*innen von Caritasverbänden, u. a. die »Offene Altenhilfe«, Beratungsstellen wie zum Beispiel die AWO-Schuldnerberatung, altersspezifische Einrichtungen wie die Münchner Alten- und Service-Zentren oder auch private Wohltätigkeitsverbände wie Zonta oder LichtBlick Seniorenhilfe e.V. Wir stießen dort meist auf großes Interesse und die Bereitschaft unser Forschungsanliegen zu unterstützen.<sup>69</sup> Über diese institutionellen Gewährspersonen wurden wir an Betroffene vermittelt. Außerdem erstellten wir einen Projektflyer, den wir in besagten Institutionen oder auch im öffentlichen Raum, in Bäckereien, in Supermärkten oder auch in Praxen auslegten und über verschiedene münchenspezifische Verteiler verschickten. Der Flyer informierte über unser Forschungsprojekt und richtete sich direkt an betroffene Frauen, mit der Bitte an unserer Befragung teilzunehmen. Daneben nutzten wir außerdem private Zugänge. So konnten wir auch über den Arbeits-, Bekannten- und Familienkreis Gesprächspartnerinnen für die Studie gewinnen.

In den Interviews wurden zunächst die zwei Bereiche »Biografie« sowie »Umgang mit finanzieller Knappheit« thematisiert. Diese wurden während des Forschungsprozesses im Sinne hermeneutischer Wissensproduktion und anhand der Erkenntnisse aus den bereits erhobenen Daten sukzessive angereichert und ausdifferenziert. Zudem wurden Strukturdaten wie die Einkommenshöhe und das Alter erhoben. Wir führten die Interviews teilweise alleine, meistens jedoch zu zweit. Gerade bei Gesprächspartnerinnen, die der Interviewerin sozial nahestanden, zeigte sich die Tandemgesprächsführung als überaus hilfreich, um das Nähe-Distanz-Verhältnis entsprechend zu balancieren (3.2.3). Je nach Notwendigkeit und Möglichkeit<sup>70</sup> trafen wir die Respondentinnen zu einem Nachinterview, um noch offene Fragen zu klären und die nach einem ersten Auswertungsschritt

---

69 Für wertvolle Zugänge zum Forschungsfeld bedanke ich mich an dieser Stelle insbesondere bei Paul Polyfka, Renate Rabenstein sowie Birgit Schmidt-Deckert.

70 Die Möglichkeit war aufgrund der Feldspezifik nicht immer gegeben. So konnten manche Gesprächspartnerinnen beispielsweise aufgrund von Erkrankungen im Laufe des Forschungsprozesses nicht mehr an einem Nachinterview teilnehmen, eine andere wiederum musste aufgrund ihrer finanziell knappen Situation schließlich die Stadt verlassen, in einem anderen Fall verstarb die Gesprächspartnerin während des Forschungsprozesses.

ermittelten Kategorien tiefergehend zu beleuchten. Der Zeitraum zwischen den beiden Interviews umfasste ein bis zwei Jahre. Die zweifache Befragung war insofern gewinnbringend als so auch ein potenzieller Veränderungsprozess der subjektiven Verarbeitungsformen von Altersarmut nachgezeichnet werden konnte. Die Nachinterviews verdichten das Material und verleihen der Analyse eine mehrdimensionale Tiefenschärfe, die über eine Momentaufnahme hinausführt und zudem einer altersspezifischen Fragilität der Lebensführung Rechnung trägt.

Unsere methodische Herangehensweise war demnach gekennzeichnet durch verschiedene Feldzugänge, ein relatives breites Sample, wie auch eine Vielfalt an Interviewsettings. Nicht nur die Orte der Interviewdurchführung variierten, sondern auch die Anzahl der Interviewerinnen sowie die Anzahl der Begegnungen und Gespräche mit einzelnen Befragten. Dieser großen Offenheit im Forschungsprozess begegneten wir, von der Datenerhebung bis hin zu Verschriftlichung der Ergebnisse, durch kontinuierliches Reflektieren der einzelnen Forschungsschritte. Anhand von Interviewprotokollen und Memos, die wir direkt nach der Interviewdurchführung erstellten, begaben wir uns in einen ersten Reflexionsprozess. Gefolgt wurde dieser von einem intensiven Austausch im Forschungsteam.<sup>71</sup> Wir reflektierten die Interviewsituation, die Beziehung zwischen Interviewerin(nen) und Gesprächspartnerin, diskutierten Leerstellen und Zensuren. Wir führten das in unterschiedlichen Kontexten erhobene Datenmaterial zusammen, suchten nach Querverbindungen und Lücken im Sample, besprachen Auswertungsstrategien und theoretische Anknüpfungspunkte. Zeitgleich kodierten wir einzelne Transkripte, führten auf Basis des theoretischen Samplings (Strauss und Corbin 1996) (3.3.1) weitere Interviews und generierten erste Thesen. Im Laufe dieses hermeneutisch-reflexiven Forschungsprozesses stellten wir so eine Auswahl zu vertiefender Fälle zusammen, die die Komplexität und Pluralität des Feldes aus der Perspektive subjektiver Alltagsrealitäten darstellen (Götz et al. 2019, S. 83–260). Die verschiedenen Fallgeschichten, die wir zu ethnografischen Porträts verdichteten, vermögen es ein Kaleidoskop weiblicher Altersarmut abzubilden, ohne aber die

---

71 Ähnlich wie Bourdieu und seine Kolleg\*innen, die sich für ihre Studie »Das Elend der Welt« regelmäßig zu einem forschungsleitenden Seminar am Collège de France trafen, um jeden Fall methodologisch sowie analytisch zu diskutieren (Fuchs-Heinritz und König 2014, S. 86), tagten wir während des Forschungsprozesses circa einmal im Monat, um gemeinsam am und mit dem Material zu arbeiten.

einzelnen Fälle auf das Subjekt zu reduzieren. Vielmehr betrachteten wir die Einzelfälle in ihren facettenreichen Biografien und Handlungsweisen stets im Abgleich mit dem gesamten Sample und vor dem Hintergrund der gesellschafts- und zeitspezifischen Determinanten, die sie formten. Dass der Blick durch dieses so entstandene Kaleidoskop weiblicher Altersarmut jedoch niemals einen Anspruch auf Vollständigkeit hat, werde ich unter Punkt 3.2.5 weiter erörtern. Je nachdem welcher Blickwinkel eingenommen wird, zeigt sich der Betrachterin ein anderes Bild, jedoch innerhalb eines gemeinsamen strukturellen Rahmens. Sechs dieser ethnografischen Fallporträts, die je unterschiedliche Affekte und Handlungsstrategien in den Blick nehmen, leiten durch vorliegende Arbeit. Bevor ich unter Punkt 3.3.3 näher auf dieses spezifische Textformat eingehe, sollen im Sinne der kulturwissenschaftlichen Maxime eines selbstreflexiven Umgangs mit den eigenen Forschungsmethoden diese zunächst kritisch beleuchtet werden. Der nächste Punkt widmet sich daher der Frage, inwiefern das narrative Interview überhaupt als Methode taugt, um über tabuisierte Themen zu sprechen. Ich werde darlegen mit welcher Forschungshaltung wir uns einem derart sensiblen und schambesetzten Forschungsfeld angenähert haben und welche Vorteile die Teamarbeit oder auch das ethnografische Schreiben diesbezüglich bereitstellten. Ferner sollen die zurückbleibenden Leerstellen sichtbar gemacht werden. In einem letzten Punkt werde ich schließlich den Prozess der Datenaufbereitung bis hin zur Verschriftlichung nachzeichnen sowie die dabei getroffenen methodischen Entscheidungen offenlegen und evaluieren.

## 3.2 Sprechen über Unsagbares – Methodische Überlegungen zum Erforschen schwieriger Themenfelder

### 3.2.1 Armut und Alter – Zur Verquickung zweier gesellschaftlicher Tabus

Wie im letzten Punkt erläutert, gelang es uns über verschiedene Zugänge eine Vielzahl an Gesprächspartnerinnen zu finden und diese mehrfach zu interviewen. Die Empirische Kulturwissenschaftlerin Brigitta Schmid-Lauber stellt »die Kunst des Reden-Lassens« (2007a) in ihrem gleichnamigen Aufsatz als höchstes Gut gelungener Interviewführung heraus. Sie sagt, die Interviewerin brauche die Fähigkeit sich als aktive ZuhörerIn zu geben,

die lediglich durch vereinzelte Impulse sogenannte Stegreiferzählungen in Gang setze. So entfalte die Gesprächspartnerin im Zuge des Redeflusses ihre subjektive Wirklichkeit, die uns Kulturwissenschaftler\*innen als Grundlage interpretativer Analysen von Wahrnehmungs- und Bedeutungsmustern diene. Zu Beginn des Forschungsprozesses sahen wir uns aber zunächst mit zwei gesellschaftlichen Tabus konfrontiert, die die Umsetzung dieser Kunst erheblich erschwerten.

Armutslagen lassen sich statistisch messen, darüber zu sprechen scheint jedoch anderen Schamgrenzen zu unterliegen, wie nicht zuletzt der Begriff der »verschämten Armut« (Backes und Clemens 2013, S. 211–213) bestätigt, mit dem die Dunkelziffer derjenigen beschrieben wird, die aufgrund von Scham keine Sozialleistungen beantragen. Christoph Butterwegge bezeichnet Armut gar als »mit Abstand beschämendste Form sozialer Ungleichheit« (2018, S. 8). Eine Erklärung für dieses Schamgefühl liefert Rolf Lindner. In seiner historischen Analyse gesellschaftlicher Klassifikationsmodelle arbeitet er heraus, wie Mitte des 19. Jahrhunderts gerade die Wissenschaft dazu beigetragen hat, arme Bevölkerungsschichten zu polarisieren und in diesem Zusammenhang viel entscheidender: einen Teil »der Armen« zu diffamieren.<sup>72</sup> Bis dahin wurde Armut als göttliches Schicksal verstanden. Es galt als moralische Pflicht der Reichen und Wohlhabenden, sich im Sinne christlicher Nächstenliebe und des eigenen Seelenheils um die Bedürftigen zu kümmern (Butterwegge 2018, S. 85). Mit der zunehmenden Verwissenschaftlichung im 19. Jahrhundert wurde begonnen Gesellschaft zu vermessen: Bevölkerungen wurden gezählt und kategorisiert. Das christliche Weltbild wurde zunehmend von wissenschaftlichen Erklärungsmodellen abgelöst. Der »Amateursozialforscher« (Lindner 2008, S. 10) Charles Booth, wie ihn Lindner nennt, veröffentlichte auf Basis von Zensusdaten und eigenen Erhebungen im Jahr 1902 sein monumentales Werk »Life and Labour of the People in London«<sup>73</sup>, in dem er die Londoner Bevölkerung nach sozialen, ökonomischen und moralischen Kriterien linear aufsteigend klassifizierte.

---

72 Lindner bezeichnet das Klassifikationsmodell von Charles Booth als Vorläufer von W. Lloyd Warners Schichtmodell (Warner et al. 1949), das Gesellschaften von der unteren Unter- bis zur oberen Oberschicht in sechs Schichten teilt. Im Gegensatz zu Warners Modell, so Lindner, sei Booths Klassifikationsmodell zwar unsystematischer aber »durchsichtiger« in dem Sinne, in dem dort die Assoziationen, die mit den Klassifikationen verknüpft sind, in deren Beschreibung transparent gemacht wurden (Lindner 2008, S. 10–12).

73 Dieses gilt laut Lindner gemeinhin als »Geburtsstunde« der empirischen Sozialforschung (Lindner 2008, S. 10).

Die Kategorie A, die an unterster Stelle steht, definierte er als »Gelegenheitsarbeiter, Faulenzer und Halbkriminelle«<sup>74</sup>, gefolgt von der Kategorie B, die Gruppe derer, die aufgrund von psychischer oder physischer Krankheit arbeitsunfähig waren. Unter den Kategorien C und D versammelte Booth die heute unter dem Label »*working poor*« firmierende Bevölkerungsschicht, das heißt diejenigen, die trotz Arbeit ein Einkommen unterhalb des Existenzminimums erhielten (Lindner 2008, S. 11). Es kam so gesehen zu einer »Scheidelinie in der Klassifikation der armen Bevölkerung« (ebd., S. 13), wie Lindner feststellt, die sich auch in der Differenzierung der Armen widerspiegelt. Reverend Charles Burroughs bezeichnete den Pauperismus 1834 als Folge »of wilful error, of shameful indolence, of vicious habits«<sup>75</sup>. In diesem historischen Moment also wurden »die Armen« unterteilt in diejenigen, die willig waren sich aus der Armut zu befreien, und diejenigen, die es nicht waren. Mit dieser Trennung von »deserved« und »undeserved poor« (Katz 1989, S. 12) wurde Gottes Wille ersetzt durch die persönliche Schuld, die ein jeder und eine jede an seiner\*ihrer Armutssituation trug und die ihn\*sie im Falle unzureichender Anstrengung und Faulheit beschämen sollte. Wie gegenwärtige Narrative zum »Sozialschmarotzer« oder der »sozialen Hängematte« im Diskursfeld um »Hartz IV« und Erwerbsarbeitslosigkeit exakt dieses Bewertungssystem bedienen, arbeitet Katrin Lehnert in ihren kulturwissenschaftlichen Analysen heraus (Lehnert 2009a, 2009b). Auch Lindner schlussfolgert, dass heutige Diskurse um Armut und die Beschreibung »der Armen« auf jenes »von moralischen Vorannahmen durchdrungene Klassifikationsmodell« (Lindner 2008, S. 11) aus dem 19. Jahrhundert zurückzuführen seien. Die bis heute wirkmächtige Annahme, Armut sei die Folge »falscher« Lebensführung und despektierlicher Haltungen<sup>76</sup>, überlagert jegliche strukturelle Ursachen sozialer Ungleichheit.

---

74 Zitat nach Lindner (2008, S. 10).

75 Zitat nach Katz (1989, S. 13).

76 Besonders deutlich wird diese Annahme im Leitprinzip des »Förderns und Forderns«, das der Agenda 2010 zugrunde liegt. Staatliche Fürsorge erfährt nur, wer sich auch im Sinne des Allgemeinwohls verhält. Dieses Verhalten ist darüber hinaus zu kontrollieren und im Falle des Missbrauchs zu sanktionieren, was gegenwärtig Aufgabe der Arbeitsagenturen ist. Dieses Leitprinzip steht aktuell zur politischen Diskussion. Während konservativ-liberale Kräfte daran festhalten wollen, machen sich linke Bündnisse mit Verweis auf die unwürdigen Kontrollmechanismen sowie die strukturellen Hintergründe sozialer Ungleichheit für die Reformierung des Arbeitslosengeld-II-Bezugs stark. Den »sozialen Sinn« des »Förderns und Forderns« analysiert Stephan Lessenich. Aufbauend auf Simmels soziologischer Analyse der Armenunterstützung arbeitet er die Implikationen dieser für die Armen in der Aktivgesellschaft heraus (Lessenich 2003).

Indem Armut nach Logiken der »Leistungsgerechtigkeit« individualisiert wird, wird der relationale Zusammenhang von Armut und Reichtum<sup>77</sup> negiert. Dadurch wirkt Armut moralisch be- und verurteilend (ebd., S. 12) und in letzter Konsequenz stigmatisierend, Armut beschämt die Betroffenen und tabuisiert ihre Alltagserfahrungen.

Aber nicht nur Armut, auch das Alter scheint einer ähnlichen sozialen Verschwiegenheit unterworfen zu sein. »Für die Gesellschaft ist das Alter eine Art Geheimnis, dessen man sich schämt und über das zu sprechen sich nicht schickt« (2012, S. 5) schreibt Simone de Beauvoir 1970 im Vorwort ihrer Abhandlung über das Alt-Sein. Als sie begann gegen dieses »Tabu« zu verstoßen, löste sie ein »Zeterngeschrei« aus. »Was für eine Idee«, »so ein tristes Thema«, das waren die Reaktionen, die sie erhielt, wenn sie erzählte, dass sie an einem Essay über das Alter arbeitete (ebd.). Wie der gerontologisch-sozialwissenschaftliche Forschungsstand zeigt, ist das Alter auch gegenwärtig überwiegend negativ konnotiert. Indem der fünfte Altenbericht der Bundesregierung (BMFSFJ 2005) explizit die Potenziale des Alters herausstellte, wurde gar versucht gegen die negativen Stereotype des Alters anzuschreiben<sup>78</sup>. Wie empirische Studien belegen (Rothermund 2009, u. a.), zeigen sich die Negativbilder über das Alter trotz dieser »neuen Anerkennungsrethorik« (van Dyk 2015, S. 6) ungebrochen standhaft. Bonmots wie »Alt sind nur die anderen« entsprechen auch heute noch dem Zeitgeist (ebd.). Zwar stellen Denninger, van Dyk, Lessenich und Richter an verschiedenen Stellen fest, dass es in den letzten Dekaden zu einer Neuverhandlung des Alters kam. Dies führte jedoch nicht zu einer umfassenden Aufwertung, sondern zu einer Ausdifferenzierung der Lebensphase in ein drittes aktives und ein viertes abhängiges Alter, wobei letzteres nach wie vor an den gesellschaftlichen Rand gedrängt wird (van Dyk und Lessenich 2009; Denninger et al. 2014; van Dyk 2015, S. 20–27). »Auffällig ist die Tendenz«, so will ich mit van Dyk und Lessenich resümieren,

»dass mit der chronologischen Binnendifferenzierung des Alters aller Unschärfen zum Trotz eine Verlagerung negativer Altersattribute auf das höhere Lebensalter zu konstatie-

---

77 Zur Wechselbeziehung von Armut und Reichtum siehe ausführlich Butterwegge (2018, S. 26).

78 Eine kritische Perspektive auf den fünften Altenbericht liefern u. a. van Dyk (2015, S. 5) und van Dyk und Lessenich (2009, S. 10). In Anbetracht des demographischen Wandels und unter der Drohgebärde gesellschaftlicher Überalterung würden dort »mit wissenschaftlicher Flankierung« (van Dyk 2015, S. 5) die »schlummernden, unangezapften Produktivitätspotenziale« (van Dyk und Lessenich 2009, S. 24) der Alten für sozialpolitische Zwecke beworben.

ren ist: während junge Alte zunehmend als Subjekt und »Ko-Produzent« ihrer Lebensbedingungen – aber auch als Träger von Ressourcen – adressiert werden, verbleiben hochalt-rige Menschen im Objektstatus als zu Pflegenden, zu Betreuenden, zu Versorgenden.« (2009, S. 26)

Nicht zuletzt dieser Objektstatus entzieht einem Teil »der Alten« ihre Stimme.

Armut und Alter sind dementsprechend zwei schambehaftete Themen, die insbesondere in ihrer Verquickung ein spezifisches Feingefühl und Forschungsgeschick erfordern, um diese überhaupt zum Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung machen zu können. Warum der Themenkomplex weiblicher Altersarmut qualitativ unzureichend erforscht ist, ließe sich sicherlich auch damit begründen, dass Armutserfahrungen tabuisiert sind. So verwundert es nicht, dass auch ich circa 45 Jahre später ähnliche Reaktionen wie de Beauvoir erhielt, wenn ich erzählte, dass ich eine Forschungsarbeit darüber schreibe, wie Frauen Altersarmut erleben und damit umgehen: Betroffenes Schweigen, verzweifelte Verweise auf die eigene prekär lebende Mutter, bedauerndes Mitgefühl darüber, dass ich mich mit einem derart deprimierenden Thema auseinandersetzen würde, bis hin zur Frage, ob sich genügend Frauen finden würden, die bereit wären, offen darüber zu sprechen. Nicht zuletzt diese Reaktionen spiegeln ein weiteres Mal die »Schwere« des Themenkomplexes wider, die auch – wenngleich nicht als einzige Stimmungslage<sup>79</sup> – in den Gesprächen zu spüren war, insofern es immer auch um betroffene Menschen ging, ihre etwaige strukturelle Machtlosigkeit und gesellschaftliche Marginalisierung, mit denen wir als Forscherinnen konfrontiert waren. Simone de Beauvoir wollte mit ihrem Werk »Das Alter«, angetrieben durch ihre eigenen Erfahrungen des Alt-Seins, zu einer Enttabuisierung des Alter(n)s beitragen. Mit einem ähnlichen Forschungsziel vor Augen, für Altersarmut von Frauen zu sensibilisieren, waren auch wir motiviert uns in ein derart »schwieriges« Feld zu begeben – zwar nicht aus einer Betroffenenperspektive argumentierend, aber dennoch subjektive Erfahrungen ins Zentrum der Forschung stellend.

Wie aber nun sprechen über etwas derart Unsagbares? Wie sprechen über intime Verletzlichkeiten, über Gefühle des Scheiterns, Stigmatisie-

---

79 Betonen möchte ich an dieser Stelle auch die empowernden Momente in den Gesprächen, in denen uns starke Frauen gegenüber saßen, mit denen wir bisweilen auch gemeinsam lachen durften. Genau um diese Ambivalenzen zwischen Handlungsmacht und -ohnmacht soll es in der Analyse gehen.

rungserfahrungen oder Zukunftsängste? Wie über ein Thema sprechen, das, wie ich oben ausgeführt habe, tabu- und schambesetzt ist? Mit dieser methodischen Ausgangssituation sahen wir uns zu Beginn der Forschung konfrontiert und spürten sogleich die »Angst des Forschers vor dem Feld« (1981), wie Rolf Lindner die anfängliche Gefühlslage empirisch Forschender beschreibt: Die Angst davor, keinen Zutritt zum Feld zu erhalten oder auch davor, von den potenziellen Gesprächspartner\*innen abgelehnt zu werden. Neben diesen »Ängsten«, die sich auch am Anfang unseres Forschungsprozesses zeigten, war es jedoch vor allem die »Angst« vor den Tabus<sup>80</sup>, die unsere methodischen Diskussionen begleiteten, allen voran Fragen nach einem geeigneten Interviewsetting sowie einer sensiblen Interviewführung. Mehrere Aspekte erwiesen sich für uns im Laufe des Forschungsprozesses als hilfreich im Umgang mit dieser »Angst«, die ich in den folgenden Unterkapiteln skizzieren und methodologisch reflektieren möchte: das Schaffen eines Vertrauensverhältnisses, die Interviewführung im Zweier-Team, eine grundsätzliche »gewaltfreie Kommunikationstechnik« (Bourdieu 2010d) sowie die Bereitschaft vom Feld zu lernen (Gajek 2014b) und schließlich das ethnografische Verschriftlichen von Unaussprechlichem.

### 3.2.2 Vertrauen als Voraussetzung sich anzuvertrauen

Neben dem Feldeintritt über Institutionen, Gewährspersonen oder den Aufruf zur Forschungsbeteiligung nutzten wir auch Zugänge über das persönliche Umfeld, wie den Arbeitsbereich oder den Bekannten-, Freundes- und Verwandtenkreis. Die Zugänge im sozialen Nahbereich brachten einen gewissen Vertrauensvorschuss mit sich und erleichterten das Reden über sensible Themen. So führten uns die Gespräche über finanzielle Knappheit im Alter und den Umgang damit auch zum Erzählen über familiäre Brüche und Einsamkeit, Sucht und Missbrauchserfahrungen und die Angst vor der Pflegebedürftigkeit bis hin zu Fragen des Sterbens und Suizidgedanken. Das Bekanntsein mit der Interviewten bot Sicherheit in der Gesprächsführung,

---

<sup>80</sup> Dass es auch vielen Journalist\*innen, die das Thema bearbeiten wollten, ähnlich erging, sollten die unzähligen Anfragen nach Weitervermittlung an unsere Gesprächspartnerinnen zeigen. Als ob es neben den im Projektkontext porträtierten Frauen keine weiteren von Altersarmut Betroffenen gäbe, was statistisch betrachtet nicht haltbar ist und erneut auf die Tabuisierungsmechanismen im Feld weiblicher Altersarmut schließen lässt.

nicht zuletzt aufgrund bereits geteilten Wissens sowie einer vertrauten Art des miteinander Sprechens, und war nicht selten Voraussetzung dafür, sich überhaupt auf ein tabubehaftetes Gespräch einzulassen. Die Projektmitarbeiterin Petra Schweiger beispielsweise, arbeitete zum Zeitpunkt des Forschungsprozesses auch noch als Physiotherapeutin in einer Praxis. Durch ihre langjährige Betreuung der Patientinnen und die informellen Gespräche, die sie mit ihnen während der Behandlungen führte, verfügte sie nicht nur über forschungsrelevante Informationen, sondern auch über ein relativ vertrautes Verhältnis. Esther Gajek, ebenfalls Projektmitarbeiterin, die 2014 auf Basis einer Pilotstudie explorative Ergebnisse lieferte, die als Grundlage für das Forschungsprojekt »Prekärer Ruhestand« dienten, wurde überhaupt erst durch Frauen aus ihrem Freundes- und Bekanntenkreis auf die Thematik weiblicher Altersarmut aufmerksam. Auch sie konnte für die Projektstudie einige dieser Kontakte aktivieren, ihr Vorwissen nutzen und das bereits vorhandene Vertrauensverhältnis für die Interviewführung produktiv machen. Eine der Projektmitarbeiterin, konnte nicht zuletzt ihre Großmutter als Gesprächspartnerin für die Forschung gewinnen.

Auch Bourdieu und sein Forschungsteam wählten ihre Befragten für ihre Studie »Das Elend der Welt« zum Teil »unter ihren Bekannten« (2010d, S. 395) aus. Die Soziologin Claudia Vogel (2019) kritisiert in ihrer Rezension der Projektpublikation »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen« (Götz 2019a) gerade die Akquirierung von bekannten Gesprächspartnerinnen, weil diese methodische Vorgehensweise der Studie die Repräsentativität abspreche. Forschungsziel war es jedoch nicht repräsentative Ergebnisse im quantitativen Sinne zu generieren, sondern die Komplexität und Pluralität des Feldes sichtbar zu machen und die Einzelfälle in ihrer Strukturbedingtheit tiefenhermeneutisch zu verstehen. Ein gewisser Bekanntheitsgrad kann hierbei methodologisch gar dienlich sein, da er, immer unter der Bedingung reflexiver Einordnung, einen Verstehensprozess zusätzlich befördert. So sei das Forschen im eigenen sozialen Umfeld, wie Fuchs-Heinritz und König mit Blick auf »Das Elend der Welt« betonen, nicht forschungspragmatisch begründet, insofern es den Feldzugang erleichtere, sondern stütze sich auf die methodologische Prämisse, das Interview selbst als soziale Beziehung zu verstehen. Sie schreiben:

»Ein solches Vorgehen gewährleistet neben dem Vertrauensverhältnis zwischen den beiden Beteiligten selbst, auch ein Vertrautsein mit dem, was und wie der Gesprächspartner erzählt, weil der Interviewer Vorinformationen über sein Gegenüber hat und weil eine soziale Nähe besteht. Für den Interviewten bewirkt diese soziale Ähnlichkeit, dass er sich

sicher fühlen kann, dass der Interviewer ihn gut versteht und dass seine subjektiven Motive und Gründe nicht vorschnell auf objektive Ursachen zurück[ge]führt werden.« (Fuchs-Heinritz und König 2014, S. 77 f.)

Dort, wo im Vorfeld kein Vertrauensverhältnis vorhanden war – das betraf alle Fälle, in denen wir Zugang über eine Mittelsperson erhielten oder sich Betroffene auf unseren Forschungs-Aufruf meldeten – waren wir darum bemüht, dieses aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Konkret hieß das, mit den Betroffenen während des Forschungsprozesses (und selbst darüber hinaus) in Kontakt zu bleiben: Ich telefonierte mehrfach mit meinen Gesprächspartnerinnen, meldete mich beispielsweise zu Weihnachten, informierte sie über den Stand der Forschung, lud zu Projektveranstaltungen ein oder vereinbarte den nächsten Interviewtermin. Das Nachinterview versprach hierbei nicht nur offene Fragen zu klären, sondern sich durch das zunehmende Vertraut-Werden gegenseitig zu öffnen und sich sukzessive an tabubehaftete Themen heranzutasten. Im ersten Interview zunächst lebensgeschichtliche Fragen zu fokussieren und erst im zweiten Gespräch, nachdem ein erstes Vertrauensverhältnis aufgebaut wurde, tiefergehend über die konkreten Auswirkungen der Armutssituation zu sprechen, lässt sich rückwirkend außerdem als gute methodische Herangehensweise festhalten.

### 3.2.3 Die Tandem-Interviewführung als Balancetechnik zwischen Nähe und Distanz

Nichtsdestotrotz birgt das Forschen im Nahbereich immer auch erkenntnistheoretische Gefahren, jedoch nicht aufgrund eines vermeintlichen Mangels an Repräsentativität, die ohnehin nicht beansprucht wird, sondern vielmehr aufgrund des eigenen Involviert-Seins, das möglicherweise den Blick verengt und eine Verobjektivierung erschwert, wie in ethnologischen und kulturwissenschaftlichen Debatten unter dem Nähe-Distanz-Topos mehrfach debattiert wurde (Cohn 2014, S. 77–83; Lindner 1981; Schmid-Lauber 2010). Anstatt auf beschriebene methodologische Vorteile sozialer Nähe im Forschungsprozess zu verzichten, haben wir uns diesem Balance-Akt zwischen Nähe und Distanz methodologisch durch ein hohes Maß an Reflexion sowie der Tandem-Interviewführung gestellt. Nehmen wir den Fall Maria Zöllner: Diese ist die Großmutter einer meiner Pro-

jektkolleginnen. Sie pflegte ein vertrautes und enges Verhältnis zur ihrer Enkeltochter, auch wenn diese erst durch eine E-Mail von Maria Zöllners finanzieller Notlage erfuhr, die die Großmutter zufälligerweise während des Forschungsprozesses an die gesamte Familie schrieb. Dieser Zufall veranlasste die Projektmitarbeiterin dazu, ihre Großmutter als potenzielle Gesprächspartnerin für das Forschungsprojekt wahrzunehmen. Das Forschungsteam entschied sich für eine Tandemgesprächsführung, bestehend aus der Enkelin sowie einer weiteren, der Gesprächspartnerin völlig unbekanntes Projektmitarbeiterin. Während des circa drei Stunden dauernden Gesprächs im Wohnzimmer der Befragten wurde über Maria Zöllners Biografie, ihre gegenwärtige prekäre Situation, ihre Bearbeitungsstrategien – u. a. besagte E-Mail – und schließlich über ihre Ängste und Zukunftswünsche gesprochen. Durch das fundierte (Vor)wissen der Enkeltochter zum Lebensverlauf und zu bedeutungsvollen Lebensereignissen der Respondentin konnte der Erzählfluss kontinuierlich und mühelos aufrechterhalten und relativ unvermittelt an bereits bekannte Problemfelder angeknüpft werden. Die Perspektive der zweiten, fremden Interviewerin ermöglichte es, die gemeinsamen Wissensbezüge und Selbstverständlichkeiten, die sich zwischen Enkelin und Großmutter im Gespräch abbildeten, zu hinterfragen. Darüber hinaus öffnete das Vertrauensverhältnis Raum, intime Fragen zu stellen, und verhalf zu einem tiefgründigen und offenen Gespräch, in dem die »Kunst des Reden-Lassens« (2007a) gerade durch die Kombination aus Vertraut- und Fremd-Sein gelang.

Retrospektiv kann die Tandem-Interviewführung hier methodologisch betrachtet als gewinnbringende Kommunikationstechnik eingeordnet werden, da zum einen die Nähe-Distanz-Problematik von einer Forscherin auf zwei Forscherinnen verteilt wurde. Nicht mehr das forschende Subjekt alleine war mit dem Ausbalancieren dieses schwierigen Verhältnisses konfrontiert, vielmehr konnten zwei Forschende ihre sich ergänzenden Perspektiven und damit einhergehenden Wissensbestände im gemeinsamen Forschungs- und Reflexionsprozess in einen fruchtbaren Dialog bringen. Zum anderen generierten wir über das Gespräch mit Maria Zöllner auch Erkenntnisse bezüglich familiärer Sorgekonstellationen im Feld weiblicher Altersarmut. Wir konnten letztlich die soziale Nähe in diesem Interviewsetting nicht nur für die Gesprächsführung, sondern auch für den Analyseprozess produktiv machen. Viele unserer Interviews führten wir anhand des beschriebenen Tandemsystems, wenn auch das Beispiel Zöllner hinsichtlich des Nähe-Grades einen Extremfall darstellte. Auch in den Gesprächssituationen, in denen die

Befragte beiden Interviewerinnen fremd war, erwies sich die gemeinsame Interviewführung nie als hinderlich, sondern führte zumindest zum Synergieeffekt zweier fragender Perspektiven, die gerade im Umgang mit Scham und Tabus ein Gefühl der Sicherheit boten. Einer potenziellen Verhörsituation, in der die Befragte den beiden Interviewerinnen gegenüber sitzt, um »Rede und Antwort zu stehen«, konnten wir im besten Falle durch eine symmetrische und hierarchiefreie Sitzordnung entgegenwirken. Neben diesen Gesprächen unter sechs Augen führten wir trotzdem auch Face-to-Face-Interviews, letztlich begründet durch Forschungspragmatik und zeitliche Ressourcen.

### 3.2.4 Verstehensansatz und Lernprozess als nachhaltiger Feldzugang

Um ein Gespräch auf Augenhöhe zu führen, waren wir außerdem stets darum bemüht »zu verstehen«. Im Bourdieuschen Sinne heißt das, sich seinem Gegenüber empathisch zu zeigen und zu erkennen, dass die persönlichen Lebensgeschichten »das Produkt des Eingeschriebenseins bestimmter gesellschaftlicher Erfahrungen in eine gesellschaftliche Ordnung« (2010b, S. 261) sind. Eine derart »gewaltfreie Kommunikation« (Bourdieu 2010d, S. 394) stellt er als Voraussetzung für das Erforschen von persönlichen Mischen heraus. Für das untersuchte Feld bedeutete das nicht weniger als sich in den Interviews gegen die Individualisierung von Armutserfahrungen zu positionieren und Armut immer auch als Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse zu benennen. Weder moralisch aufgeladene Schuldzuweisungen noch die Viktimisierung der Betroffenen waren angebracht. Dieser »Verstehensansatz« (Bourdieu 2010a, S. 13) bestätigte sich auch für das Forschungsprojekt als Schlüssel zu einem nachhaltigen Feldzugang. Der Fall Hilde Meyer (5.2) illustriert dies wohl am deutlichsten. Die Respondentin zeigte sich im Gespräch verletzlich, indem sie uns ihre Scham- und Schuldgefühle offenbarte, die sie seit längerer Zeit heimsuchten und die sie bis dahin nur mit einer Person geteilt hatte. Von Beginn an waren unsere Feldbegegnungen geprägt von zögernden Aushandlungsprozessen. Ob es um die Zustimmung ging, sich zu einem Nachinterview zu treffen, um die Autorisierung des ethnografischen Porträts, das wir verfasst hatten, oder die Einwilligung ihr Porträt bei einer öffentlichen Veranstaltung zu lesen, Hilde Meyer prüfte stets bedacht, ob sie den nächsten Schritt mit uns gehen könne, begleitet von der Angst am Ende doch für ihre Armutslage

verurteilt zu werden. Weil wir weder anklagend noch bemitleidend agierten und immer wieder die gesellschaftliche Bedingtheit ihrer Gefühlslage mit ihr besprachen, konnten wir sie davon überzeugen, den Forschungsprozess mit uns fortzusetzen und durften bei jeder Begegnung mehr über sie als Einzelfall und damit gleichzeitig über die Allgemeinheit des Feldes erfahren. Zudem verdeutlicht der Fall Meyer auch den Prozesscharakter einer jeden Feldforschung, wie ihn die Europäische Ethnologin Esther Gajek in ihrer Reflexion über kulturwissenschaftliches Forschen herausstellt. Dieser Prozesscharakter berge vielfältige Potenziale vom Feld zu lernen. Er baue zudem den Druck ab, bereits nach einem ersten Treffen alle Fragen geklärt haben zu müssen (2014b, S. 55). Die Interviewerin kann sich genügend Zeit nehmen, das Gespräch zu entwickeln, auch über mehrere Termine hinweg. Die Vergegenwärtigung ebendieser Prozesshaftigkeit kulturanalytischer Forschung stellte sich als psychologisch dienliche Strategie im Umgang mit Intimitäten heraus.

Ähnlich wie Bourdieu seinen »Verstehensansatz« als forschungsleitendes Prinzip betrachtet, begreift auch Gajek das Lernen vom Feld weniger als konkrete Methode, sondern als etwas »Grundsätzlicheres« (ebd.). Sie ist der Meinung, »das Feld und dessen Akteure und Akteurinnen lehren und belehren die Forschenden, wenn sie die Feldforschung kontinuierlich protokollieren und diese Aufzeichnungen reflektieren« (ebd.). Eine solche Forschungshaltung, die den eigenen Expert\*innenstatus in gewisser Hinsicht aufgabe und stattdessen den Forschungssubjekten zuspreche, erlaube es auch Fehler zuzulassen und diese für die Erkenntnisgewinnung produktiv zu machen. Zu Beginn der Feldforschung passierte es mir beispielsweise, dass ich den Gesprächspartnerinnen ein Unsicherheitsgefühl unterstellte oder eine negative Bewertung der Armutserfahrung vorwegnahm. Dies führte dazu, dass sich einige Respondentinnen gegen meine naiven Zuschreibungen wehrten und sich das Interview zu einem Streitgespräch entwickelte, das ein gegenseitiges Verstehen zunehmend erschwerte. Aus diesen anfänglichen »Fehlritten« lernte ich, dass gerade die affektive Verortung der Armutssituation eine zentrale Rolle für die Ver- und Bearbeitung ebendieser spielt. Die »gefühlte Prekarität«, in genannten Fällen eine positive Bewertung der objektiv prekären Lage, lässt sich beispielsweise als Ressource im Umgang mit Altersarmut interpretieren. Mein unbeabsichtigtes Infragestellen dieser subjektiven Deutung war so gesehen ein direkter Angriff auf eine zentrale Bewältigungsstrategie, was im Nachhinein die verhärteten Fronten im Gespräch erklärte. Aus diesem »Fehler« lernte ich,

die Forschungsfrage weiter zu modifizieren und Gefühle und Emotionen in den Interviews fortan nicht nur expliziter zu thematisieren, sondern – auf einer analytischen Ebenen – auch danach zu fragen, wie diese im Bourdieuschen Sinne für wen strategisch nutzbar werden. Die Annahme also, dass Forschung etwas Prozesshaftes ist, in dem Fehler nicht nur erlaubt, sondern auch erkenntnistheoretisch notwendig sind, half, sich der Herausforderung zu stellen, auch über vermeintlich Unsagbares zu sprechen. Neben dem Prozesscharakter und unausweichlichen Fehlritten boten, Gajek folgend, außerdem nachstehende Lerneffekte Rückhalt, um persönliche Verletzlichkeiten zu thematisieren und mit gesellschaftlichen Tabus zu brechen: die Übernahmen von Sprache und Inhalten aus dem Feld, die Wahrnehmung der eigenen »Verstrickungen« mit dem Feld sowie die Einsicht, dass nicht alle »Knoten« im feldspezifischen »Bedeutungsgefüge« (Geertz 1983) zu lösen sind<sup>81</sup> (3.2.5). Die Redewendungen »Das waren noch andere Zeiten« oder »Das war damals eben so« fungierten zum Beispiel für viele Gesprächspartnerinnen moralisch entlastend, indem sie vergangene Entscheidungen und Handlungen legitimierten, die gegenwärtig zur Disposition stehen. Das Verlassen auf einen Ehemann etwa oder das ausschließliche »Hausfrauendasein« werden in aktuellen Diskursen immer wieder alarmierend diskutiert, wenn es um die persönliche Altersvorsorge von Frauen geht. Es wird an ihre Selbstverantwortung appelliert, ohne die strukturell bedingten Gestaltungsmöglichkeiten mit zu erzählen. Auch wenn die hier befragte Generation nicht explizit Adressatin eines solchen Präventionsdiskurses ist, sind genannte Floskeln dennoch Ausdruck dafür, dass die Respondentinnen diesen mit Blick auf ihr erlebtes Leben stets mitverhandeln müssen. Indem wir die Sprache des Feldes lernten und derartige Redewendungen in unseren Interviews übernahmen, gelang es aus der Position der Betroffenen heraus zu argumentieren und damit gemeinsame zeitliche Bezugsräume zu konstruieren, die zu einer empathischen Verständigung beitrugen. Neben erlernten Feldvokabeln griffen wir in den Interviews außerdem auf inhaltliche Aspekte anderer Gespräche zurück, wie beispielsweise: »Von einer anderen Gesprächspartnerin wissen wir, dass sie ihren Kindern nichts über

---

81 Esther Gajek (2014b, S. 54) knüpft mit den Begriffen »Verstrickung« und »Knoten« an Clifford Geertz' Konzeption von Kultur als »Bedeutungsgefüge« an, dessen »dichte Beschreibung« im Sinne einer interpretierenden Analyse der amerikanische Kulturanthropologe als Aufgabe empirischer Kultur- und Sozialwissenschaften bezeichnet. Geertz bezieht sich mit diesem Begriff wiederum auf Max Weber.

ihre knappe Rente erzählt, wie ist das bei Ihnen, mit wem sprechen sie über ihre Situation?» Auch diese Interviewtechnik versprach Sicherheit in der Gesprächsführung und erleichterte das Herantasten an tabuisierte Felder.

Durch das Erlernen von feldspezifischen Inhalten und Sprache konnten wir uns Schritt für Schritt engmaschiger mit dem Feld verstricken und in die kleinteiligsten Verknüpfungen des Bedeutungsgewebes vordringen. Dass sich das Feld aber auch einen Reim auf die Forschungssituation und die Forscherinnen macht, ist erkenntnistheoretisch nicht zu vernachlässigen. Sich die Beziehungskonstrukte und Rollenzuschreibungen während des Forschungsprozesses immer wieder vor Augen zu führen, birgt weitere Lerneffekte, die hier abschließend reflektiert werden sollen. Der Fall Jolanda Fischer (4.1), den ich hier exemplarisch herausstelle, zeichnete sich dadurch aus, dass die Wahrnehmung unserer Forschungsbeziehung respektive meiner Rolle darin maximal auseinanderdriftete. Jolanda Fischer arbeitete als Verkäuferin einer Straßenzeitung und ich durfte sie während ihrer Arbeitszeit interviewen. Als Wertschätzung und Dank für ihre Bereitschaft mit mir zu sprechen wollte ich ihr am Ende unseres Treffens eine Zeitung abkaufen. Dies wehrte sie mit den Worten ab: »Nein, die schenke ich Dir, du bist ja Schülerin, und hast nicht viel Geld.« Einerseits irritiert, nicht als Wissenschaftlerin anerkannt zu werden, und andererseits alarmiert, sie möglicherweise nicht korrekt über meine Forschungsabsichten aufgeklärt zu haben, informierte ich sie daraufhin erneut über den Projektkontext. Dies änderte trotzdem nichts an ihrer Wahrnehmung unseres Verhältnisses, denn auch während unserer nächsten Kontakte hielt sie an dieser mütterlich-umsorgenden Positionierung innerhalb unserer Forschungsbeziehung fest, betonte darüber hinaus immer wieder ihre Einsamkeit und ihren unerfüllten Enkelkinderwunsch. Jolanda Fischer adressierte mich zunächst als Schülerin, später als »Wunsch-Schwiegertochter«, deren Kind sie gerne betreut hätte. Anstatt diese Rollenzuschreibungen weiterhin zurückzuweisen, lernte ich vielmehr sie im Gespräch zu thematisieren und mehr über Jolanda Fischers Identität, ihre imaginierte Zukunft und unerfüllten Wünsche im Kontext des ihr verwehrteten Ruhestandes zu erfahren und ihre damit verbundenen Emotionen hinsichtlich ihrer handlungsstrukturierenden Wirkmacht zu deuten.

Trotz aller Bemühungen, beschriebene Lerneffekte zu nutzen, um die Bedeutungen des Feldes im kulturwissenschaftlichen Sinne freizulegen, bleiben dennoch Leerstellen. Diese dem Forschungsprozess inhärente Tatsache zu akzeptieren und die blinden Flecken zu reflektieren, liefere laut

Gajek im besten Falle zudem positive Lerneffekte, wie ich im nächsten Punkt weiter erläutern werde. Zusammenfassend war die hier beschriebene Forschungshaltung, den Gesprächspartnerinnen nicht erhaben, sondern empathisch zu begegnen und das Feld verstehen zu lernen, ausschlaggebend für einen nachhaltigen Feldzugang. Gajek kommt schließlich zu folgendem Schluss: »Bemerkt man wie stark Felderfahrung mit Welt- und Selbsterfahrung verbunden ist, so weicht die ›Angst‹ des Forschenden vom Feld« (2014b, S. 67).

### 3.2.5 Leerstellen – Über Unsagbares und zurückbleibende Unsichtbarkeiten

Aufbauend auf den oben beschriebenen Prinzipien eines nachhaltigen Feldzugangs konnten auch wir die Angst vor den feldspezifischen Tabus langfristig überwinden, nicht aber garantieren, mit allen Tabus zu brechen, bzw. alle Knoten zu lösen, um in Clifford Geertz' (1983) Bild des Bedeutungsgewebes zu bleiben. Unweigerlich bleibt manches unsagbar, erstens durch die immer auch eingeschränkten Feldzugänge und zweitens durch das Methodeninstrumentarium selbst, das in gewisser Hinsicht erkenntnistheoretisch begrenzt ist. Beide methodisch determinierenden Aspekte haben auch in unserem Forschungsprozess zu Leerstellen geführt, die ich im Folgenden transparent machen möchte.

Eine der Folgeerscheinungen finanzieller Knappheit ist Einsamkeit. Gründe hierfür sind beispielsweise Schamgefühle (5.2), die Betroffene sozial isolieren, oder auch Sparzwänge, die die Teilhabe an sozialem Leben einschränken. Die Pflege sozialer Kontakte ist kostspielig, gemeinschaftliche Unternehmungen werden nicht selten unterbunden, um Geld zu sparen. Der soziale Rückzug stellt damit eine häufige Strategie im Umgang mit Altersarmut dar. Potenzielle altersbedingte Körperleiden mögen ein aktives Sozialleben noch zusätzlich erschweren. Statistiken verweisen auf die große Dunkelziffer an Altersarmen, die aufgrund von Scham oder Unwissen keine Hilfe in Anspruch nehmen, weder finanzielle Unterstützung noch Angebote der freien Wohlfahrtspflege (Sozialreferat Landeshauptstadt München 2017, S. 14). In der Anonymität urbaner Zentren und oftmals ohne familiäre oder freundschaftliche Netzwerke lebend, bilden sie das dringlichste und am schwierigsten zu erreichende Klientel der sozialen Arbeit, wie auch informelle Gespräche mit verschiedenen Leiterinnen altersspezifischer Einrichtungen im Laufe unseres Forschungsprozesses immer wieder bestä-

tigten; damit ist genannte Personengruppe letztlich auch für uns, die wir überwiegend Gesprächspartnerinnen über die institutionelle Ebene gesucht haben, kaum bis gar nicht erreichbar. Beschriebene Zugangsproblematik setzt sich hier in unserer Forschung somit fort. Die subjektiven Perspektiven derjenigen, die aufgrund von Altersarmut derart gesellschaftlich isoliert sind, bleiben auch in dieser Arbeit unsichtbar. Methodisch betrachtet bildet ihre Perspektive eine Leerstelle, gesellschaftspolitisch betrachtet ist die bloße Existenz ihrer Perspektive ein Armutszeugnis, eine Schlussfolgerung, die nicht zuletzt als Lerneffekt aus dieser Leerstelle hervorgeht.

Oben genannte Fälle haben wir mit unseren Forschungsanliegen aufgrund ihrer Zurückgezogenheit somit gar nicht erst erreicht, andere wiederum haben sich bewusst dagegen entschieden, mit uns zu sprechen; ein legitimes Verhalten, dessen wahrhaftige Gründe hier nur spekulativ aufgeführt werden können. So scheiterte beispielsweise der Versuch einer Kollegin uns an eine potenzielle Gesprächspartnerin zu vermitteln. Das konkrete Vorwissen der Kollegin sicherte die Passung der von Altersarmut Betroffenen für unser Sample wie auch unsere Fragestellung. Zum Erstaunen der Kollegin lehnte diese unsere Forschungsanfrage jedoch ab, es sei ihr »unangenehm« darüber zu sprechen. Hier ging es offensichtlich um »uns«, denn besagter Kollegin gab sie ihre alltäglichen Nöte explizit zu erkennen und war bisweilen auch auf ihre Unterstützung angewiesen. Das lässt mutmaßen, dass wir ihr zu wenig vertraut waren, als dass sie sich für ein Interview bereit erklärt hätte.<sup>82</sup> Nicht zu vergessen sind an dieser Stelle auch diejenigen, für die das Geheimhalten der Armutssituation eine vordergründige Bearbeitungsstrategie darstellt, wodurch sie erstens für potenzielle Gewährspersonen nicht unbedingt zu identifizieren sind und sich zweitens auch uns eher unwahrscheinlich zu erkennen geben. Die hier aufgeführten Gründe dafür, nicht an unserer wissenschaftlichen Studie teilzunehmen, sei es Unerreichbarkeit, ein zu geringer Vertrauensvorschuss oder das strategische Verbergen von Armut, stehen hier nur exemplarisch für eine Vielzahl weiterer und sollen in erster Linie verdeutlichen, dass Forschung auch von der Selbstauswahl der Gesprächspartner\*innen beeinflusst ist. So sehr sich die Forschenden bemühen, eine Pluralität der Perspektiven abzubilden, ist diese immer auch von der faktischen Zugänglichkeit und der persönlichen Bereitschaft potenzieller Akteur\*innen abhängig.

---

82 Für ihr Bemühen uns einen Feldzugang zu schaffen möchte ich an dieser Stelle Vanda Vitti dennoch herzlich danken.

Neben diesen die Sampleauswahl beschränkenden Faktoren sollte außerdem reflektierend festgehalten werden, dass auch der für dieses Forschungsdesign angelegte methodische Werkzeugkasten das Feld nur ausschnittsweise erschließen kann. Ein Forschungsdesign, das sich dem narrativen Interview verpflichtet hat, legt den Fokus auf sprachliche Erzeugnisse, die in Form von Transkripten in einen schriftlichen Text übersetzt werden. Diese Form des Datenmaterials muss bestimmte Kriterien erfüllen, um überhaupt als Grundlage für die interpretative Analyse zu dienen. Kulturanalyse braucht sinnzusammenhängenden Text, nur wo es Bedeutung gibt, kann diese in kulturwissenschaftlicher Manier auch interpretiert werden. Silke Meyer reflektiert in diesem Zusammenhang das methodische Problem fehlender oder unzureichender Versprachlichung. Retrospektiv ergaben sich für die Kulturwissenschaftlerin, die zum narrativen Umgang mit Privatinsolvenz forschte, immer dann analytische Schwierigkeiten, »wenn im Interview der Redefluss stockte, Angst und Scham Verbalisierungsgrenzen erreichten, Motivation oder Wissen zum Beantworten der Frage fehlte oder das [...] Erfragte für die Gesprächspartner/-innen zu selbstverständlich war, um es zu äußern« (Meyer 2017, S. 76). Interpretationsschwierigkeiten treten auch dann auf, so lässt sich aus unseren Erfahrungen ergänzen, wenn sich Sprache dem Modus der Verständigung gänzlich versperrt. Sprachdifferenzen zwischen Respondentinnen und Interviewerinnen können zu Sinnverschiebungen oder unerwünschten Erzählpausen führen. Allen voran, und das scheint mir in puncto Leerstellen der zentrale Aspekt zu sein, sind sie maßgeblich für die Vorstrukturierung des Samples. Die begrenzten Sprachkompetenzen des Forscherinnenteams setzten Deutsch als Interviewsprache voraus. In Anbetracht der Tatsache, dass migrantisierte Frauen das höchste Altersarmutsgefährdungsrisiko tragen (Vogel und Künemund 2018), entsteht hier eine methodisch bedingte Leerstelle, durch die insbesondere nicht-deutsche Stimmen vernachlässigt wurden.<sup>83</sup> Neben

---

83 Bis auf ein Interview, das die Projektmitarbeiterin Noémi Sebök-Polyfka auf Slowakisch führte, fanden alle Gespräche auf Deutsch statt. Ein Lösungsansatz für die Problematik einer strukturierten Vorselektion des Forschungssamples aufgrund von Sprachdifferenzen ist die Interviewführung mit Sprachmittler\*innen. Die zusätzliche Ebene der Übersetzung und damit einhergehende erste Interpretation der Daten sind hierbei jedoch unbedingt systematisch mit zu reflektieren. Auch wenn Deutsch für einige der hier Befragten nicht die Muttersprache war, haben wir die Sprachdifferenzen dennoch als überwindbar eingeschätzt, weshalb auf Sprachmittler\*innen verzichtet wurde. Nichtsdestotrotz schließt ein solches Vorgehen per se bestimmte Sprecherpositionen aus.

Sprachdifferenzen können zudem unterschiedliche Erwartungshaltungen an das Interview den Erzählfluss beeinträchtigen. Diejenigen Frauen, die davon ausgingen via standardisiertem Fragebogen interviewt zu werden, verblieben in einem knappen Ja-Nein-Antwortschema, das nicht viel Spielraum zur Interpretation gab. Ähnliches Antwortverhalten erlebte ich auch in einer Interviewsituation mit einer an Demenz erkrankten Respondentin, die mir über eine karitative Einrichtung vermittelt wurde, weil deren gelingende alltägliche Lebensführung trotz Armut die Gewährsperson besonders beeindruckte. Auch aus diesem narrativen Interview konnte ich kein Textmaterial gewinnen, das für eine interpretative Analyse geeignet war. Forschungspragmatisch legte ich das Interview zur Seite und bemühte mich auch nicht um ein erneutes Treffen mit angepasster Methode<sup>84</sup>. Nichtsdestotrotz steht dieser Fall hier zumindest exemplarisch für alle Leerstellen, die durch die Wahl des Forschungsdesigns strukturell miterzeugt werden. Die Methode des narrativen Interviews erfordert demnach eine spezifische Art und Weise des Miteinander-Sprechens<sup>85</sup>, damit das Datenmaterial überhaupt als solches auswertbar ist.

Es bleibt festzuhalten, dass (kulturwissenschaftliche) Forschung, abhängig vom gewählten Forschungsdesign, gewisse Leerstellen unabdingbar mitproduziert. Nicht die Existenz dieser erkenntnistheoretischen Lücken ist jedoch zu problematisieren, sondern vielmehr die methodischen Bedingungen, unter denen es dazu kommt. Letztere einer kritischen Betrachtung zu unterziehen und die Leerstellen dieser Arbeit offenzulegen war Anliegen dieses Abschnitts. Auch inhaltlich gedacht – so ging es mir hier ausschließlich um methodische Leerstellen – möchte vorliegende Arbeit keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben; kulturwissenschaftliche Analyse hat so gesehen keinen Anfang und kein Ende, sondern nur unterschiedliche Blickrichtungen. Je nachdem, wie die Forscherin das Kaleidoskop dreht, blickt sie auf ein jeweils anders schillerndes zu interpretierendes Bild (der subjektive Charakter einer jeden Forschung kommt in dieser Metapher besonders gut zum Ausdruck).

---

84 Inspirierende Anregungen zu kreativen Forschungsmethoden im Umgang mit Sprachdifferenzen jeglicher Art liefert u. a. die sozialanthropologische Altersforschung bzw. die *Cultural Studies of Aging* mit Forschungsschwerpunkt Demenz (Swinnen und Medeiros 2018).

85 Wo dies nicht zustande kommt kann das ethnografische Instrumentarium Abhilfe schaffen, wie ich im nächsten Unterkapitel ausführlich darlegen werde.

### 3.2.6 Wenn die Stimme versagt: Ethnografisches Schreiben als Lösungsansatz im Umgang mit Unaussprechlichem

Die Ausgangsfrage des Kapitels lautete: Wie kann ich als Forscherin über Unsagbares sprechen? Die Frage stellte sich in dem hier untersuchten Feld weiblicher Altersarmut, da es sich, wie ich einfürend dargestellt habe, um einen potenziell doppelt tabuisierten Kontext handelt, insofern die eigene Armut wie auch das höhere Alter einer gewissen »Schweigsamkeit des Sozialen« (Hirschauer 2001) unterliegen. Das Feld ist somit durchdrungen von gesellschaftlichen Normen, die »Unaussprechliches« erzeugen (vgl. Hirschauer 2001, S. 438), mit denen wir forschungspraktisch verschieden umgegangen sind. Ich habe ausgeführt, dass ein spezifisches Vertrauensverhältnis, die Interviewführung im Team sowie eine verstehende und lernende Forschungshaltung förderlich waren, sich den feldspezifischen Intimitäten zu nähern. Gleichzeitig wurde deutlich, dass trotz aller methodischen Bemühungen Leerstellen nicht zu vermeiden sind. Manches bleibt demnach unsagbar, erkenntnistheoretisch jedoch nicht notwendigerweise unbrauchbar. Zwar haben wir mit unserem Forschungsdesign dem narrativen biografischen Interview einen besonderen Stellenwert eingeräumt, die Analyse bezieht sich aber nicht ausschließlich auf das Gesagte als Primärdaten. Auch wenn Sprache in der Feldforschung oftmals der erste Zugang zu Wissen ist, verbergen sich, wie der Kulturanthropologe Utz Jeggler betont, insbesondere in dem, was nicht gesagt wird, kulturwissenschaftlich relevante Aspekte. »[V]ersteht man, neben, unter, hinter dem Text mitzuhören, zeigt sich, daß die Abweichungen oft mehr erzählen als der Text allein«, so Jeggler (1984, S. 93). Es gelte demnach zwischen den Zeilen zu lesen, nicht nur während der teilnehmenden Beobachtung, sondern gerade auch während des narrativen Interviews.<sup>86</sup> So gesehen ist die Ausgangsfrage »Wie *sprechen* über Unsagbares?« dann irreführend, wenn sie damit ausschließlich den direkten

---

86 Nichtsdestotrotz bleibt bisweilen auch zwischen den Zeilen nicht viel zu Lesen, was für eine kulturwissenschaftliche Deutung taugt, wie Esther Gajek an anderer Stelle herausarbeitet. Aufbauend auf einem Projekt-Interview, in dem wenig sprachliches Material generiert wurde, setzt sich die Projektmitarbeiterin mit den Momenten der Stille auseinander. In ihrer Fallanalyse behandelt sie Aspekte des Verschweigens und stellt nicht nur interpretative Thesen möglicher Ursachen vor, sondern fragt auch danach, welche Formen sozialen Schweigens wir durch unserer Art des Fragens bereits miterzeugt haben könnten (Gajek 2019b).

sprachlichen Ausdruck fokussiert<sup>87</sup>. Einem praxeologischen Ansatz folgend liegt die Antwort jedoch auf, bzw. in der Hand: *schreiben*. Das Unsagbare wird mittels ethnografischer Schreibpraxis indirekt versprachlicht.

Der Sozialforscher Stefan Hirschauer kritisiert dabei eine ethnografische Schreibpraxis, die lediglich gegen das Vergessen anschreibt. Nicht die reine Dokumentation von Beobachtungen, sondern die Transferleistung Nichtsprachliches zu verbalisieren sei die eigentliche Aufgabe ethnografischen Schreibens. »Etwas [wird] zur Sprache gebracht [...], was vorher nicht Sprache war« (2001, S. 430), so Hirschauer, der sich auf das »Stumme«, das »Vorsprachliche«, das »Stimmlose« oder auch das »Unaussprechliche« bezieht (ebd., S. 437–446). Letzteres versteht er als das, was »ein kultureller Zusammenhang mittels Normen knapp unter der Oberfläche der Sprache hält«, als ein »»offene[s] Geheimnis[.]«, das jedermanns Wahrnehmung zugänglich, aber einfacher Thematisierung verschlossen ist« (ebd., S. 438). Ein solches Ethnografie-Verständnis, das sich nicht am Bezugsproblem des Vergessens, sondern an der »Schweigsamkeit des Sozialen« orientiert, erfordert dann konsequenterweise auch die subjektiven Wahrnehmungen der Forschenden als Datenmaterial ernst zu nehmen und sie in die Analyse miteinzubeziehen. Das was sich der unmittelbaren Sprache entzieht, wird von der Ethnografin in Sprache gegossen. Sie ist es, die zwischen den Zeilen liest, die alles Nichtsprachliche wahrnimmt. Die Kulturanthropolog\*innen Sebastian Mohr und Andrea Vetter (2014) betonen, dass die Wahrnehmung der Forschenden nicht auf Sehen und Hören beschränkt ist. Auch emotionale und leibliche Erfahrungen können mittels geeigneter und geübter Verfahren (z. B. Ethnopschoanalyse, siehe weiter unten) in den Forschungsprozess integriert werden (vgl. u. a. Bendix 2006). Der Wahrnehmungsapparat endet somit nicht am Körper, sondern geht durch ihn hindurch (Mohr und Vetter 2014, S. 107–109) und schlägt sich auch in den affektiven Regungen der Forschenden nieder. Ein Kloß im Hals beim öffentlichen Lesen eines ethnografischen Porträts (5.2.4) oder ein schlechtes Gewissen gegenüber einer Gesprächspartnerin, sich nicht mehr gemeldet zu haben, fungieren dann im Kontext des jeweiligen Falles und ethnografisch rekonstruiert als ergänzende und untermauernde Verdichtung kulturalistischer Deutung. Eine an Hirschauer orientierte ethnografische Schreibpraxis, wie sie in vorliegender Arbeit nicht nur bei der Verschriftlichung der ethnografischen

---

87 Laut Hirschauer hängt die Bevorzugung sprachlicher Primärdaten gegenüber etwa teilnehmend Beobachtetem vor allem mit dem *linguistic turn* zusammen (2001, S. 430).

Porträts (3.3.3) angewandt wurde, sondern sich auch elementar in den Feldnotizen und reflexiven Memos niederschlägt, zeigte sich im Umgang mit Tabus anschlussfähig, weil sie Hirschauer folgend letztlich die »Artikulationsgrenze« (Hirschauer 2001, S. 447) des Feldes verschob. Ethnografisches Schreiben ermöglichte uns die feldspezifischen Unsagbarkeiten für die Analyse zugänglich zu machen, jedoch nicht ausschließlich über die primären sprachlichen Artikulationen der Akteur\*innen, sondern auch über die Transferleistung der Forscherinnen Nichtsprachliches teilnehmend beobachtend zu verbalisieren. Mein Wahrnehmungsapparat fungierte damit explizit als Messinstrument, meine Wahrnehmungen folglich als Datenmaterial.

Die hier praktizierte ethnografische Herangehensweise, die das forschende Ich als konsequent subjektiv verortet, ist dabei die logische Schlussfolgerung der ihr zugrundeliegenden konstruktivistischen Epistemologie, wie sie das kulturwissenschaftlich\_europäisch ethnologische Fachverständnis prägt. Den Konstruktionscharakter subjektiver Wahrheiten annehmend gilt es die verschiedenen Wahrheitsentwürfe nicht zu verifizieren oder zu falsifizieren, sondern in ihrem je spezifisch situativen Konstruktionsmoment zu entschlüsseln und kulturwissenschaftlich zu plausibilisieren. Dem forschenden Subjekt kommt insofern eine tragende Rolle zu, als es während der Feldforschung Teil des Konstruktionsprozesses ist, sei es als teilnehmende Beobachterin, als Interviewerin oder auch als Autorin spezifischer Wissenskomplexe. Eine solche erkenntnistheoretische Ausrichtung positioniert ihre Vertreter\*innen gegen die schiere Möglichkeit objektiver Wissensgenerierung. »Subjektivität ist [aber] kein Widerspruch zu Wissenschaftlichkeit«, betont der Ethnograf Michel Massmünster, »sondern eine konsequente Umsetzung kulturanthropologischer Praxis« (2014, S. 536). Gerade weil Feldforschung weder kontrollierbar noch wiederholbar ist, brauche es laut Utz Jeggle andere wissenschaftliche Gütekriterien, die im Stande sind »intersubjektive Überprüfbarkeit« (1984, S. 112) zu erzeugen. Er plädiert für einen transparenten und nachvollziehbaren Forschungsprozess, in dem die Kontrolle der subjektiven Interpretationsansätze und Deutungsvorschläge während der Analyse oder auch der Verschriftlichung an Dritte ausgelagert wird (ebd.).

Konkret haben wir uns im Rahmen des Forschungsprojekts durch das gemeinsame Reflektieren und Analysieren mit den je spezifischen Verstrickungen beschäftigt. Zudem habe ich an einer ethnopsychoanalytischen Super-

visionsgruppe<sup>88</sup> teilgenommen. Das assoziative Vorgehen der Gruppe<sup>89</sup> wirkte erstens einen Befremdungseffekt und versprach die eigene Perspektive auf das dort besprochenen Datenmaterial nochmal zu prüfen und zu ergänzen; ein für mich hilfreicher Schritt vom langjährigen kollektiven Forschen im Projektkontext hin zum Herausbilden einer eigenständigen Forschungsperspektive, wie sie für vorliegende Arbeit notwendig war. Zweitens war der Zugang über die Ethnopschoanalyse gewinnbringend, um sich dem induktiv gewonnenen Bedeutungszusammenhang von Scham, Schuld und Sprechbarkeit zu nähern und die bis dahin entwickelten Interpretationsansätze zu verdichten, anzureichern und zu untermauern.<sup>90</sup>

Der reflexiv-hermeneutische Analyseprozess im Forschungsteam wie auch der assoziativ-ethnopschoanalytische Zugang über die Supervisionsgruppe bildeten zwei Kontrollinstanzen sich der unweigerlichen Subjektivität im wissenschaftlichen Sinne anzunähern. Wie oben bereits angedeutet kann wissenschaftliche Überprüfbarkeit aber nicht nur während des Analyseprozesses, sondern auch beim Schreiben erzeugt werden, indem sich die Forscherin selbst in den Text schreibt, wie es Massmünster (vgl. Massmünster 2014) formuliert, und zwar immer dann, wenn es zur Erkenntnisgewinnung beiträgt. Dies ist letztlich die Konsequenz aus der *Writing-Culture-Debatte*, in der die Selbstthematization der Forschenden im Text mehrfach debattiert worden ist (vgl. Clifford und Marcus 1986; vgl. Massmünster 2014, S. 525–527). Anfang der 1970er Jahre wurden vor allem ethnografische Schriften kritisiert, die die Sichtbarmachung des forschenden

88 Stellvertretend für die gesamte Supervisionsgruppe möchte ich mich bei Jochen Bonz für den überaus produktiven Austausch bedanken. Aus zeitlichen Gründen konnte leider nur ein Bruchteil des Materials im Rahmen der Supervisionsgruppe gedeutet werden. Die dort gewonnenen Ideen, Assoziationen und Gedanken habe ich insbesondere in Kapitel 5.2 weiterverarbeitet.

89 Zur konkreten Methodenpraxis der ethnopschoanalytischen Deutungswerkstatt siehe ausführlich Bonz und Eisch-Angus (2016, S. 138–147).

90 Mit Brigitte Becker, Katharina Eisch-Angus und Marion Hamm sowie Maya Nadig möchte ich außerdem auf Forscherinnen hinweisen, die sich ebenfalls und zum Teil ihrer Zeit voraus mit ethnopschoanalytischen Methoden auseinandergesetzt haben (Nadig 1997; Eisch 1999; Eisch-Angus und Hamm 2001; Becker et al. 2013). Die Ethnopschoanalyse stellte darüber hinaus ein wichtiges methodisches Instrument zum Verstehen von Geschlechterverhältnissen dar (Binder 2019, S. 546; Bonz und Eisch-Angus 2016, S. 132). Auch Utz Jeggler plädiert für Supervisionsgruppen, die sich in den Dienst der Psychoanalyse stellen. Er sagt: »Das [...] für die Ethnologie beanspruchte Konzept der Psychoanalyse von Übertragung und Gegenübertragung ist bei jeder Feldforschung unbedingt ernst zu nehmen. Wenn das Wissen um die Übertragung von Gefühlen einschätzbar ist, dann sind diese Vorgänge keine Störfaktoren mehr, sondern wichtige Mittel für den Prozess des Erkennens« (Jeggler 1984, S. 101).

den Selbst nutzen, um wissenschaftliche Autorität und Scheinobjektivität herzustellen. Reagiert wurde darauf mit einer verstärkten Selbstthematization. Die daraus resultierende Unterthematization des Feldes und des Forschungsgegenstandes gerieten daraufhin erneut als unhinterfragte bisweilen narzisstische Selbstreflexion in die Kritik (Bourdieu 1993a; Massmünster 2014, 525 f; Bonz und Eisch-Angus 2016, S. 135). Den Forderungen einer selbstthematizierenden aber nicht selbstüberhöhenden Schreibpraxis folgend, war es in vorliegender Arbeit immer dort angebracht und auch notwendig sich selbst im Text greifbar zu machen, wo ich als Messinstrument oder auch als Datenmaterial eine Relevanz für die Analyse erhielt und das schriftliche »Selbstbekenntnis« (Massmünster 2014, S. 535) damit der interpretativen Argumentation diene. Wenn meine emotionalen Wahrnehmungen und affektiven Regungen ethnopschoanalytisch gedeutet zu einem besseren Verständnis des kulturellen Zusammenhangs von Scham und Schweigen im Kontext weiblicher Altersarmut beitragen, erscheint es absolut sinnig, mich und meine Gefühlslage explizit als solche im Text kenntlich zu machen.

Dass eine selbstthematizierende Schreibpraxis jedoch kein leichtes Unterfangen ist, wird spätestens an diesem Beispiel klar. So trete ich als Forscherin hinter den Methoden hervor und gewähre Einblick in mein Innerstes. Hirschauer kommt in diesem Zusammenhang zu dem Schluss, ethnografisches Schreiben fordere »eine beschämend private Sache, wie die persönlichen Sinneswahrnehmungen es sind, in die öffentliche Angelegenheit wissenschaftlicher Kommunikation überführen zu müssen« (Hirschauer 2001, S. 437). Sich selbst greifbar zu machen bedeutet demnach auch immer sich angreifbar zu machen. Nur so wird Ethnografie aber zu einem nachvollziehbaren und damit wissenschaftlichen Projekt, in dem die Ethnografin die Subjektivität des Forschungsprozesses nicht leugnet, sondern sich mittels einer reflexiven und funktionalen Selbstthematization der Kontrolle des wissenschaftlichen Publikums stellt. Subjektivität zu Ende gedacht bedeutet nicht zuletzt auch der Leserschaft die letzte Deutungsmacht zu übertragen, indem ihr die gewonnenen Erkenntnisse als *eine* mögliche Lesart angeboten werden. »Sich selbst in den Text schreiben«, so folgert Massmünster schließlich, »heißt auch, dass der Text sich selbst problematisieren kann. Die Analyse wird als spezifische Form der Wissensgenerierung relativiert. Das Schreiben wird als Prozess sichtbar gemacht, der anders sein könnte, aber nicht beliebig ist« (Massmünster 2014, S. 536).

Zusammenfassend stellen ein reflexiver Analyseprozess sowie das schriftliche Selbstbekenntnis auch für vorliegende Arbeit wichtige Eckpfeiler im Umgang mit der subjektiven Forschungsperspektive dar, die qua epistemologischer Prämissen das forschende Subjekt zum Forschungsinstrument machen. Die eigene Positionierung und Perspektive während der Analyse wie auch des Schreibprozesses anzuerkennen und zu thematisieren, erlaubt es, die subjektiven ethnografischen Daten als gewinnbringende Analysegrundlage zu nutzen. Eine ethnografische, selbstthematisierende Schreibpraxis, die in folgender Arbeit nicht nur Bestandteil der Porträts, sondern auch der Felddescriptions und reflexiven Memos ist, wird dann zum Schlüssel in die Welt des Nichtsprachlichen. Sie vermag das Sprachliche dort zu ergänzen, zu kontextualisieren und nicht zuletzt zu relativieren, wo die feldspezifischen Tabus einen dialogisch kommunikativen Zugang verwehren. Das zuvor ausbuchstabierte Programm einer ethnografischen Schreibpraxis dient in dem hier untersuchten Feld neben anderen methodologischen Kniffen damit als weiterer Lösungsansatz im Umgang mit dem Unausprechlichen. Auch wenn die Ethnografin mit ihrer Forschungspraxis über das Sagbare hinausgehend Material generieren und analysieren kann, so hat auch diese Methode ihre Grenzen, wie Hirschauer feststellt (Hirschauer 2001, S. 446–447). Dies führt abschließend zurück zum Ausgangspunkt und dem Erkennen, dass manches für den forschenden Blick schlichtweg unsichtbar bleibt.

### 3.3 Material und Verschriftlichung

#### 3.3.1 Der Datenkorpus als »selbstbewusste soziale Fiktion« – Zur Datenaufbereitung

Trotz der »schwierigen« Forschungsthematik und der Leerstellen, die unweigerlich bestehen bleiben, gelang es dem Forschungsteam<sup>91</sup> dennoch das Feld von verschiedenen Seiten zu erschließen, über 50 Interviewpartnerinnen zu gewinnen und mit diesen verstehende und empathische Gespräche zu führen, die tiefe Einblicke in subjektive Bedeutungszusammenhänge lie-

---

<sup>91</sup> Vgl. [https://www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forsch\\_projekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html](https://www.ekwee.uni-muenchen.de/forschung/forsch_projekte/abgeschlossene/prekaerer-ruhestand/index.html).

ferten. Die narrativen biografischen Interviews liegen als Audiodatenmaterial vor und wurden überwiegend transkribiert. Daneben nutzten wir weitere Möglichkeiten der Datenaufbereitung, um »interessierende Realität in Text [zu übersetzen]« und »Geschehene[s] aus seiner Flüchtigkeit und Vergänglichkeit« zu fixieren (Flick 2007, S. 383). Nach dem Interview hielten wir Struktur- und Rahmendaten wie Alter, Einkommen, Interviewerinnen und Interviewort, sowie die zentralen Narrative des Gesprächs und erste Memos anhand eines vorstrukturierten Gesprächsprotokolls fest. Dieses passten wir gemäß dem sich weiterentwickelnden Codesystem kontinuierlich an. Des Weiteren erstellten wir eine fallübergreifende Excel-Tabelle, in der wir die einzelnen Gesprächspartnerinnen ebenfalls anhand ihrer Rahmendaten sowie zentralen Narrative auflisteten, um uns so einen Überblick über das gesamte Datenmaterial zu verschaffen. Auch informelle Gespräche mit Interviewpartnerinnen, etwa während projektbezogener Veranstaltungen, flossen in Form von Feldnotizen in den Datenkorpus mit ein, insofern dort Forschungsrelevantes zur Sprache kam. Nichtsdestotrotz bildeten die transkribierten qualitativen Interviews den größten Teil des Datenmaterials, weshalb ich den Transkriptionsprozess nachfolgend expliziter darstellen möchte.

Die Transkription als spezifische Methode der Übersetzung von Audiodaten in Schriftform stellt bereits eine erste Veränderung bzw. Interpretation der Primärdaten dar (Schmidt-Lauber 2007a, S. 181), da die »Reproduktion des Sprechvorgangs« (Sutter 2013, S. 127), oder in anderen Worten, das Vertexten von Gehörtem nur annäherungsweise gelingen kann. Es kommt dadurch immer zu »Differenzen«, die laut Sutter notwendigerweise mit einer »Bedeutungsverschiebung« einhergehen (ebd.). Meyer spricht in diesem Zusammenhang auch von der »Hervorbringung einer neuen Quelle« (Meyer 2017, S. 76). Dementsprechend sollte diese Übersetzungsleistung bereits im Vorfeld durchdacht und methodisch reflektiert werden (vgl. u. a. Sutter 2013, S. 121–142; Meyer 2017, S. 67–79). Es wird u. a. empfohlen, die Transkription der Interviews selbst durchzuführen (Schmidt-Lauber 2007a, S. 182). Erstens ermöglicht das »Dabei-Gewesen-Sein« ein unmittelbares Erkennen und Einordnen des Wesentlichen und gewährleistet damit eine Übersetzungsleistung gerade nonverbaler Kommunikation, wo sie denn für die Interpretation notwendig scheint. Zweitens kann der Transkriptionsprozess als gewinnbringender Analyseschritt fungieren. Bereits beim Transkribieren taucht die Forscherin tief ins Material ein, begibt sich durch die verlangsamte Geschwindigkeit in einen intensiven Modus des Zuhörens

und Verstehens, der begleitet durch die parallele Erstellung von Memos zu ersten Interpretationsansätzen führen kann.

In Anbetracht der knappen zeitlichen Ressourcen und der Fülle an Datenmaterial insbesondere im Kontext groß angelegter Forschungsprojekte ist es jedoch oftmals nicht möglich, diesen Ratschlag zu befolgen, sodass die Transkription des hier zugrundeliegenden Interviewmaterials auch ausgelagert und von einem professionellen Transkriptor durchgeführt wurde. Das in Absprache mit diesem festgelegte reduzierte Transkriptionssystem beinhaltet das Erfassen von Dialektmerkmalen sowie groben nonverbalen Äußerungen (Pausen, Lückenfüller, Satzabbrüche, Lachen etc.). Es gibt eine Bandbreite an Transkriptionssystemen mit je unterschiedlichen Regelwerken und Ansprüchen an Genauigkeit, wobei ein Standard bisher nicht existiert (Flick 2007, S. 379). Der Grad der Genauigkeit, das heißt beispielsweise, ob und wie Formen nonverbaler Kommunikation transkribiert werden, ist vielmehr eine Frage des Forschungsdesigns und hängt von der Fragestellung sowie der Auswertungsmethode ab. Im Gegensatz zur Linguistik, die ihren Fokus auf die Organisationsstruktur von Sprache richtet, rät Flick sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die Sprache als Medium zur Übermittlung von Inhalten zu nutzen und sich beim Transkribieren auf das Wesentliche zu beschränken. Er warnt davor, sich bei der Datenaufbereitung zu sehr im Detail zu verlieren, und plädiert dafür, die oftmals begrenzten zeitlichen Ressourcen vielmehr in die Interpretation der Daten zu investieren (ebd.). Auf eine feinteilige detaillierte Transkription verzichteten wir dementsprechend, da sich die Auswertung mittels einer Kombination aus offenem und theoretischem Kodieren (orientiert an der *Grounded Theory*) nicht auf Sprachlogiken richtete, sondern auf die inhaltliche Analyse längerer Sequenzen (ausführlich im nächsten Unterkapitel). Zeitnah nach den Gesprächen erhielten wir die vollständigen Transkripte und überprüften diese anhand der Vier-Augen-Methode (ebd.). Hierbei wird das Transkript von einer zweiten Person, im besten Falle der Interviewerin, bei zeitgleichem Hören der Audiodatei gelesen und überarbeitet. Diese in Fachkreisen empfohlene Technik der Fehlerreduktion hilft darüber hinaus nonverbale Äußerungen sowie die Intonation des Gesagten – wo nötig – zu ergänzen. So verleihen die Stimme bzw. der Ton dem gesprochenen Wort erst seine Bedeutung. Mit dieser Methode wurde letztlich versucht dem Nachteil entgegenzuwirken, das Transkript nicht selbst erstellt zu haben. Das Festhalten erster Memos und offener Codes ließ sich während der Vier-Augen-Methode ebenfalls gut praktizieren.

Die Transkription von Dialekt sowie Satzabbrüchen hielten wir zunächst für notwendig, um bei der Kodierung möglichst nahe am gesprochenen Wort zu bleiben. Im Laufe des Forschungsprozesses entschieden wir uns dafür, Dialektsprache, Füllwörter, Versprecher wie auch Auslassungen zu glätten, wenn sie für unsere Fragestellung keinen analytischen Mehrwert hatten. Diese leichten Anpassungen und Überarbeitungen dienten erstens der besseren Lesbarkeit von direkten Zitaten und zweitens der Vermeidung stereotyper und diskreditierender Assoziationen mit bestimmten Dialekten oder auch »gebrochener« Sprachmuster. Die Anonymisierung von Namen und sensiblen Daten zum persönlichen Schutz der Respondentinnen führten wir zeitnah nach der Transkription durch. Außerdem behielten wir uns vor, weitere Inhalte zu verfremden, insofern diese Rückschlüsse auf die Identität der Befragten zuließen.

Der so generierte Datenkorpus bestehend aus transkribiertem Interviewmaterial, Gesprächsprotokollen und Feldnotizen bildete die vertextete Grundlage des Analyseprozesses. Über das Gesprächsskript als »soziales Original« hinausgehend verstehe ich den Datenkorpus mit Silke Meyer daher als »selbstbewusste soziale Fiktion« (2017, S. 77), nicht zuletzt auch, da er im Sinne europäisch-ethnologischen\_ethnografischen Forschens soziale Wirklichkeit notwendigerweise immer aus der subjektiven Perspektive der Forschenden abbildet.

### 3.3.2 Kodieren und Auswerten – Zwischen rekonstruktiver Fallanalyse und fallübergreifenden Thesen

Mit Hilfe der Software MAXQDA<sup>92</sup> (Kuckartz et al. 2007) kodierten wir<sup>93</sup> die transkribierten Interviews. Die Auswertung erfolgte in Anlehnung an das Kodierverfahren der *Grounded Theory* (Strauss und Corbin 1996). Strauss und Corbin verstehen unter Kodierung jenen Vorgang, »durch den die Daten aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Art zusammengesetzt werden. Es ist der zentrale Prozeß«, so die Sozialforscher weiter, »durch den aus den Daten Theorien entwickelt werden« (ebd., S. 39). Die Kodierung verlief in mehreren sich teilweise überschneidenden Schritten.

---

<sup>92</sup> Ohne ein solches Kodierprogramm wäre die Menge an Daten nur schwer handhabbar gewesen.

<sup>93</sup> Für ihre zeitintensive Arbeit am Datenmaterial und Unterstützung beim Kodieren sei an dieser Stelle Marcia von Rebay herzlich gedankt.

Zunächst operierten wir mit thematischen Kodes. »Biografie« fungierte als Oberkategorie und wurde durch die Unterkategorien »Ausbildung«, »Erwerbsarbeit«, »familiäre Sorgetätigkeit« und »Renteneintritt« weiter untergliedert. Als weiteren Oberbegriff setzten wir außerdem »kompensatorische Kapitalien« im Sinne Bourdieus, die im Umgang mit Altersarmut nutzbar gemacht werden konnten und die anhand der verschiedenen Kapitalsorten (sozial, ökonomisch, kulturell) weiter unterteilt wurden. Diese an der übergeordneten Forschungsfrage orientierten Oberkategorien bildeten ein erstes grobes Kodiersystem. Kodiert wurden längere Textsegmente, die einem oder auch, entsprechend der Mehrdeutigkeit einer Aussage, mehreren thematischen Kodes zugeordnet wurden.

Parallel dazu kodierten wir offen, das heißt entlang des Materials, um die thematischen Kodes zu ergänzen und weiter auszdifferenzieren. Das offene Kodieren erfolgte zunächst anhand von Invivokodes (»mehr Geben als Nehmen«, »Angst nicht mehr zu können«), die wir im Verlauf des Kodierens sukzessive abstrahierten (»mütterliche Fürsorgepraktiken«, »affektive Verarbeitung«). Während des Auswertungsprozesses entstanden immer weitere Kategorien, die sich beim Kodieren verdichteten und auf neue zentrale Aspekte hinwiesen, woraufhin das gesamte Material erneut in Hinblick auf den jeweiligen Kode gelesen wurde. Anhand dieses induktiven hermeneutischen Vorgehens wurde demnach jeder Fall für sich stehend und stets im Abgleich mit dem restlichen Datenmaterial analysiert. Es entstand ein komplexes und ausdifferenziertes Codesystem, das über 100 Kodes beinhaltete und diese auf unterschiedlichen Ebenen hierarchisierte.

In einem weiteren Schritt folgte ein axialer Kodiervorgang. Hierbei wurden aus der Vielzahl an gewonnenen Kodes diejenigen ausgewählt, die zur weiteren Analyse weiterverfolgt werden sollten, um sie einer noch kleinteiligeren, wiederum offenen Kodierung zu unterziehen. Flick stellt als Problem der offenen Kodiermethode heraus, dass diese potenziell unendlich fortgesetzt werden kann (2007, S. 401). Zwar gebe es das Kriterium der theoretischen Sättigung, das als Entscheidungsgrundlage helfen kann, doch auch dieses Kriterium sei von der bis dahin entwickelten Theorie und damit wiederum von den Forschenden abhängig. Kurzum: Als pragmatische Lösung zur Auswahl von Achsenkategorien schlägt Flick vor, eine Prioritätenliste zu erstellen und nur diejenigen Kodes weiter auszuarbeiten, die sich am aufschlussreichsten darstellen und mit Blick auf die Fragestellung sinnig erscheinen (ebd.).

Dass diese Auswahl aber immer auch mit den thematischen und theoretischen Präferenzen der Forschenden wie auch deren kreativen Potenzialen einhergeht, will ich an dieser Stelle betonen. Denn anders als in manchen Methodenhandbüchern vermittelt wird, ist dem Auswertungsprozess immer auch etwas Chaotisches immanent. Kodieren bedeutet in der Praxis neben Momenten der Erkenntnis auch unorganisiertes Durcheinander, Zweifel und Verwerfungen – Kodieren ist also ein Vorgehen, das gerade nicht klar und systematisch abläuft und in der Theorie immer nur annähernd abgebildet werden kann. Die Forschenden gehen auf Entdeckungsreise, nicht wissend, was sie finden werden, umherwandernd im schier unendlichen Datenmaterial, immer auf der Suche nach Antworten; wobei sich selbst die dazugehörigen Fragen oft erst im Suchen auftun. Die hier vorliegenden Ergebnisse sind somit auch das Resultat eines innovativen und schöpferischen Prozesses: der kreativen und bis zu einem gewissen Punkt kollaborativen Arbeit am und mit dem empirischen Material.<sup>94</sup>

Mittels des dargestellten Kodiervorgangs und zirkulierend zwischen Einzelfall, Datenkorpus und Theorie traf ich letztlich die Entscheidung, die fallübergreifende Achsenkategorie »affektive Verarbeitung von Altersarmut« in meiner Arbeit tiefergehend ausdifferenzieren und in ihren Beziehungslogiken zu den übergeordneten Codes »Differenzen«, »Schweigsamkeiten« und »Verkörperungen« zu analysieren.<sup>95</sup> Im Rahmen dieser hierarchischen Setzung respektive Strukturierung befragte ich das Material nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden, nach spezifischen Mustern in subjektiven Deutungen, Narrativen und Praktiken, die sich abschließend zu einer These

---

94 Interessanterweise wird dem konkreten Auswertungsprozess des Datenmaterials in vielen kulturwissenschaftlichen Arbeiten im Rahmen einer doch relativ intensiven Methodenaufarbeitung wenig Platz eingeräumt. Die Befürchtung in der Praxis nicht »sauber« ausgewertet zu haben, könnte ein Grund dafür sein, hier nicht explizit ins Detail zu gehen, was auf einen immer noch währenden Anspruch hindeutet, vermeintlichen Objektivitätsstandards genügen zu wollen. Ich denke aber, dass es im Sinne der Transparenz und der Wissenschaftlichkeit wichtig ist, den Auswertungsvorgang gerade auch als »unsauberen« Prozess sichtbar zu machen, um nicht den Anschein zu erwecken, man arbeite hier mit schier unerreichbaren methodischen Ansprüchen. Für den produktiven Austausch zu diversen Kodiervorgängen, Auswertungsmethoden und praktischen Kniffen möchte ich mich bei Anja Decker bedanken, mit der ich im Wintersemester 2020/21 ein Methodenseminar an der Universität Basel leiten durfte. Für die methodologischen Diskussionen während der praktischen Arbeit am empirischen Material sei ebenso den Studierenden des Seminars gedankt.

95 Zu fallübergreifenden Analysen der Achsenkategorien »Wirtschaften« oder auch »Sorgen« siehe u. a. Götz und Schweiger (2018), Götz (2019a, S. 47–64).

verdichten ließen und entlang des jeweiligen Forschungsstandes diskutiert und kommentiert wurden. Die vorstrukturierten Gesprächsprotokolle, die wir gemäß dem sich weiterentwickelnden Codesystem kontinuierlich anpassten, dienten im Auswertungsprozess als Vergleichsfolie. Einzelne im Auswertungsprozess kodierte Aussagen konnten anhand der Gesprächsprotokolle darüber hinaus an den jeweiligen Fall rückgebunden werden, um so den Kontext des Zitats schnell erfassen zu können und einzelne Textpassagen nicht isoliert, sondern stets in Zusammenhang des jeweiligen Falls und seiner Entstehungssituation zu analysieren. Ein solches Vorgehen will der Gleichzeitigkeit von gemeinsamer struktureller Lage und biografischer Spezifik Rechnung tragen. Die fallübergreifenden Thesen sind damit immer auch das Ergebnis intensiver Arbeit am Einzelfall.

### 3.3.3 Das ethnografische Porträt: Eine analysegeleitete Schreibpraxis in dramaturgischem Format

Die analytische Rekonstruktion des Einzelfalls ist darüber hinaus auch eine zentrale Darstellungsweise der Ergebnisse. Dies gilt nicht nur für diese Arbeit, sondern kann als bewährte Verschriftlichungsform des Vielnamenfachs verzeichnet werden, wie ich mit Miriam Gutekunst an anderer Stelle herausgearbeitet habe (2017). Gerade weil das Porträtieren eine gängige aber theoretisch nicht standardisierte Schreibpraxis darstellt – so besticht das kulturwissenschaftliche Porträt mehr durch seine Mannigfaltigkeit denn durch seine Einheitlichkeit (ebd., S. 127) –, will ich im nächsten Punkt die Spezifika der »ethnografischen Porträts« dieser Arbeit vorstellen und methodisch reflektieren. Welche Fälle wurden porträtiert und was wird mit einem ethnografischen Porträt wie, das heißt in welcher Form abgebildet? Diese Fragen nach den Auswahlkriterien, dem Inhalt, der Textstruktur und letztlich auch der damit verbundenen Schreibhaltung leiten durch den nächsten Abschnitt.

Als Verdichtung von teilnehmender Beobachtung, Interviewmaterial, informeller Gespräche sowie Kontextinformationen präsentieren die ethnografischen Porträts ausgewählte Fälle. Gemeinsam im Team diskutierten wir die einzelnen Fälle und zentralen Narrative sowie Praktiken stets im Kontext des gesamten Samples, stellten sie gegenüber und entschieden anhand des Kriteriums der Vielschichtigkeit, welche Fälle anhand welcher Codes ausführlich rekonstruiert und analysiert werden sollen. Ziel war es,

die Pluralität subjektiver Narrative und Sinnzuschreibungen trotz gemeinsamer objektiver Lage abzubilden. Insgesamt entstand im Rahmen des Forschungsprojekts eine Sammlung von 18 ethnografischen Porträts (Götz 2019a, S. 93–260), die je unterschiedliche Aspekte fokussieren. Sechs davon bilden in vorliegender Arbeit den Ausgangspunkt und Einstieg in tieferführende Auseinandersetzungen mit den affektiven Verarbeitungsformen von Altersarmut. Sie behandeln Minderwertigkeitsgefühle und Einsamkeit, Kränkung, Mutterliebe, Kummer und Melancholie, Scham- und Schuldgefühle, existenzielle Ängste und Hoffnung sowie schließlich Verlusterfahrung und Resilienz. Im Wechselspiel zwischen biografischer Tiefenanalyse und fallübergreifender Auswertung richten sie den Blick zwar auf den Einzelfall, jedoch stets im analytischen Abgleich mit dem gesamten Sample. Die Auswahl der Fälle erfolgte aus einer »Weitwinkelperspektive« (Knecht 2013, S. 86), der »Kenntnis des Interviewmaterials« (Meyer 2017, S. 79) und dem »Kontextwissen« (ebd.) zu weiblicher Altersarmut. Die Analyse und Verschriftlichung der Einzelfälle ist folglich das Resultat eines fallübergreifenden Prozesses, der zwischen Spezifik und Verallgemeinerung vermittelt und Subjektivismus und Objektivismus zu überwinden sucht. Oder, wie Silke Meyer ihr fallanalytisches Vorgehen reflektiert: »Im Vordergrund der Analyse steht also das, was ihr zugleich allgemein und besonders ist« (ebd.).

Formal betrachtet stellt das ethnografische Porträt eine Mischform der textlichen Darstellungsweise der Studie »Das Elend der Welt« dar: Während Bourdieu und sein Team wie auch das deutsche und österreichische Nachfolgeprojekt einer strikten Abfolge von kontextualisierendem Kommentar der Interviewer\*innen und Transkriptausschnitt pro Fallanalyse folgten (und mehr Gewicht auf die Anordnung der einzelnen Fälle legten), führt das ethnografische Porträt diese beiden Textbausteine zusammen und verknüpft O-Ton, Kontextwissen und deskriptiv-kommentierende Fragmente entlang einer erzählerischen Dramaturgie. Unter Rückgriff auf journalistische Schreibtechniken (Gutekunst und Rau 2017, S. 127 f.) wollen sie entlang eines Spannungsbogens die Lebenswelten der Protagonistinnen nahbar und eindringlich wiedergeben. Die Erzählungen folgen zwar in sich einem sogenannten roten Faden. Dieser ist jedoch für jedes einzelne Porträt spezifisch konzeptionalisiert worden und präsentiert verschiedene Aspekte der Lebenswelt in einer jeweils konkreten Reihenfolge. Strukturleitend können beispielsweise markante Stationen des Lebensverlaufs sein. Als roter Faden fungiert dann die Biografie der Protagonistin und die Geschichte entfaltet sich vor einem zeitlichen Horizont. Es können aber

auch der Interviewverlauf oder thematisch wiederkehrende Lebensthemen den Erzählrahmen setzen. Jedes Porträt erhielt dadurch sein eigenes Gesicht, jede Geschichte ihren eigenen Spannungsbogen, je nachdem welche Textstruktur sich im kreativen Schreibprozess als dramaturgisch sinnvoll anbot. Die finalen ethnografischen Porträts ließen wir in einem letzten Schritt von den Gesprächspartnerinnen lesen und für die Veröffentlichung freigeben. Dieser Schritt war in manchen Fällen insofern erkenntnisfördernd, als es im Abgleich von Selbst- und Fremdwahrnehmung zu weiteren Gesprächen und Verhandlungen mit den Respondentinnen kam, die dazu führten, Interpretationsansätze zu überdenken oder weiter zu vertiefen. Die vielfältigen dramaturgischen Erzählweisen<sup>96</sup> haben den Vorteil, dass die Leser\*innenschaft möglichst tief in den jeweiligen Fall eintauchen und die Perspektive der Protagonistinnen einnehmen kann. Diese Nahbarkeit macht das ethnografische Porträt damit auch für ein Publikum fernab der *scientific community* zugänglich. Es fungiert letztlich als Medium im Dienste engagierter Wissenschaft, die ihre Erkenntnisse über disziplinäre und Wissenschaftsgrenzen hinausgehend teilen möchte (Gutkunst und Rau 2017, S. 134–136) (3.1.1).<sup>97</sup>

Zusammenfassend wollen die ethnografischen Porträts den Befragten eine Stimme geben und es den Leser\*innen ermöglichen sich in die Akteurinnen hineinzusetzen. Anhand biografischer Rekonstruktion soll ein tieferes Verständnis subjektiver Wahrnehmungs- und Deutungsmuster gelingen, das die Einordnung des subjektiven »Standpunkts« ermöglicht. In ethnografischer Manier soll zudem all jenes eingefangen und greifbar gemacht werden, das nicht direkt gesagt wurde, den Raum und das Situative jedoch mitkonstruiert (3.2.6). Gleichzeitig – und hier kommt die verobjektivierende Perspektive ins Spiel – wollen die Porträts die Akteurinnen sich nicht selbst überlassen und sie für ihr Deuten und Handeln ins Gericht nehmen, sondern auch ihren objektiven Standpunkt, ihre gesellschaftliche Positionierung sichtbar machen, konkret die subjektiven Deutungs- und Handlungsmuster in ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit darstellen. Die ethnografischen Porträts als Produkt einer analysegeleiteten Schreibpraxis

---

<sup>96</sup> Siehe hierzu die 18 ethnografischen Porträts in der Projektpublikation »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen« (Götz 2019a, S. 93–260).

<sup>97</sup> Mithilfe der ethnografischen Porträts konnten wir die Forschungsergebnisse mehrfach ins Feld zurückzuspielen, so geschehen etwa am 23. September 2019 bei der Präsentation der Projektpublikation (Götz 2019a) in der Münchner Volkshochschule oder auch am 15. Oktober 2019 bei einer Lesung im Rahmen der Münchner Woche für seelische Gesundheit im ASZ Maxvorstadt.

in dramaturgischem Format, wie sie in diversen Projektpublikationen als Teilergebnisse veröffentlicht wurden (u. a. Gajek 2019b, Gajek et. al 2018, Götz 2019a, 2019b, Götz und Schweiger 2018) fungieren auch in dieser Arbeit als Interpretationsangebote und bilden die empirische Grundlage für die weiterführende Frage nach dem Affektregime weiblicher Altersarmut. Jedes der hier folgenden sechs Porträts stellt dabei eine andere affektive Form der Armutsverarbeitung ins Zentrum der Analyse. Diese sind jedoch nicht beliebig, sondern decken die Pluralität gesellschaftlicher Affekte ab, die durch Armutserfahrungen erzeugt werden, ohne dabei einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Die empirische Analyse zeigt darüber hinaus zentrale affektgeleitete Handlungsstrategien auf den Ebenen des Vergleichens, des Schweigens und der Körperarbeit. Diese strukturieren die folgenden Ausführungen, die sich in drei große Kapitel gliedern. Jeweils zwei Porträts werden unter der Klammer »Differenzen«, »Schweigsamkeiten« und »Verkörperungen« gefasst, um dem Zusammenhang zwischen Affekt und Handlungsmacht nachzuspüren und letztlich eine Antwort darauf zu finden, wie die herausgearbeiteten Affekt-Handlungs-Logiken in ihrem Wechselspiel mit gesellschaftlichen Strukturen einzuordnen sind. Die in den analytischen Kapiteln generierten Thesen werden abschließend zusammengeführt und hinsichtlich des übergeordneten Forschungsziels und epistemologischen Mehrwerts beleuchtet. Zunächst aber geht es im nächsten Kapitel um Minderwertigkeitsgefühle, Einsamkeit und Kränkung und darum, wie diese Affekte vor dem Hintergrund relationaler Verhältnisse erzeugt sowie u. a. durch Praktiken der Abgrenzung bearbeitet werden.



## 4. Differenzen

### 4.1 Minderwertigkeitsgefühl und Einsamkeit

#### 4.1.1 »Und somit ist der Traum geplatzt. Und das heißt, mindestens lebenslänglich verkaufen« – Ethnografisches Porträt<sup>98</sup>

*»Wer ich bin? Ich bin nichts. Ich bin immer nichts. Ich bin also Jolanda Fischer, ja? [...] Und wer bin ich? Ich bin schon 61 und ich versuche [zu] überleben, sage ich mal, ohne Hilfe vom Sozialamt und so Sachen, ja.«*

Mein Handy vibriert. Der Name Jolanda Fischer erscheint auf dem Display. Sie sagt unseren Interviewtermin ab. Es gehe ihr heute nicht gut. Sie fragt, ob wir den Termin nicht verschieben könnten. Wir stehen seit einiger Zeit in SMS- und Telefonkontakt und versuchen, einen Termin für ein weiteres Interview in ihrer Wohnung zu vereinbaren. An ihrem Arbeitsplatz – bei Wind und Wetter ist dieser die Straße – durfte ich sie bereits besuchen. Doch immer wieder müssen wir unser nächstes Treffen verschieben. Einmal sind es unerwartete Arzttermine, die dazwischenkommen, ein anderes Mal der zeitliche Druck, noch länger zu arbeiten, um annähernd ihren monatlichen finanziellen Bedarf zu decken. Nur der Ton ihrer Stimme ist immer gleich traurig und frustriert, man müsse ja irgendwie weiterleben. Dieses Mal, anfang Juli 2015, ist es ein Rohrbruch in der Wohnung, der sie dazu veranlasst, unseren Termin zu verschieben. Zunächst denke ich, es sei ihr unangenehm, mich in die beschädigte Wohnung einzuladen, und dass sie

---

<sup>98</sup> Das nachfolgende ethnografische Porträt ist eine leicht überarbeitete Fassung des Textes »Ohne Hilfe vom Sozialamt« – Arbeiten, lebenslang« (Rau 2019b), der erstmals im Sammelband »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen« (Götz 2019a) erschienen ist. Das Porträt basiert auf einem Interview, das ich mit Jolanda Fischer am 13.07.15 an ihrem Arbeitsort geführt habe sowie weiteren informellen Telefonaten.

unser geplantes Treffen wohl erst abhalten möchte, nachdem die Reparaturen abgeschlossen sind. Doch dann erklärt sie mir, ich solle zeitgleich mit den Handwerkern in die Wohnung kommen, so müsse sie nur einmal zu Hause bleiben und hätte damit nur einen Arbeitsausfall.

Wie die meisten hat Jolanda Fischer sich das Älterwerden anders vorgestellt, auf jeden Fall ruhiger. Zum Zeitpunkt unserer ersten Gespräche 2015 ist sie von Montag bis Samstag, sechs Tage die Woche, damit beschäftigt, ihr finanzielles Überleben zu sichern. Staatliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen, kommt für sie nicht in Frage. An ein Leben im Ruhestand ist nicht zu denken: »Das Ende vom Berufsleben ist nicht da, eigentlich.« Sie schuftet täglich, um sich selbst über Wasser zu halten, bis jetzt erfolgreich, dennoch spiegelt ihr Selbstbild eine andere Realität des Scheiterns.

Jolanda Fischer ist 1954 in einer kleinen polnischen Stadt geboren und dort aufgewachsen. Nach ihrer Heirat zog sie nach München, in die Geburtsstadt ihres Mannes. Dort lebten sie mit den zwei gemeinsamen Kindern sowie dem Sohn des Mannes aus erster Ehe. Schon früh wollte sie sich trennen, doch dem Stiefsohn zuliebe blieb sie weitere vier Jahre, bis dieser volljährig war, um ihm einen Heimaufenthalt zu ersparen. Nach der Scheidung war sie es, die das Sorgerecht und auch die finanzielle Verantwortung für die zwei gemeinsamen Kinder, damals neun und sechs Jahre alt, übernahm. Die Alimente ihres geschiedenen Mannes trafen jedoch eher gelegentlich als regelmäßig auf ihrem Konto ein. Jolanda Fischer begann zunächst in der Kosmetikabteilung eines großen Kaufhauses zu arbeiten. Diese Tätigkeit gefiel der Alleinerziehenden gut, war aber nicht mit der Betreuung der Kinder zu vereinbaren. Unter der Woche kamen diese zwar in einem Hort unter, das Kaufhaus war jedoch sechs Tage die Woche geöffnet und von Jolanda Fischer wurde erwartet, auch samstags zu arbeiten.

*»Und dann war praktisch am Samstag für mich der schlimmste Tag, weil die sind dann, plötzlich waren die bei mir im Geschäft, die haben die Wohnung verlassen und sind praktisch herumgelaufen. Ich habe nicht gewusst, was die tun, was die machen, was passiert oder so. [...]. Und dann passiert was und dann werde ich als Alleinstehende gleich vom Jugendamt gerufen.«*

So musste Jolanda Fischer die Stelle wieder kündigen. Sie suchte weiter und fand schließlich eine Anstellung im Lagerbereich eines großen Modehauses. Diese Tätigkeit entsprach ihr nicht ganz: Jolanda Fischer hatte den Kundenkontakt im Kaufhaus geliebt, das geschäftige Treiben, den Duft und die bunten Farben von Nagellacken und Rouge; nun war sie täglich acht Stunden in Gesellschaft weniger Kollegen und Kolleginnen damit beschäftigt, Klei-

dungsstücke in Kartons zu sortieren. Der Arbeitsort war eine dunkle Lagerhalle, um sie herum Gabelstapler und eine Vielzahl an tristen Kartons und Verpackungsmaterial. Auch wenn dies alles nicht vergleichbar mit dem alten Job war, so hatte sie doch ein monatliches, wenn auch geringes Einkommen, konnte täglich übriggebliebenes Essen aus der Kantine mit nach Hause nehmen, am Wochenende hatte sie frei und an Weihnachten gab es sogar kleine Geschenkpakete für ihre Kinder; zumindest in den ersten Jahren ihrer Anstellung. Irgendwann schrieb das traditionsreiche Modehaus rote Zahlen und es kam zu Rationalisierungsmaßnahmen. Nach 17 Jahren wurde Jolanda Fischer gekündigt, neben einer Reihe weiterer älterer und langjähriger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter: »Ja, und dann habe ich, da war ich praktisch auf der Straße, ich sage einmal so, ohne Arbeit.«

Jolanda Fischer war nun Ende vierzig, ihre Kinder bereits erwachsen und aus dem Haus. Die Kündigung versetzte sie regelrecht in einen Schockzustand. Die ersten Monate war sie wie gelähmt. Sie konnte und wollte nicht glauben, nach einer so langen Zeit in die Arbeitslosigkeit entlassen worden zu sein. Bereits damals sah sie ihren Ruhestand bedroht. Aber sie wollte nicht aufgeben, wollte die Kontrolle über ihr Leben zurückgewinnen, meldete sich arbeitssuchend und fing an, viele Bewerbungen zu verschicken. Monate vergingen, doch ihre Situation blieb unverändert. Sozialhilfe wollte sie trotzdem auf keinen Fall beantragen:

*»Dann werden die Kinder belangt. Und die werden, obwohl die eigentlich auch nichts haben, irgendwie [nur] so[viel], dass die [davon] leben [können]. [...] Ja, die sollen nicht denen etwas wegnehmen. Wenn ich krank bin, also ganz krank bin, dass ich nicht mehr aufstehen kann oder dass ich, dann werden die angeschrieben, dann müssen die irgendwie. Aber dann ist es wieder anders, als wenn man noch kann irgendwie und, ja.*

Dass ihre Kinder für ihre Lebenssituation in die Pflicht genommen werden, wollte sie unbedingt vermeiden, zumal diese selbst ein bescheidenes Leben führten. Der eine Sohn war geschieden und konnte gerade den Unterhalt für seinen Sohn, Jolanda Fischers Enkelkind, aufbringen. Jolanda Fischer ging aus diesen moralischen Bedenken heraus also nicht zum Sozialamt, sondern versuchte weiter allein und selbsttätig Arbeit zu finden.<sup>99</sup>

<sup>99</sup> Dass die Kinder bei Sozialleistungs-Bezug der Eltern in die Pflicht genommen werden, ist nur unter bestimmten Bedingungen der Fall und hängt u. a. von deren eigenem Einkommen ab. Bei Jolanda Fischers Kindern scheint das sehr unwahrscheinlich, da diese laut ihren Aussagen selbst am Existenzminimum leben. Wie stark sich Ängste, etwa davor, dass die Kinder ganz generell und pauschal in die Pflicht genommen werden, auf das Handeln der Betroffenen auswirken, zeigt

Als ich Jolanda Fischer an ihrem heutigen Arbeitsplatz für unser erstes Interview treffe, herrscht um uns herum reges Treiben, wie damals im Kaufhaus, in dem sie vor so langer Zeit ihre Kundinnen kosmetisch beriet. Tatsächlich befinden wir uns nur einige Gehminuten von diesem entfernt, jedoch draußen, in der Fußgängerzone. Jolanda Fischer ist zu diesem Zeitpunkt, im Jahr 2015, 61 Jahre alt. Eine kleine Person mit Kurzhaarfrisur, gepflegter glatter Haut, weißem Poloshirt, heller figurbetonter Dreiviertel-Hose und flachen beigen Halbschuhen inmitten vieler Menschen, die geraden Blickes an ihr vorbeihasten und sie meist ignorieren. Sie scheint nicht richtig ins Bild zu passen: In ihrem Auftreten verkörpert sie immer noch die Kosmetikverkäuferin; das Produkt, das sie anpreist, ist jedoch ein anderes geworden. Sie steht dort, auf der einen Seite ein kleiner Dreibeinhocker, für den Fall, dass ihre Beine vom vielen Stehen müde werden, auf der anderen ein Einkaufstrolley, von Montag bis Samstag, meist von 11 bis 19 Uhr, eine Straßenzeitung in der Hand haltend, in der Hoffnung, möglichst viele Exemplare zu verkaufen. Der Lohn der Verkäuferin basiert nicht auf der Anzahl der gearbeiteten Stunden, sondern auf der verkauften Stückzahl. Zwei Zeitungen wird sie während der einen Stunde verkaufen, in der ich dort neben ihr stehe und sie mir von ihrem Leben erzählt.

Nachdem Jolanda Fischer gekündigt wurde, kam ihr nach Monaten der aussichtslosen Jobsuche eines Tages die Idee, sich bei der lokalen Straßenzeitung zu melden. Zunächst fragte sie, ob sie im Büro aushelfen könnte, doch dort gab es keine Stelle. Gerne könne sie aber Zeitungen verkaufen, hieß es. Jolanda Fischer erinnert sich genau, wie schwer es ihr fiel, sich das erste Mal mit der Zeitung in der Hand auf die Straße zu stellen:

*»Ja, das war für mich sehr schlimm. Ich habe mich eigentlich auch so ein bisschen geschämt, weil ich war immer angestellt, [...], aber mit dem zeigt man den Leuten, dass man praktisch irgendwo Probleme hat.«*

Die ersten vier Tage seien die schlimmsten Tage ihres Lebens gewesen. Nach ihren schlechten Erfahrungen bei der Arbeitssuche schien es jedoch die einzige Möglichkeit zu sein, weiterhin selbstständig ein Einkommen zu erzielen. Und trotz der stigmatisierenden Tätigkeit machte es sie gleichzeitig auch zufrieden, es aus eigenen Stücken geschafft zu haben:

---

nicht nur dieser Fall. Gerade im Kontext von Mutterschaft affiziert das für viele Bürgerinnen und Bürger undurchsichtig Sozialgesetz in besonderer Weise (5.1).

*»Dann haben auch viele Leute gesagt, ich soll stolz sein, weil ich es selber schaffe. Dann war ich, das war praktisch so halb und halb, ja, sich freuen oder sich nicht freuen. Ja aber freuen schon, dass ich das so geschafft habe. So innerlich schon, ja.«*

Außerdem hatte Jolanda Fischer einen konkreten Plan: Während sie weiter nach einer anderen Stelle suchte, wollte sie sich mit dem Zeitungsverkauf über Wasser halten, eine Übergangslösung sozusagen. Doch aus diesem Plan wurde nichts.

*»Ich habe mich beworben auf die unmöglichsten Stellen. Ich habe mich im Friedhof beworben. Oder ich habe mich beworben an der Baustelle sogar. [...] Wenn ich mich beworben habe, dann habe ich geschrieben, dass ich arbeite [...], also Zeitungen verkaufe, dann habe ich gemerkt, dass das nicht gut ist für die Bewerbung.«*

Immer wieder musste sie vermuten, dass sie gerade wegen des Verkaufs der Straßenzeitung abgelehnt wurde. Drogen- und Alkoholmissbrauch oder eine kriminelle Vergangenheit wurden ihr aufgrund ihrer Tätigkeit nachgesagt, stigmatisierende Bilder und Stereotype, gegen die Jolanda Fischer bei potenziellen Arbeitgebern ankämpfen musste und die zunehmend auch ihr Selbstwertgefühl schmälerten. Sie überlegte, ihre Tätigkeit zu verschweigen, doch entschied sich letztlich dagegen, aus Angst im Nachhinein *»aufzufliegen«* und erneut gekündigt zu werden.

Irgendwann hörte Jolanda Fischer auf, nach einer anderen Tätigkeit zu suchen, hatte sich mit dieser arrangiert. Zu ihren besten Zeiten verkaufte sie durchschnittlich 600 Exemplare im Monat. Circa einen Euro pro Zeitung erhält die Verkäuferin vom Verkaufspreis, wobei manche Käuferinnen und Käufer etwas mehr bezahlen. Doch zunehmende Rückenbeschwerden und Nierenprobleme, das lange Stehen und eine wachsende Konkurrenz durch andere Verkäufer oder Bittsteller auf der Straße führten über die Jahre dazu, dass Jolanda Fischer immer weniger Zeitungen losbrachte. Einer ihrer Kunden gab ihr den Ratschlag, einen Antrag auf Erwerbsminderung zu stellen, was ihr gelang.

Im Jahr 2015 bezog sie circa 600 Euro volle Erwerbsminderungsrente. Diese stockte sie weiterhin mit dem Zeitungsverkauf auf, auch wenn es meist nur noch 200 Zeitungen pro Monat waren, die sie loswurde. Wer eine volle Erwerbsminderungsrente bezieht, darf hinzuverdienen, jedoch nicht mehr als 450 Euro monatlich. Von dieser Hinzuverdienstgrenze war Jolanda Fischer weit entfernt. Nach Abzug der Miete von rund 500 Euro und weiterer Fixkosten blieb ihr auf der Basis ihrer Erwerbsminderungsrente nicht genug zum Überleben. Und auch trotz der Zuarbeit reichte das Gesamtein-

kommen, das sich nur schätzen lässt, aber bei 200 verkauften Zeitungen im Monat noch deutlich unter 1000 Euro gelegen haben dürfte, kaum aus:

*»Strom, Fernsehgebühren, Krankenversicherung geht ab für die Zähne. Und Haftpflichtversicherung hat man auch noch, wenn man das so berechnet pro Monat, was das kostet. Was habe ich noch? Hausrat auch, falls etwas passiert. Ja, Mieterverein bin ich auch [...] Und, ja. Und das summiert sich alles zusammen und was bleibt da dann? Und dann hatte ich da Minus sogar, ja, und deswegen verkaufe ich.«*

Erst in einem unsere letzten Gespräche im Jahr 2018 klärte sich, dass sie zur Aufstockung dieses Einkommens unterhalb der Armutsgrenze eigentlich längst auch Grundsicherung bei Erwerbsminderung hätte beantragen können und dass ihre Ängste, dass dann die Kinder vom Sozialamt belangt würden, ziemlich sicher in ihrem Fall unbegründet sind. Jolanda Fischer hatte dies bislang nie in Erwägung gezogen, sondern stets weiter versucht, die Einkommenseinbußen aufgrund der weniger gewordenen Zeitungserverkäufe durch eine noch sparsamere Lebensweise aufzufangen:

*»Also ich schneide meine Haare selber. [...] Und dann tue ich nicht rauchen, ich gehe nicht fort, meine ich so zum irgendwo essen oder so etwas. [...] Ich habe meine Möbel, die ich zuhause habe, die habe ich noch von den Zeiten von der Lagerhalle, ja. Kleidung, ich sage ihnen, ich habe so viel Kleidung von Leuten. [...] Ich kann zuhause überleben, sage ich so. [...] Aber dann darf ich nicht mal rausgehen, so. Kann ich schon, aber dann muss ich lernen, in Schaufenster zu gucken oder im Regal zu gucken und sagen, ich kann das jetzt auch, ja, also kein Problem, aber dann muss ich noch mehr sagen: »Nein, das kannst du nicht haben. Du kannst dir nicht Kaffee kaufen, weil du hast zuhause ein Paket Kaffee für vier Euro, davon kannst du 30 Kaffee machen und die machst du dir zuhause, aber du kaufst dir nicht einen für zwei Euro da.«*

Außer diesen Formen der Selbstkasteiung erschien Jolanda Fischer nur noch eine Möglichkeit gangbar, um ihre Existenz eigenständig zu erhalten: Sie machte sich daran, eine noch günstigere Wohnung zu finden. Doch auch hierbei litt sie unter dem Stigma ihres Jobs. Ihre Wohnungssuche blieb, zumal im teuren München, wo es schon länger kaum noch Wohnungsneuvermietungen unter 500 Euro Miete geben dürfte, erfolglos; wieder blieb das Gefühl, nichts wert zu sein. Ihr Alter hatte sich Jolanda Fischer anders vorgestellt. Sie erinnert sich an vergangene Träume aus der Zeit, als sie noch eine feste Anstellung hatte:

*»Da habe ich noch schöne Gedanken gehabt, wenn ich mal in die Rente komme, dann könnte ich noch einmal leben, könnte ich meinen Hobbys nachgehen und könnte ich das Altwerden, falls man gesund noch soweit ist, genießen, [...] vielleicht ein kleines Baby hüten und spazieren gehen.«*

Sie träumte davon Großmutter zu sein und auf ihr Enkelkind aufzupassen. Auch dieser Traum scheint verloren. Mit den beiden Söhnen steht sie kaum in Kontakt, auch wenn sie sich dies anders wünschen würde, diese müssten jedoch sehr viel arbeiten. Die Ex-Schwiegertochter ist nach der Scheidung von Jolandas Sohn in die Schweiz gezogen. Nach der Trennung habe Jolanda Fischer ihr Enkelkind nicht mehr gesehen. Jetzt ist sie enttäuscht und verärgert darüber, dass ihre Erwartungen und Vorstellungen nicht wahr geworden sind; darüber, dass sie weder ihre Kinder noch ihr Enkelkind regelmäßig trifft, dass die Mieten zu hoch sind und dass die Renten heutzutage nicht ausreichen. Dass sie nun schon seit längerer Zeit eine volle Erwerbsminderungsrente bezieht, schmälert ihre Altersrente von Jahr zu Jahr. Irgendwie hofft sie, trotzdem noch ohne staatliche Unterstützung selbstständig zu überleben, auch wenn sie einer düsteren Zukunft entgegeblickt:

*»Und somit ist der Traum [geplatzt], schön gemütlich mit der Rente zuhause hocken und vielleicht regelmäßig einen Spaziergang machen oder irgendwo vielleicht einmal im Monat vielleicht rausfahren [...] Und, ja, zuhause bleiben ist mit der kleinen Rente, ist nicht so gut. Und das heißt, vielleicht [...] mindestens lebenslänglich verkaufen.«*

Sommer 2018, wieder vibriert mein Handy und der Name Jolanda Fischer erscheint auf dem Display. Seit unserem ersten Treffen sind inzwischen drei Jahre vergangen. Sie ruft mich zurück, nachdem ich versucht hatte, sie zu erreichen, um mich zu erkundigen, wie es ihr mittlerweile ergangen sei. Ihre Situation habe sich drastisch verschlechtert, berichtet sie mir. Wieder versuche ich, zeitnah einen Interviewtermin mit ihr zu vereinbaren, doch vergeblich. Diesmal ist die Unmöglichkeit einer weiteren Begegnung dem Umstand geschuldet, dass sie nicht mehr in München wohnt. Vor circa einem Jahr habe der Vermieter Eigenbedarf angemeldet und sie musste ihre Wohnung räumen. Sie habe alles versucht, um eine neue Bleibe zu finden, über den freien Wohnungsmarkt, über ihren Arbeitgeber, über das Münchner Amt für Wohnen und Migration, doch ihre Suche sei weiterhin erfolglos gewesen. Schon vor der Kündigung des Mietvertrages sei sie beim Wohnungsamt gewesen und habe einen Wohnberechtigungsschein erhalten, um sich für Sozialwohnungen zu bewerben. Doch auch darüber fand sie nichts, es gebe einfach nicht genug Wohnungen. Die vom Wohnungsamt angebotenen Notunterkünfte – ein Frauenhaus oder eine Unterkunft für Geflüchtete – schlug sie aus, aus Angst, durch die damit verbundene Stigmatisierung nie wieder eine eigene Wohnung mieten zu können. Eventuell hätte das jedoch ihre Chancen auf eine Sozialwohnung in München mittelfristig erhöht. Damals sah Jolan-

da Fischer jedoch nur mehr zwei Möglichkeiten, entweder in die Obdachlosigkeit zu gehen oder die Stadt zu verlassen.

Nun lebt Jolanda Fischer also 150 Kilometer entfernt von München in einer Kleinstadt, in der sie schließlich ein Einzimmerapartment bekommen hat. Dort gibt es keinen Aufzug, den sie aufgrund zunehmender körperlicher Beschwerden eigentlich dringend benötigen würde. Sie sei dort zudem beißenden Gerüchen ausgesetzt, die Allergien bei ihr auslösten. Auch die ärztliche Versorgung sei dort nicht so gut wie in München, aber sie habe zumindest ein Dach über dem Kopf. Sie steht weiterhin mit dem Münchner Amt für Wohnen und Migration in Korrespondenz, auch wenn dieses durch den Ortswechsel nicht mehr für sie zuständig ist. Immer noch fassungslos kämpft sie weiterhin dafür, in die Stadt zurückzukehren, in der sie die meiste Zeit ihres Lebens verbracht hat: »Nach 40 Jahren wurde ich einfach aus meiner Stadt geworfen.« Dort kenne sie sich aus, dort sei sie sozial verwurzelt, habe ihre Ärzte und ihren Sohn, der ihr im Notfall schnell zur Hilfe kommen könnte. Jetzt sei sie ganz alleine. Den Zeitungsverkauf habe sie aufgrund des Umzugs aufgeben müssen. Momentan halte sie sich noch ausschließlich mit der Erwerbsminderungsrente über Wasser, was aufgrund der nun geringeren Mietkosten von 280 Euro gerade so möglich sei. Essen hole sie von der Tafel. Den Zug nach München könne sie sich nicht leisten. Jetzt, wo sie den Zeitungsverkauf durch ihren Umzug ohnehin habe aufgeben müssen und sich halbwegs sicher sei, dass ihre Kinder nicht für sie in die Pflicht genommen werden, wolle sie doch einen Antrag auf Grundsicherung bei Erwerbsminderung stellen. Dass sie im Grundsicherungsbezug nichts hinzuverdienen darf, ist für die 64-jährige inzwischen mangels Möglichkeiten und aufgrund ihres Gesundheitszustandes sekundär geworden. Mit der Aufstockung durch Grundsicherung wird sie dann finanziell ein wenig bessergestellt sein. Ob das für einen Rückzug nach München reicht, bleibt fraglich, auch wenn sie weiterhin alles dafür tun werde. Jolanda Fischer ist verzweifelt, sie ist in eine Sackgasse geraten. Eigentlich wollte sie alles richtigmachen, niemanden belasten und blieb deshalb lange Alleinkämpferin. Jetzt weiß sie nicht mehr weiter, ich auch nicht. Wir legen auf.

#### 4.1.2 Weibliche Selbstverhandlungen an der Grenze der Anerkennung

Zentral in Jolanda Fischers Lebensgeschichte ist das permanente Scheitern und der Kampf um gesellschaftliche Zugehörigkeit und Anerkennung. Ent-

wertung bildet das Zentrum ihrer »narrativen Identität«<sup>100</sup>, verstanden als »textuelles Phänomen«, das »keinen unveränderlichen Tatbestand und keine feststehende Eigenschaft einer Person [bildet]«, sondern im situativen Prozess des Erzählens hergestellt wird (Richter 2018, S. 125). Ihre Biografie erzählt sie vordergründig als Abstiegs Geschichte. Diese strukturiert sich entlang von Erfahrungen der Ausgrenzung und Stigmatisierung, die sie insbesondere über Lohnarbeit verhandelt. Arbeit ist für Fischer mit bestimmten moralischen Werten und Vorstellungen verbunden, die jedoch institutionell immer wieder in infrage gestellt werden – nicht zuletzt durch das gebrochene Versprechen eines wohlverdienten Ruhestands. Die Gesprächspartnerin war zum Zeitpunkt des Interviews 61 Jahre alt. Ihr monatliches Einkommen generierte sie zunächst über den Verkauf von Straßenzeitungen, später über eine Erwerbsminderungsrente. Spezifisch an diesem Fallbeispiel ist, dass sich die Gesprächspartnerin noch nicht im Ruhestand befindet, sich aber als altersarme Ruheständlerin antizipiert. Ihr Lebensverlauf weicht von einer weiblichen Normalbiografie ab, insofern sie trotz Kindern kontinuierlich erwerbstätig war. Dem Arbeiter\*innenmilieu zugehörig, war es ihr und ihrer Familie trotz des damals vorherrschenden bürgerlichen Leitbilds der Hausfrau und Mutter zunächst nicht möglich alleine vom Lohn des Ehemanns zu leben. Später als Alleinerziehende war sie mehr denn je auf ein eigenes finanzielles Auskommen angewiesen. Dementsprechend bedeutsam ist die Lohnarbeit in ihrem Selbstbezug. Diese zeigt sich in diesem Fallbeispiel als Erfahrungsraum struktureller Diskriminierung sowie gesellschaftlicher Marginalisierung und gleichzeitig als potenzielle Quelle monetärer und gesellschaftlicher Anerkennung.

Anerkennungsverhältnisse lassen sich mit Axel Honneth modellhaft (und hier verkürzt dargestellt) anhand von drei Stufen beschreiben, wobei sich diese wechselseitig bedingen. Soziale Anerkennung ist vermittelt über Liebe, Recht und Solidarität (Honneth 2003).<sup>101</sup> Die Institutionen, in denen Anerkennung realisiert wird, sind entsprechend zu den drei Anerkennungsmodi die Familie, die bürgerliche Gesellschaft bzw. der Sozialstaat, sowie die Erwerbsarbeit. Stephan Lessenich fasst den modernen Wohlfahrtsstaat als

---

100 Zum Begriff der »narrativen Identität« siehe ausführlich Richter (2018, S. 124–126) sowie Lucius-Hoene und Deppermann (2004).

101 Für eine kritische Einordnung siehe ausführlich Lessenich (2007), für eine heuristische Adaption und ein analytisches Programm siehe Richter (2018), für eine politisch-philosophische Kontroverse Fraser und Honneth (2021).

»institutionalisierte Ordnung gegenseitiger Anerkennung« (Lessenich 2007, S. 151). Er stellt fest, dass sich dieser mit seiner erwerbszentrierten Absicherungsarchitektur vor allem entlang der Dimensionen des Rechts und der Solidarität entfaltet (ebd., S. 160 f.). Konkret bedeutet das Folgendes: Personen erhalten erstens kognitive Achtung des Sozialstaats. Mittels bestimmter Rechtsverhältnisse wird ihnen formale Autonomie zuteil. Im gegenteiligen Sinne werden sie von bestimmten Rechten ausgeschlossen, beispielsweise vom Recht auf eine absichernde Rente oder das Recht auf Wohnen. Altersarmut ist, anerkennungstheoretisch gesprochen, somit die institutionalisierte sozialstaatliche Missachtung des Rechts auf einen erwerbsentpflichteten Ruhestand. Subjekte erfahren zweitens soziale Wertschätzung für individuelle Eigenschaften und Besonderheiten vermittelt über die Erwerbsarbeit. Räumlich konstituiert sich diese innerhalb einer bestimmten Wertegemeinschaft. Die Missachtung sozialer Wertschätzung erfolgt in Form von Entwürdigung und Beleidigung. Der Ausschluss aus der Erwerbsarbeitsphäre aufgrund Eigenschaften wie Alter oder Geschlecht oder auch die Ausübung stigmatisierender Tätigkeitsformen wie beispielsweise der Verkauf von Straßenzeitschriften wirken dann subjektiv entwürdigend.<sup>102</sup>

Jolanda Fischer plausibilisiert ihre gegenwärtige soziale Positionierung am Rande der Gesellschaft und den Verlust ihrer Zukunftserwartung anhand der erfahrenen Ausschlüsse aus dem Arbeitsmarkt. Ihre berufliche Umorientierung von der Kaufhausangestellten zur Lagerarbeiterin führt sie auf ihren Status als Alleinerziehende zurück, die Entlassung als Fabrikarbeiterin auf ihr Alter. Auch den gescheiterten Wiedereinstieg in den regulären Arbeitsmarkt nach ihrer Kündigung erklärt sie sich mit ihrem Alter. Nicht nur Fischer berichtet von Altersdiskriminierung auf dem Arbeitsmarkt, sondern es handelt sich dabei um einen zentralen Topos im untersuchten Feld (6.1.4): »*Ich schaue halt und suche. Aber du kriegst nichts mehr. [...] Mit dem Alter hast du keine Chance*«; »*Weiterarbeiten ist recht und schön, nur auf welchem Arbeitsmarkt?*«; »*Es kriegen ja viele schon ab 50 nichts mehr [...]. Geh mal zum Arbeitsamt, die schreiben dich ja mit 50 schon ab*«, so einige exemplarische Zitate, die sich fallübergreifend verdichten und nicht zuletzt auf die Dimension von *ageism* hinweisen, die das Untersuchungsfeld strukturieren. Die Alter(n)sforschung unterscheidet zwischen individuellen und institutionellen Formen von *ageism*: »[E]rstere umfassen alltägliche Haltungen und Praktiken, die sich vor allem an (vermeintlichen) körperlichen und habituellen Altersmarken orientieren«

<sup>102</sup> Siehe tabellarisches Stufenmodell in Anlehnung an Honneth (Lessenich 2007, S. 154).

(van Dyk 2015, S. 126). Ein Beispiel hierfür wären etwa negative Altersbilder, die dem Alter eine geminderte Leistungsfähigkeit zuschreiben. Letztere umfassen laut Silke van Dyk

»rechtlich institutionalisierte Ungleichbehandlungen, die anhand des chronologischen Alters operieren. Zu denken ist hier insbesondere an Altersgrenzen in unterschiedlichen Feldern: von der Festlegung von Altershöchstgrenzen für bestimmte Berufsgruppen oder politischen Ämtern, bis hin zu arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Altersgrenzen, die für Fragen des Rentenbezugs und des Erwerbsstatus entscheidend sind.« (ebd.)

Viele der Gesprächspartnerinnen verweisen auf Diskriminierungserfahrungen individueller wie institutioneller Art und begründen ihre Armutslage u. a. über den vorzeitigen Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt. Diese strukturelle Abwertung der Arbeitskraft führt nicht nur zu Renteneinbußen, sie erschwert auch das Weiterarbeiten nach dem Renteneintritt und damit eine mögliche Handlungsstrategie, um sich etwas hinzuzuverdienen. Darüber hinaus, und das scheint mir für das Fallbeispiel Fischer von zentraler Bedeutung zu sein, müssen die Betroffenen ihre Armutslage nicht nur in materieller, sondern auch in anerkennungstheoretischer Hinsicht be- und verarbeiten. So sei der Zusammenhang von Arbeit und Anerkennung laut der Sozialwissenschaftlerin Linda Nierling nicht zu unterschätzen (Nierling 2009, S. 287–290). Auch der Arbeitssoziologe Gert Schmidt verweist auf die anerkennende Bedeutung von Lohnarbeit. Er beschreibt das Lohnarbeitsverhältnis in industriekapitalistischen Formationen

»[...] als Vehikel von Positionszuweisung und Selektion im Sinne sozialer Differenzierung, als Medium von Anerkennung und Prestige, und allgemein als Chance für Lebensweltgestaltung.« (Schmidt 2018, S. 147)

Nicht nur die Armut als solche positioniert ihr Subjekt also am gesellschaftlichen Rand, auch der ungewollte Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt oder der Zwang zur Weiterarbeit nach Renteneintritt marginalisiert, schränkt Gestaltungsmacht ein und spricht dem altersdiskriminierten Subjekt Anerkennung ab.

Wohingegen es anderen Gesprächspartnerinnen mehr oder weniger gut gelingt diese strukturelle Missachtung entlang des weiblich gealterten Körpers zu verarbeiten, zu kompensieren oder zu ignorieren und ihren Fokus im Umgang mit Altersarmut auf andere Strategien (u. a. diverse Spartechniken, informelle Tauschpraxen oder Strategien der Vorsorge) zu richten, bleibt Jolanda Fischer weiterhin einem klassenspezifischen Arbeitsethos verpflichtet, der auf konkreten Vorstellungen und Bewertungsschemata von

Lohnarbeit basiert, die, wie ich ausführen werde, in ihrer Verschränkung mit sozialer Entwürdigung (Solidarität) und sozialstaatlicher Missachtung (Recht) den habituellen Nährboden ihrer negativen Affizierung bilden. Es wird sich zeigen, dass neben den Differenzkategorien Alter, Geschlecht und Klasse hier zudem andere Differenzen im Spiel sind, denen ich die besondere Affektualität dieses Fallbeispiels zuschreibe. So liegt Fischers Gefühl der Unterlegenheit und Minderwertigkeit auch in dem Widerspruch zwischen anererkennungswürdigem Arbeitsethos und tatsächlicher institutioneller Anerkennung sowie der Unvereinbarkeit von Zukunftswunsch und Zukunftsantizipation begründet. Mit welchen Differenzsetzungen, sprich Abgrenzungs- und Distinktionspraktiken Jolanda Fischer auf das Gefühl der Entwertung reagiert, die schließlich zum Selbstausschluss und sozialen Rückzug führen, werde ich im Laufe des Kapitels Schritt für Schritt darlegen.

#### 4.1.3 Subjektive Arbeitsmoral und soziale Missachtung: Das entwertete Subjekt

Auf die Bitte, sich zunächst selbst vorzustellen, erzählt sich Jolanda Fischer als komplett gescheitert. »*Ich bin nichts. Ich bin immer nichts*«, so ihre kurze Selbstrepräsentation, die Ausdruck eines Minderwertigkeitsgefühls ist, das sie zudem als wiederkehrende emotionale Erfahrung beschreibt. Diese erste und alles umfassende Selbstdarstellung als »Nichts« symbolisiert Jolanda Fischers entwertete Identität, die sie zuvorderst entlang des ihr verwehrt Ruhestands begründet, da sie sich aus finanzieller Notwendigkeit heraus als »*mindestens lebenslänglich*« arbeitend antizipiert. Ihren Job als Straßenzeitungsverkäuferin reflektiert sie dabei als Sinnbild ihres Scheiterns. In dieser Tätigkeit verdichten sich Abstiegsnarrationen und affektive Zuschreibungen der Entwertung. Gleichzeitig dient Fischer ihre Arbeit bei BISS (Bürger in sozialen Schwierigkeiten) auch als potenzielle Quelle, um Autonomie und Handlungsmacht zu konstruieren. Hier entsteht ein anererkennungstheoretischer Widerspruch zwischen ihren Moralvorstellungen und der gesellschaftlichen Stigmatisierung qua Tätigkeit.

So bewertet die Respondentin den Zeitungsverkauf als ambivalent. Die »*Arbeit auf der Straße*«, wie sie es nennt, empfindet sie als »*beschämend*«. Im Gespräch betont sie ihren gescheiterten Versuch eine reguläre Anstellung als Bürokräftin bei dem sozialen Verein BISS zu finden. Dadurch erzählt sie sich

nicht nur als arbeitswillig, sondern auch als unfreiwillig in die für sie beschämende Situation geraten. Innerhalb dieser Argumentationsweise konstruiert sie sich als unschuldiges Subjekt, das trotz vieler Bemühungen in diese missliche Lage gedrängt wurde. Auch in der Aussage, »unzählige« Bewerbungen geschrieben zu haben, betont sie ihren vehementen Willen und ihre Bereitschaft Lohnarbeit zu leisten. Die für sie beschämende Tätigkeit des Straßenzeitungsverkaufs beschreibt sie darüber hinaus als einzige Option, es selbst zu schaffen. Diese Narrationen lassen sich als Arbeitsethos deuten, der spezifisch für ihr Arbeiter\*innenmilieu zu sein scheint. Die Inanspruchnahme von staatlicher Unterstützungsleistung lehnt sie ab. Sicherlich kann ihre Befürchtung, die Kinder dadurch zu belasten, als einer der Gründe für diese Handlungslogik gedeutet werden. Diese Lesart lässt sich über das mütterliche Ideal erklären, welches das mütterliche Subjekt anruft, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse – gar die eigene Würde – denjenigen der Kinder unterzuordnen (5.1). Neben diesem Interpretationsansatz entlang der normativen Wirkmacht mütterlicher Leitbilder will ich im Folgenden jedoch Jolanda Fischers Arbeitsethos weiterverfolgen, der über monetäre Anerkennung hinausweist. In ihm spiegeln sich nicht nur habituelle Bewertungsschemata, sondern auch gesellschaftliche Anerkennungsstrukturen. So sind die Semantiken der Arbeitsbereitschaft und des Selberschaffens spätestens seit den Hartz-IV-Reformen fester Bestandteil der dort implementierten Aktivierungsrhetorik und fest im gesellschaftlichen Leitbild respektabler Bürger\*innen verankert, wie Stephan Lessenich ausführt:

»Die Verunsicherung der Sozialversicherten bricht sich sozialmoralisch als Verunglimpfung der »Sozialschmarotzer« Bahn – bzw. wird auf diese Weise politisch und medial kanalisiert: Die Schmähung der »Alimentierten«, die Skandalisierung der »Profiteure«, die Disziplinierung der »Untätigen« hat Hochkonjunktur, die Moralisierung und Disqualifizierung ihrer Lebensführung und Lebensstile wird zur neuen Normalität sozialpolitischer Rhetorik und Regulierung.« (Lessenich 2007, S. 162)

In Abgrenzung zur Sozialfigur »des Sozialschmarotzers« und negativ konnotierter Bilder »der sozialen Hängematte«<sup>103</sup> gilt somit nur dasjenige Subjekt als anerkennungswürdig, das arbeitet und für sich selbst sorgt, um dem Staat und seinen Steuerzahler\*innen nicht auf der Tasche zu liegen. Dieses regulierende Leitbild ist nicht nur eine der tragenden Säulen in Fischers Moralvorstellungen, sondern wird darüber hinaus auch durch Dritte gestützt.

---

103 Zu Diskursen um »Sozialmissbrauch« siehe ausführlich Lehnert (2009a, 2009b).

So verweist Fischer im Interview auch auf Kund\*innen, die ihr genau für diese vermeintlich wertvolle Leistung, ihre Bedürftigkeit selbstständig zu bearbeiten, immer wieder auch anerkennenden Zuspruch gewähren. Nichtsdestotrotz habe sie die Jobsuche auch nach Stellenantritt fortgesetzt. Die erneuten Absagen begründet sie fortan nicht mehr nur mit ihrem Alter, sondern auch mit der stigmatisierenden Tätigkeit bei BISS. Sie überlegt gar, ihre Tätigkeit in Bewerbungsschreiben oder auch Vorstellungsgesprächen zu verleugnen, betont jedoch sogleich ihre Entscheidung, dies nicht zu tun, aus Angst im Nachhinein der Unehrllichkeit bezichtigt zu werden. Auch in dieser Argumentationslogik konstruiert sich die Respondentin als moralisch integriertes Subjekt, das sich der Ehrlichkeit bedingungslos verpflichtet hat. Arbeitswille, Eigenverantwortung und Ehrlichkeit lassen sich somit als zentrale Moralvorstellungen identifizieren, die Jolanda Fischer fest in ihr Selbstbild integriert hat und die darüber hinaus auch als gesellschaftlich anerkennungswürdig gelten. Dennoch scheitert sie mit ihrem Versuch, sich als anerkanntes Subjekt zu konstruieren, wie nicht zuletzt ihre Tätigkeit als Straßenverkäuferin zeigt.

Gerade in diesem Versuch, sich selbstständig und ohne Unterstützungsleistungen des Staates ihr Einkommen zu sichern, erfährt sie eine erneute Abwertung. So reflektiert sie ihren ersten Arbeitstag bei BISS als traumatisierendes Erlebnis, weil *»man den Leuten [damit zeige], dass man praktisch irgendwo Probleme hat.«* Das erste Mal Zeitungen zu verkaufen konstruiert sie rückwirkend als einschneidenden biografischen Moment, weil, so meine Interpretation, in und durch die Tätigkeit die Armut und gesellschaftliche Marginalisierung in besonderer Weise für andere sichtbar und damit für sie selbst manifest wird. Erst durch ihre Arbeit als Straßenzeitungsverkäuferin, durch die Interaktionen mit Kund\*innen und die Objekte (Zeitungen, Hocker), die Gegenstand ihrer Arbeit sind, wird sie öffentlich als arm markiert und adressiert. Erst durch die Blicke der Anderen manifestiert sich ihre Positionierung am untersten Rand der Gesellschaft. Der Job als Straßenzeitungsverkäuferin ist damit nicht nur als handlungsmächtige Strategie zu deuten, wodurch sie den strukturellen Ausgrenzungsmechanismen auf dem Arbeitsmarkt entgegenarbeitet. Der Job affiziert gleichzeitig auch negativ. Die Armut materialisiert sich im Tun, wird spürbar und schreibt sich abwertend in ihr Selbstbild ein. So sagt die Sozialwissenschaftlerin Linda Nierling über den Zusammenhang von Arbeit und Identität etwa: *»Die Anerkennung von Tätigkeiten verweist zurück auf die Individuen, die diese Tätigkeiten ausführen und Teile ihrer Identität über die Arbeitstätigkeit bilden«* (Nier-

ling 2009, S. 293). Darüber hinaus wirkt die Tätigkeit des Zeitungsverkaufs aber nicht nur während der Ausübung beschämend und entwürdigend auf Fischer. Sie verhandelt diese auch darüberhinausgehend als stigmatisierend, etwa wenn sie ihre Erfolglosigkeit bei der weiteren Job- wie auch ihrer Wohnungssuche in einen Begründungszusammenhang mit ihrer Arbeit stellt. Durch diejenige Strategie, mit der Jolanda Fischer eigentlich dem strukturellen Anerkennungszug entgegenarbeiten will, erfährt sie somit letztlich eine erneute Entwertung. Ihr milieuspezifisches Arbeitsethos findet trotz seiner gesellschaftlichen Leitfunktion keine institutionalisierte Anerkennung. Weder gelingt ihr dadurch der Wiedereinstieg in ein reguläres Arbeitsverhältnis, noch erfährt sie sich durch die Tätigkeit selbst als anerkanntes Subjekt. Mit anderen Worten: Die Entwürdigung wiegt hier besonders schwer, weil das, was gesellschaftlich als anerkennungswürdig gilt, erstens identisch ist mit ihren subjektiven Moralvorstellungen, nach denen sie auch handelt, diese Handlungen jedoch zweitens keine institutionelle Anerkennung finden, egal wie sehr sich darum bemüht. In diesem Widerspruch entsteht das Minderwertigkeitsgefühl, das jedoch ein strukturell bedingtes ist, weil das weibliche, klassifizierte und alternde Subjekt nur beschränkten Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt hat. Gerade weil Arbeit in diesem Fallbeispiel konstitutiv für die Subjektkonstruktion und aufs Engste mit einem integren Selbstbild verzahnt ist, affiziert der strukturelle Ausschluss von Arbeit derart negativ.

In ihren Praxen und Narrationen spiegelt sich demnach ein Bewertungsschema von Arbeit, Nichtarbeit und Anerkennung wider, das durch ihren gegenwärtigen Status als Erwerbsarbeitslose sowie ihre antizipierte Altersarmut aktuell herausgefordert wird. Ihrem Arbeitsethos nach zu urteilen bedeutet Lohnarbeit für Jolanda Fischer nicht nur die monetäre Entlohnung ihrer Arbeitskraft, sondern strukturiert auch ihre Vorstellungen gesellschaftlicher Zugehörigkeit. So unternimmt sie nicht nur eine hierarchisierende Unterscheidung zwischen richtiger Arbeit (Bürotätigkeit innerhalb des Vereins BISS) sowie problematischer Arbeit (Zeitungsverkauf organisiert und unterstützt durch den Verein BISS) vor, sondern auch zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit: Wohingegen sie das Fehlen von Lohnarbeit in der sogenannten erwerbsfähigen Lebensphase als Beschämung und Degradierung konstruiert, ist das Fehlen, hier euphemistisch gerahmt als das Befreit-Sein, von Arbeit in der als Ruhestand regulierten Lebensphase die unhinterfragte Norm. Eine Verletzung dieser, etwa durch den existenziellen Zwang zur Weiterarbeit, führt zu gesellschaftlicher Abwertung. Konkret: Nur dasjenige erwerbsfähige

ge Subjekt, das auch tatsächlich und »richtig« arbeitet, ist anerkennungswürdig, wohingegen dem verrenteten Subjekt, das weiterhin arbeiten *muss*, die Anerkennung entzogen wird. Hier nimmt sie Bezug auf ein wohlfahrtsstaatliches Ruhestandsdispositiv, das den Ruhestand als »späte Freiheit« für geleistete Arbeit konzipiert, ein Freiheitsentwurf, der sich für sie nicht erfüllt hat.

Nicht nur der strukturelle Ausschluss von »richtiger« Erwerbsarbeit affiziert also negativ, sondern auch der antizipierte Zwang zur Erwerbsarbeit. Dass die Affizierung hier ebenso einer Spezifik unterliegt, nämlich einer klassifizierten, will ich im nächsten Schritt anhand von Jolanda Fischers Narrativ über das gute Leben im Alter ausführen. Wie soeben dargestellt, imaginiert die Respondentin den Ruhestand als ein Leben *ohne* Arbeit, finanziell abgesichert und mit einem deutlichen Zugewinn an zeitlichen Ressourcen, investiert in gesellschaftliche und soziale Teilhabe (»Kaffeetrinken«, »ein kleines Baby hüten«) und Müßiggänge (»Spaziergehen«). Es handelt sich hierbei um Alltagsaktivitäten, die Fischer weder jetzt im noch erwerbsfähigen Alter noch in der Zukunft für sich als umsetzbar einordnet. Weil sie sich als lebenslänglich arbeitend antizipiert, spricht sie gar vom »geplatzten Traum des Ruhestands«. Die Forscher\*innengruppe der Interviewstudie »Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft« (Denninger et al. 2014) hat gezeigt, »dass die Bandbreite dessen, was für ein erfülltes Leben im Ruhestand im Sinne einer individuellen *Win*-Perspektive erforderlich ist, sehr groß ist.« Relevant für das Wohlbefinden der Ruheständler\*innen sei jedoch die Passung zwischen »Orientierungen und Wünschen einerseits und den Möglichkeiten ihrer Realisierung andererseits« (ebd., S. 286). Im Rahmen der erwähnten Studie konnten sechs verschiedene Ruhestandstypen herausgearbeitet werden. Auf Basis dieser Typisierung lässt sich Jolanda Fischer perspektivisch der »gebremsten Ruheständlerin« zuordnen. Dieser Typ zeichne sich dadurch aus, dass Ruhestandsorientierung und Praxis gerade nicht in Übereinstimmung gebracht werden können (ebd., 286 f., 379). Die Gebremste hat, so die Autor\*innen der Studie,

»ihrer Orientierung entsprechend eine interessante, abwechslungsreiche Nacherwerbsphase mit erfüllender Aktivität erwartet [hier Kaffeetrinken, Kinderbetreuen, Spaziergehen, Anm. d. Verf.], die sich aus unterschiedlichen Gründen nicht realisiert [...]« (ebd., S. 286),

wobei finanzielle Prekarität als einer der Gründe genannt wird. Finanzielle Prekarität greife, so Denninger, van Dyk, Lessenich und Richter an anderer Stelle, »in erheblicher Weise in den Aktionsradius ein, und zwar sowohl in passivierender Hinsicht als auch in zwangsaktivierender Weise durch die Notwendigkeit, Geld verdienen zu müssen« (ebd., S. 391). Die Disbalance zwischen Orientierung und Realisierung führe zu Unzufriedenheit (ebd., S. 286). In dem hier untersuchten Fallbeispiel erzeugt der Vergleich von Traumvorstellung und Realität keine Passung, es kommt es einer offensichtlichen Differenz zwischen Orientierungsrahmen und (antizipierten) Handlungsspielräumen, konkret zwischen der Vorstellung eines arbeitsfreien und abgesicherten Ruhestandes und der Erwartung bis ans Lebensende arbeiten zu müssen. Mehr noch: Es handelt sich bei Fischers Ruhestandsvorstellung um eine Lebensphase, die durch bestimmte Alltagsaktivitäten charakterisiert ist; Alltagsaktivitäten, die für die Alleinerziehende, so die Interpretation, bereits in ihrem bisherigen Lebensverlauf aufgrund ihrer klassen- und geschlechtsspezifischen Lohnarbeits- und Care-Belastung kaum realisierbar waren und die sie daher stets in der Zukunft verortet hat. Als migrantisierte, im Niedriglohnsektor vollzeitarbeitende Familienernährerin waren ihre Kapazitäten für soziale Nähe und gemeinsame Zeit mit den Kindern begrenzt. Wohl auch deswegen nimmt die Narration der liebevoll umsorgenden Großmutter innerhalb ihrer Ruhestandsimagination derart viel Platz ein. Ihre Wünsche nach Freizeit, Selbstbestimmtheit und Begegnung, die sie in ihren Vorstellungen über das gute Alter nachzeichnet, wirken als Kontrastfolie zu einem fremdbestimmten und durchgetakteten Alltag im Kontext geringqualifizierter Lohnarbeit, der ihr bisheriges Leben strukturierte. Diese Wünsche betrachtet sie jedoch weder in der Gegenwart noch in der Zukunft als einlösbar. Das gesellschaftliche Versprechen einer erwerbsarbeitsbefreiten Lebensphase im Alter erhält, so meine These, durch Fischers klassenbedingte zukunftsorientierte Handlungsausrichtung daher ein besonderes Gewicht. Diese in der Vergangenheit möglicherweise gut funktionierende Alltagsbewältigungsstrategie, nämlich das Hinarbeiten auf ein als wahrhaftig angenommenes Zukunftsversprechen, entfaltet im Falle des institutionellen Bruchs eine derart negative emotionale Wirkmacht, weil sie rückwirkend nicht mehr veränderbar ist. Kurzum: Die Verortung zentraler Sehnsüchte in der Zukunft lädt diese Zukunft mit Bedeutung auf, deren Nichteintreffen dann umso bedeutsamer wird. Vor dem Hintergrund der sozialstaatlichen Missachtung ihrer formalen Autonomie, das heißt ihres antizipierten Rechts auf einen finanziell abgesicherten Ruhestand, kann

diese zukunftsorientierte Haltung demnach als einer der Gründe herausgestellt werden, die Unzufriedenheitsgefühle entsprechend des Typenmodells nach Denninger et al. gar in Minderwertigkeitsgefühle steigert. Mit der Soziologin Cornelia Koppetsch lässt sich schließlich Folgendes resümieren: Werden Erfahrungen der Handlungssohnmacht durch institutionelle und soziale Missachtung, wie sie Fischers Lebensverlauf kennzeichnen, nicht politisch mobilisiert, sondern lediglich durch individuelle Anstrengung bearbeitet, wie etwa durch ihre intensiven Bemühungen um ein ordentliches Arbeitsverhältnis und eine adäquate Wohnung, dann kommt es im Fall des Scheiterns dieser Anstrengungen zu einem negativen Selbstbild (Koppetsch 2018, o. S.), das sich in Fischers Aussage »*Ich bin immer nichts*« äußert.

Zusammenfassend zeigen diese Ausführungen, dass Lohnarbeit für Fischers Subjektwerdung von zentraler Bedeutung ist. Diese hat jedoch aufgrund ihrer deprivilegierten Milieuzugehörigkeit schon immer nur zu begrenzter Anerkennung geführt, vor allem monetär: Als Teil der sogenannten »*working poor*« hat Fischer zwar immer viel gearbeitet, aber nie viel verdient und konnte diese Arbeitszeit und -leistung auch nicht in entsprechende Alterssicherung transformieren, weder in Ersparnisse noch in genügend Rentenanwartschaften. Altersarmut ist in diesem Fall nicht nur geschlechts-, sondern auch klassenspezifisch vorprogrammiert. Die intersektionalen Diskriminierungen bewirken, dass sich Jolanda Fischer innerhalb der sozialen Ungleichheitsverhältnisse, in die ihre Armutslage eingebettet ist, tendenziell handlungssohnmächtig erfährt. Gleichzeitig verweist das Fallbeispiel auf ein hohes Arbeitsethos, das sich sowohl in ihrem Narrativ nachhaltiger Bemühungen um ein ordentliches Beschäftigungsverhältnis widerspiegelt als auch in der Semantik des »Selberschaffens«, mit der sie die stigmatisierende BISS-Tätigkeit aufzuwerten versucht. Dass dieses inkorporierte Arbeitsethos jedoch keine institutionelle Anerkennung erfährt, führt zu einer weiteren Minderung ihres Selbstwertgefühls. Und schließlich wirkt die Disbalance zwischen Zukunftswünschen und Antizipationen für Fischer derart entwertend, weil sie durch ihre zukunftsorientierte Haltung ebendiese Zukunft symbolisch aufgewertet hat; ihr biografisches Handeln war auf ein Leben im Ruhestand ausgerichtet. Die Differenz zwischen ihrer Ruhestandsimagination und ihrer gegenwärtigen prekären Situation sowie antizipierten Zukunft in Altersarmut erzeugen daher einen biografischen Bruch, der affektive Krisenmomente befeuert. In einem Satz: Die mehrfachen Diskriminierungserfahrungen auf dem Arbeitsmarkt, ein milieuspezifisches Arbeitsethos, das jedoch keine institutionelle Aner-

kennung findet, ein auf die Zukunft ausgerichtetes Leben aufgrund eines klassenbedingten arbeitsintensiven Lebensverlaufs und das Nichteintreffen dieser Zukunftserwartung durch ihre marginale Positionierung und den Zwang zur Weiterarbeit im Alter sind in ihrer Verklammerung, so meine übergreifende These, die strukturellen Auslöser für Jolanda Fischers Minderwertigkeitsgefühle, die sich sukzessive in ihr Selbstbild einschreiben. Als einzige Strategie bleibt ihr nur mehr der Versuch sich weiteren Entwertungsmechanismen zu entziehen, wie ich im nächsten Kapitel zeigen werde.

#### 4.1.4 Abgrenzung und Distinktion: Ressentiments und »die Anderen«

Jolanda Fischer befindet sich durch verschiedene Verschränkungen struktureller geschlechts-, alters-, und klassenspezifischer Ausschlussmechanismen in einer gesellschaftlichen Abwärtsspirale, die ihren Tiefpunkt mit der Verdrängung aus der Wahlheimatstadt erreicht. Nach der Kündigung ihres Mietvertrages aufgrund von Eigenbedarf ist Jolanda Fischer der Zugang zu bezahlbarem Wohnraum versperrt. Die relativ hohen Lebenshaltungskosten in Großstädten im Allgemeinen und in München im Besonderen erwirken eine klassenspezifische Segregation, die sich in der Verteilung des knappen Wohnungsangebots widerspiegelt. Während wohlhabende Milieus die Stadtzentren bewohnen, werden einkommensschwache Bevölkerungsgruppen in die urbanen Peripherien oder gar – wie im Fall Fischer – aus den Städten gedrängt (u. a. Ludwig-Mayerhofer 2008, S. 508 f.). Für die ehemalige Angestellte bedeutet diese Verteilungslogik eine erneute Ausschlusserfahrung, die sie in fassungslosem Ton als »Rauswurf« bezeichnet. Dieses Wort symbolisiert ihre erfahrene Handlungsunfähigkeit, der Verdrängung aus ihrem präferierten und langjährigen Wohnort entgegenzuwirken. Bereits während des ersten Interviews erzählt Jolanda Fischer, dass sie auf der Suche nach einer günstigeren Wohnung sei, um mit ihrem knappen Einkommen besser haushalten zu können. Im Laufe des Forschungsprozesses spitzt sich die Lage zu. Aus der zunächst finanziell begründeten Dringlichkeit wird durch die Wohnungskündigung eine existenzielle Notlage. In diesem länger währenden Prozess der Wohnungssuche erzählt sich die Gesprächspartnerin trotz diverser Bemühungen als chancenlos. Diese Chancenlosigkeit führt sie einerseits auf ihr zu geringes Einkommen und damit auf ihre Armutssituation zurück; andererseits auf

die schon bei der Arbeitssuche erfahrene Ablehnung und Stigmatisierung durch ihre Tätigkeit als Straßenzeitungsverkäuferin. Die Wohnungslosigkeit als Folgeerscheinung diverser Ausschlusserfahrungen und ihre dabei empfundene Machtlosigkeit reihen sich damit in ihre Abstiegsnarration ein und verstetigen ihr Selbstbild des gescheiterten und wertlosen Subjekts.

Dieser Subjektivierung arbeitet sie jedoch in differenzierender Weise entgegen. Unterstützung bei der Wohnungssuche findet sie beim städtischen Amt für Wohnen und Migration, das ihr vermittelte Frauenhaus als Zufluchtsort lehnt sie jedoch ab. Dass sie den Wegzug aus der ihr vertrauten Stadt, das Zurücklassen ihrer sozialen und familiären Kontakte sowie die Aufgabe ihres Jobs lieber in Kauf nimmt als Schutz und Obdach in einer Notunterkunft zu erhalten, wirkt auf den ersten Blick irritierend und unverhältnismäßig. Auf den zweiten Blick wird deutlich, dass in dieser Handlungslogik ein zentraler ermächtigender Moment zu verorten ist: Indem sich Jolanda Fischer bewusst vom vermeintlichen Klientel besagter Frauenhäuser abgrenzt und sich dem stigmatisierenden Kontext von Notunterkünften verweigert, entzieht sie sich auch einer weiteren Entwertung.

So imaginiert die Respondentin das Frauenhaus als einen Ort des gesellschaftlichen »Draußens«, als ein Sammelbecken für gescheiterte Existenzen. In ihrer Vorstellung wohnen dort ausschließlich Frauen mit krimineller Vergangenheit oder Suchterfahrung, die ihre Obdachlosigkeit im Gegensatz zu ihr durch Fehlverhalten selbst verschuldet hätten und die sie zudem mittels rassifizierender Zuschreibungen abwertet. »Diese Frauen« seien darüber hinaus unordentlich und könnten ihren Sauberkeitsansprüchen nicht gerecht werden. Sie befürchtet gar, für die anderen Bewohnerinnen aufräumen zu müssen und als unbezahlte Putzfrau ausgenutzt und degradiert zu werden. Immer wieder erzählt sie sich als Person, die gerne »sauber« lebe. Durch die Semantiken der Sauberkeit und Ordnung, die fester Bestandteil eines bürgerlichen Lebens sind und die diametral zu Assoziationen mit Obdachlosigkeit wie beispielsweise »auf der Straße leben«, »Dreck« und »mangelnde Hygiene« stehen, distanziert sie sich von eben diesem Kontext der Obdachlosigkeit. In ihrer Argumentationslogik konstruiert sie eine vermeintlich homogene Gruppe an wohnungslosen Frauen, von der sie sich aufgrund bestimmter Tugenden und Wertevorstellungen unterscheide. Aus empirischen Befunden ist jedoch bekannt, dass nicht nur die Gruppe der Wohnungslosen als divers zu charakterisieren ist, auch die Gründe, in eine derartige Notlage zu geraten, sind mannigfaltig (u. a. Ludwig-Mayerhofer 2008, S. 505–508; BAG Wohnungslosenhilfe e.V.

2018, S. 11). »Obdachlosigkeit ist die Konsequenz aus einem hoch komplexen Ursachenkonglomerat«, so Sandra Wolf und Stefan Kunz im *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* (Wolf und Kunz 2017, S. 114). Trotz der strukturellen Ursachen, zum Beispiel einer zunehmenden Verknappung von bezahlbarem Wohnraum durch den Rückzug des Sozialstaats aus dem sozialen Wohnungsbau, wird Wohnungslosigkeit im gesellschaftlichen Diskurs, aus dem die Interviewte hier schöpft, jedoch häufig als selbstverschuldet verhandelt, wie die beiden Autor\*innen weiter ausführen (ebd., S. 114–117). Ähnlich wie schon im Kontext der Erwerbsarbeit, wo sich eine Niedrigqualifizierung nicht nur monetär in einem geringen Arbeitslohn ausdrückt, sondern sich auch diskursiv anhand eines niederen Werts des arbeitenden Subjekts manifestiert, zeigt die Forschung, dass sich Wohnungsnot ebenfalls stigmatisierend auf die Wohnungslosen auswirkt. »Das auf mangelhaften Informationen basierende negativ konnotierte Bild über obdachlose Personen in Deutschland beeinflusst die Wahrnehmung von und den Umgang mit den Betroffenen«, so Wolf und Kunz (ebd., S. 117). Obdachlose sowie Schutzsuchende in Notunterkünften unterliegen diskursiv somit einer ähnlichen moralischen Deklassierung, wie sie sich auch im Schreckgespenst des arbeitslosen »Sozialschmarotzers« niederschlägt. Nicht mehr die Wohnungslosigkeit wird problematisiert, sondern diejenigen, die von ihr betroffen sind. Aufgrund der restriktiven Migrationspolitik der Bundesregierung sind dies überproportional häufig Menschen mit nicht-deutscher Staatsangehörigkeit, gemessen an deren Anteil an der Gesamtbevölkerung, wie aus dem Statistikbericht der Wohnungslosenhilfe e.V. hervorgeht (2018, S. 13)<sup>104</sup>. So verschränkt sich die Problematisierung von Wohnungslosen nicht selten mit rassifizierenden Abwertungslogiken. Im bundesdeutschen Kontext wird hier vor allem auf antislawische Rassismen zurückgegriffen (Stichwort »süd-osteuropäische Bettlerbande«, Wolf und Kunz 2017, S. 118; Gränitz 2021).

Jolanda Fischer ist kein Einzelfall: Der degradierende Bezug auf migrierte Andere zeigte sich auch außerhalb des Kontextes von Wohnungslosigkeit als eine im Sample mehrfach verwendete Strategie, um die subjektiv abgewertete Positionierung durch Altersarmut narrativ aufzuwerten, die diskursiv übertragenen Schuldzuweisungen auf andere zu projizieren und

---

104 Der Anteil wohnungsloser Klient\*innen mit Migrationsbiografie in Notunterkünften wuchs von 21,7 Prozent im Jahr 2010 auf 38,8 Prozent im Jahr 2018, Tendenz weiter steigend (BAG Wohnungslosenhilfe e.V. 2018, S. 12).

sich »nach unten« abzugrenzen. Gängige Narrative waren hier »die Anderen klauen uns die Rente« oder, im Fallbeispiel Fischer, »die Anderen klauen mir die Wohnung«. Durch diese Rhetorik wird einer vermeintlich homogenen, als anders konstruierten, oft migrantisierten Gruppe die Schuld für die eigene Notlage zugesprochen: Mir geht es schlecht, weil der Andere mir etwas wegnimmt. Durch den Begriff des Klauens wird darüber hinaus vermittelt, dass »dem Anderen« das vermeintlich Weggenommene gar nicht zustehe, ihm werden dadurch Rechte und Privilegien abgesprochen, etwa das Recht auf eine Wohnung oder auch das Privileg vom Sozialstaat finanzielle Unterstützung zu erhalten. So beklagt Jolanda Fischer, dass ihre Bewerbung für eine Sozialwohnung, die sie so dringend gebraucht hätte, abgelehnt wurde. Es gäbe einfach zu wenige Sozialwohnungen in der Stadt, so ihre Erklärung, die sie zugleich mit der fordernden Erwartung verknüpft, dass sie, die nun schon 40 Jahre in Deutschland lebe, einen Anspruch darauf haben sollte, jedenfalls vor »den Anderen«, die erst später nach Deutschland gekommen seien. Diese Argumentationsmuster, die Fischer heranzieht, um ihre Niederlage auf dem Wohnungsmarkt narrativ zu verarbeiten, lassen sich eindeutig als Ressentiments identifizieren. Cornelia Koppetsch expliziert diese gefühlsmäßige Abneigung folgendermaßen:

»Ressentiments [...] [sind] darauf ausgerichtet, die Verantwortung für die Erfahrung des privaten, sozialen oder beruflichen Scheiterns vom Selbst abzuweisen. Das von Ressentiments erfüllte Subjekt blickt nicht mehr wie paralysiert auf sich und sein vermeintlich defizitäres Selbst, sondern hält Ausschau nach Gegnern [...]. Die vergleichsweise schlechte oder als ungerecht empfundene Stellung scheint aus der Sicht der Betroffenen direkt aus der Bevorzugung anderer zu resultieren. Ressentiments erwachsen also aus der Diskrepanz zwischen gefühlten Anrechten und faktischer Positionen. Ressentiments zeichnet sich [...] dadurch aus, dass die Träger die Verantwortung für die eigene als nachteilig empfundene Situation nicht sich selbst, sondern anderen zurechnen. Das Leiden an der persönlichen Niederlage erhält eine moralische Nobilitierung, da diese nun nicht mehr als Folge individuellen Versagens sondern als ein ins Prinzipielle gehobenes moralisches Unrecht wahrgenommen wird. Im Zentrum steht das Gefühl des Betrogen-Worden-Seins.« (Koppetsch 2018, o. S.)

Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass sich Fischers abneigende emotionale Haltung gegenüber anderen, die sie für ihre soziale Entwürdigung verantwortlich macht, erst mit dem neuerlichen Scheitern bei der Wohnungssuche als vordergründig etabliert hat. Es kann in diesem Fallbeispiel demzufolge ein affektiver Entwicklungsprozess nachgezeichnet werden: Konnte sie ihre erste Diskriminierungserfahrung als alleinerziehende Mutter auf dem

Arbeitsmarkt noch rational verhandeln, haben die weiteren Verunsicherungen und Abwertungen entlang der Kategorien Alter und Klasse zunehmende Gefühle der Unterlegenheit bewirkt, welche sich schließlich mit Eintreten der strukturell bedingten Wohnungslosigkeit als Ressentiments entladen. Auch die Prekarisierungsforschung bestätigt, dass soziale Verteilungskämpfe zu gruppenspezifischen Anfeindungen führen können (u. a. Sommer 2010). Rassifizierende Distinktionsmechanismen im Kontext von Armut- und Prekarisierungserfahrungen habe ich zudem bereits an anderer Stelle herausgearbeitet (Rau 2016a, S. 63 f.). Im Kontext meiner Ethnografie zur informellen Arbeitspraxis des Flaschensammelns (2016a) habe ich gezeigt, wie vor dem Hintergrund maximaler Deprivilegierung trotz oder gerade wegen der eigenen migrantisierten Subjektposition Ressentiments und Rassismen herangezogen werden, um einen »Sündenbock« für die gesellschaftliche Randstellung zu finden.

Der weiter oben referierte holzschnittartige öffentliche Diskurs um Wohnungslosigkeit operiert also mit Schuldzuweisungen und Abwertungen von wohnungslosen Menschen, auf die auch Jolanda Fischer in der Verarbeitung ihrer Armutssituation und der daraus resultierenden Wohnungsnot Bezug nimmt. Nicht nur auf der narrativen Ebene versucht sie der subjektiven Entwertung entgegenzuarbeiten. Auch auf der Handlungsebene lassen sich parallele Strategien aufzeigen. Vom Amt für Wohnen und Migration wird sie als Teil der stigmatisierten Gruppe adressiert. Die negative Konnotation von Notunterkünften, wie sie Fischer unter Rückgriff auf diskursive Wissensbestände nachzeichnet und reproduziert, verunsichert damit erneut ihr Selbstbild. Ihrer Befürchtung nach könnten sich die dem Ort anhaftenden degradierenden Zuschreibungen auf sie übertragen, sollte sie als Schutzsuchende dort unterkommen, und sich im schlimmsten Falle nicht mehr ablegen lassen. Hier schöpft sie aus ihrer negativen Erfahrung bei der Arbeitssuche. Erfuhr sie bereits aufgrund ihrer Tätigkeit bei BISS Stigmatisierung und Benachteiligung, befürchtet sie nun, auch durch die Notunterkunft gesellschaftlich markiert zu werden. Als Worst-Case-Szenario imaginiert sie sich als Dauerbewohnerin eines Frauenhauses, weil der zeitweilige Unterschlupf in einem solchen ihr den Weg in ein ordentliches Mietverhältnis, ähnlich wie schon ihr BISS-Job, verunmöglichen würde. Konkret habe sie Angst davor, dort nie wieder herauszukommen. Sie entscheidet sich schließlich für das ihrer Ansicht nach geringere Übel, das heißt die Aufgabe identitätsstiftender Verwurzelung, langjährig aufgebauter Versorgungsinfrastruktur und sozialer Netzwerke, um sich im

Gegenzug, so die These, einer weiteren Entwertung des ohnehin schon geminderten Selbstwerts zu entziehen. Durch die einerseits strukturell bedingte Verdrängung aus der Stadtwohnung und die andererseits doch selbstgewählte Entscheidung, die Stadt tatsächlich zu verlassen, kann sie sich vor dem Hintergrund sehr eingeschränkter Möglichkeiten dennoch handlungsmächtig erfahren.

Ausgehend von Fischers gemindertem Selbstwertgefühl, das ich unter Punkt 4.1.3 detailliert herausgearbeitet habe, lässt sich an dieser Stelle konstatieren, dass die Respondentin im Kontext ihrer armutsbedingten Wohnungslosigkeit erstens auf die Differenzsetzung und narrative Abwertung anderer prekarisierter Frauen zurückgreift, um sich selbst aufzuwerten. Als Distinktionsmerkmale konnten migrantisierende sowie moralisierende Kategorisierungen identifiziert werden, die sich der Schuldzuweisung bedienen und als Kontrastfolie zum zwar gescheiterten, aber schuldbe freiten, ehrlichen, ordentlichen und integren Selbstbild herangezogen werden. Kurzum: Die Konstruktion und Abwertung der »Anderen« fungiert zur Selbstaufwertung oder zumindest zum Schutz einer bereits vielfach entwerteten Subjektposition. Zweitens konnte gezeigt werden, dass der irrational erscheinende Verzicht auf den angebotenen Platz im Frauenhaus in der Angst vor weiterer gesellschaftlicher Ausgrenzung qua Ort begründet liegt. Dass die Angst gerechtfertigt ist, zeigt nicht zuletzt die undifferenzierte und vorurteilsbehaftete Individualisierung der Schuldfrage im alltäglichen Selbstverständnis, die obdachlose Menschen stigmatisiert (u. a. Heitmeyer 2007). Handlungstheoretisch betrachtet fungiert das Sich-Entziehen als ermächtigende Strategie gegen Abwertungsmechanismen. Diese Handlungsmacht im Rahmen ihrer strukturell sehr beschränkten Möglichkeiten geht jedoch drittens auf Kosten der tatsächlich Schutzsuchenden in Notunterkünften. So bedarf es Fischers abwertender Distinktionsrhetorik, um ihre Ablehnung staatlicher Unterstützung zu legitimieren. Das Fallbeispiel zeigt, wie Minderwertigkeitsgefühle und vor allem die Angst davor, gesellschaftlich noch weiter abzuriften, die Entstehung und Reproduktion von Vorurteilen und Ressentiments begünstigen und damit zu einer gesellschaftlichen Entsolidarisierung beitragen. Um das ohnehin schon entwertete Selbst aufrechtzuerhalten bleibt nur mehr das Abgrenzen »nach unten«. Laut Koppetsch (2018), die sich mit der politischen Wirkmacht von negativen Gefühlen beschäftigt, reichen Gefühle alleine nicht aus, um sie in politische Bewegungen zu transformieren, sei die Benachteiligung noch so schwerwiegend. Es brauche die Mobilisierung von Bürgern und

Bürgerinnen, die Ausbildung einer Gruppenidentität und eines kollektiven Bewusstseins als Motor für politisches Handeln, so die Soziologin. Einer Verbindung mit anderen und Kollektivierung der subjektiven Armutslage stehen jedoch nicht zuletzt Fischers zunehmender sozialer Rückzug und ihre Vereinsamung entgegen, wie ich im nächsten Kapitel weiter ausführen werde.<sup>105</sup>

---

<sup>105</sup> Unbehagen breitet sich aus, wenn sich Gesprächspartner\*innen rechts-konservativ oder verschwörungstheoretisch äußern. Dieses Unbehagen teilte ich auch mit Journalist\*innen. Eine von ihnen kontaktierte mich während des Forschungsprozesses, mehr oder weniger verzweifelt, auf der Suche nach einer neuen Interviewpartnerin. Ob ich ihr nicht einen Kontakt herstellen könne, so ihre Frage. Sie habe bereits ein Interview geführt, ihre Gesprächspartnerin habe sich jedoch derart populistisch geäußert, dass sie dieses nicht verwenden wolle. Ein Spannungsfeld tut sich hier auf: Die Journalistin will auf Altersarmut von Frauen aufmerksam machen, Frauen und ihre Schicksale nachzeichnen, der Armut ein Gesicht geben und soziale Ungleichheitsverhältnisse kritisieren, so zumindest ihre Positionierung. Da spielen ihr Ressentiments nicht sonderlich gut in die Karten. Was also tun? Die Journalistin entscheidet sich, neues Material zu generieren, rechte Ideologie nicht zu reproduzieren, die Tatsache einfach auszublenden, eine andere Story zu schreiben. Dies mag bestimmt auch dem journalistischen Porträt geschuldet sein, das mit weniger Platz auskommen muss. Die Stärke wissenschaftlicher Analyse ist es, dem Gefühl des Unbehagens nicht nachzugeben, sondern Komplexität abzubilden und differenziert nachzuvollziehen, wie soziale Ungleichheit und die Abwertung anderer miteinander zusammenhängen, ohne diese rechtfertigen zu wollen. Dass dies in diesem Unterkapitel nur in Ansätzen geschehen ist, versteht sich von selbst, hier bedarf es weiterer Forschung, um den Zusammenhang von weiblicher Altersarmut und gesellschaftlicher Spaltung tiefer zu ergründen und den wissenschaftlichen Diskurs um Prekarisierung und Ressentiments weiterzuführen.

#### 4.1.5 Praktiken des Selbstschutzes: Einsamkeit und Selbstisolation

Und nun wird es schon langsam trauriger und trüber, gerät menschenloser und unheilvoller, unheroischer und unerhörter. Begriffe wie kontaktarm, abgesondert, abgeschnitten mischen sich ins Feld. Worte wie diese reihen sich ins Vokabular: abseits, ausgestoßen, unbeachtet. Und auch diese Partizipien sind auf einmal zu vernehmen: ignoriert, nicht einbezogen, links liegengelassen. Ausgegrenzt, ausgeschlossen und ausgeklammert [...] Und nun wird es keineswegs bunter und farbenfroher, sondern deutlich grauer und schwärzer. Es wird nicht süß sondern bitter, nicht hell sondern dunkel. Nicht leicht sondern schwer. Alles Begriffe die mit der Einsamkeit ebenfalls in Verbindung stehen. Und nein, dann wird es auch nicht wärmer sondern im Gegenteil immer kälter. Und dann tut Einsamkeit irgendwann weh.«

*(Kinnert und Bielefeld 2021, S. 64)*

Dass Jolanda Fischer nicht mehr in München lebt, erzählt sie mir während unseres letzten informellen Telefonats. Ihre Stimme am anderen Ende des Hörers klingt verzweifelt. Sie wirkt immer noch fassungslos darüber, trotz ihrer vermehrten Bemühungen keine neue Wohnung in München gefunden zu haben. Sie berichtet von ihrem neuen Leben in der Kleinstadt. Relativ häufig fällt das Wort einsam. Laut der Sozialwissenschaftlerin und Emotionsforscherin Caroline Bohn geht »Einsamkeit stets mit einem negativen Selbstbild und einem Gefühl der Minderwertigkeit einher« (Bohn 2008, S. 31). Einsam sein ist in diesem Fallbeispiel demnach mit Fischers entwerteter Subjektposition und ihrem gescheiterten Selbstbild aufs engste verzahnt. Sie fühle sich von allen verraten, von der Stadt, in der es keinen Platz für sie gebe, von ihrem Sohn, der sie bis heute nicht besucht habe, von ihrem alten Arbeitgeber, der ihr das Weihnachtsgeld aus unerklärlichen Gründen vorenthalten habe. Während sie ihr Leid klagt, beginnt ihre Stimme zu zittern, sie weint, die Einsamkeit mache ihr sehr zu schaffen. Sie wolle unbedingt wieder zurück nach München, auch für den Fall, dass ihr etwas zustoße, denn dort könne sie zumindest der Sohn unterstützen, in der neuen Stadt sei sie ganz alleine. Zwar habe sie in ihrem neuen Haus zwei nette ältere Frauen kennengelernt. Auf eine ernsthafte freundschaftliche Beziehung lasse sie sich jedoch nicht ein, aus Angst diese könnten bald sterben. Der antizipierte Verlust zwischenmenschlicher Nähe scheint für

sie schmerzhafter zu sein als das Einrichten mit dem Alleinsein. Caroline Bohn erklärt diesen Zusammenhang folgendermaßen:

»Einerseits fühlt die [einsame] Person sich nicht in der Lage mit anderen zusammen zu sein und unfähig in Kontakt zu treten. Andererseits leidet sie darunter, dass niemand sich um sie kümmert. Dies führt in den Kreislauf eines Mangels an Selbstachtung [...]. Insbesondere, wenn bereits zahlreiche Versuche unternommen wurden, das Einsamkeitsgefühl durch Teilhabe an der Gesellschaft zu überwinden, die Bemühungen jedoch gescheitert sind, kann dies zu weiterem Rückzug und Isolation führen.« (ebd.)

Jolanda Fischers zahlreiche Bemühungen Arbeit und Wohnung zu finden zahlten sich nicht aus. Das Gefühl ein vollwertiges und anerkanntes Mitglied der Gesellschaft zu sein bleibt ihr verwehrt. Sie leidet unter der Ignoranz anderer und zieht sich zurück. In diesem hier konkret geschilderten Beispiel des bewusst distanzierten Verhältnisses zu den Nachbarinnen reißen sich weitere ein, die zeigen, dass Selbstisolation als Folge von armutsbedingter Einsamkeit eine zentrale Handlungsstrategie der Akteurin ist, die in letzter Konsequenz jedoch zu einer zunehmenden Vereinsamung führt, so die wesentliche Erkenntnis dieses Unterkapitels.

Diese Strategie des Sich-Entziehens wendet die Gesprächspartnerin nicht nur im Kontext sozialer Beziehungen an, sondern auch im Zusammenhang mit materiellen Objekten. Im Interview sagt sie, sie könne zu Hause überleben, dürfe dann aber nicht nach draußen gehen. Gleich im nächsten Satz führt sie korrigierend aus, dass sie sehr wohl nach draußen könne, aber dann müsse sie lernen, ins Schaufenster und in die Regale zu blicken und zu sagen: »*Nein das kannst du nicht haben.*« Auch in dieser kurzen Sequenz rekurriert die Gesprächspartnerin auf eine Mangelenerfahrung, die ihre affektive Wirkmacht erst in der Relation zu den Objekten ihrer Begierde entfaltet, hier beispielsweise ein vier Euro teurer Kaffee, den sie sich nicht leisten kann. Die Armut wird erst im Vergleich zum materiellen Überfluss anderer sichtbar. Armut ist relational. Sich selbst zu Hause zu isolieren fungiert für Fischer dann als aktive Strategie, sich diesen relationalen Dimensionen zu entziehen und damit auch denjenigen Momenten, in denen ihr die eigene Armut im Abgleich mit ihren Entbehrungen bewusst vor Augen geführt wird. Viele der Gesprächspartnerinnen wenden diese Strategie an. Auch in der Armutsforschung wird der soziale Rückzug und die eingeschränkte soziale Teilhabe Betroffener konstatiert, oftmals jedoch ausschließlich materiell begründet. Dass es sich hierbei auch um affektiv motivierte Praxen handelt, die Betroffene strategisch einsetzen, um sich

den emotionalen Auswirkungen des Vergleichs zu entziehen, zeigen die hiesigen Ausführungen.

Metaphorisch eignet sich das Schaufenster besonders gut, um den Mechanismus dieser Strategie offenzulegen. Vor dem Schaufenster stehend wird der altersarmen Frau vor Augen geführt was es gibt, die Glasscheibe symbolisiert gleichzeitig die Trennlinie, denn die außenstehende Position der Betrachterin verwehrt ihr den Zugang zu den Objekten, die hinter der Scheibe aufgereiht präsentiert werden. Erst der Blick hindurch offenbart ihr also die Existenz dessen, was sie sieht und gleichzeitig was sie entbehrt. Indem sie sich den Blick durch das Fenster verwehrt, indem sie die Augen verschließt, muss sie sich zumindest nicht mehr direkt mit dem Mangelgefühl (*»das kannst du nicht haben«*) auseinandersetzen. Auch wenn sie sich der Existenz der Objekte wahrscheinlich dennoch im Klaren ist, rücken sie zumindest weiter aus ihrem Bewusstsein und verlieren damit wohl auch an emotionaler Wirkmacht.

Ich komme zu einem weiteren Beispiel: Während des Telefonats stellt sich außerdem heraus, dass Jolanda Fischer zeitgleich zur Teilnahme am Forschungsprojekt *»Prekärer Ruhestand«* als Protagonistin in einer BR-Reportage zum Thema Altersarmut mitwirkte. Die Journalist\*innen seien durch ihre Tätigkeit als BISS-Verkäuferin auf sie aufmerksam geworden und hätten sie aufgrund dessen angesprochen, um sie als Betroffene zu gewinnen. Einmal mehr wird durch diese Interaktion deutlich, dass und wie die Arbeit als Zeitungsverkäuferin stigmatisierend wirkt und Jolanda Fischer durch die bloße Tätigkeit als arm entlarvt und adressiert wird. Nichtsdestotrotz beschreibt sie die Dreharbeiten als überaus bereichernd. Kurzzeitig erhebt sich die Tonlage ihrer Stimme, um einige Zeit später wieder abzufallen. Sie berichtet enthusiastisch von den vielen netten Begegnungen am Set und davon, wie sich alle wertschätzend um sie gekümmert hätten. Es lässt sich interpretieren, dass die Funktion als Hauptdarstellerin Jolanda Fischers Anerkennungsdefizit kompensierte, die Sehnsucht nach Aufmerksamkeit und Bestätigung stillte und der Respondentin zudem die Möglichkeit eingeräumt wurde, ihrer Frustration über den geplatzten Traum einer abgesicherten Rente Luft zu verschaffen. Das Eingebunden-Sein in ein Projekt, die sozialen Interaktionen, die sie als rundum positiv erzählt, und nicht zuletzt das Umsorgtwerden stehen hier exemplarisch für soziale Teilhabe, die sie in ihrem Alltagsleben so schmerzlich vermisst und fungieren als Kontrastfolie zu dem zu Beginn des Telefonats beklagten *»Verrat«* auf so vielen Ebenen. Für Jolanda Fischer barg dieses ganztägige

Ereignis mit diversen Drehorten und einer Vielzahl an Beteiligten nicht nur eine befriedigende Abwechslung zum monotonen, vereinzelt und strapazierenden Alltag, sondern eine enorme Aufwertung ihres Selbst. Dieser positive Anerkennungseffekt zeigt sich umso drastischer, als sie anschließend verzweifelt weitererzählt, die Anfrage für eine Nachfolgeproduktion abgelehnt zu haben. Unverständnis ob dieser Handlung drängt sich auf. Warum entzieht sich Jolanda Fischer der Möglichkeit, ein weiteres Mal Teil eines derart positiv empfundenen Spektakels zu sein und sich erneut Anerkennung zu holen?

Rückwirkend beschreibt sie die Zeit nach dem Filmdreh als furchtbar und geprägt von depressiven Phasen. Als zentral hebt sie den Moment hervor, nachdem das Fernseheteam wieder weg gewesen sei und sie alleine zurückblieb. Dieser Moment habe sie in eine emotionale Krise gestürzt. Ihr existenzielles Begehren nach Anerkennung wurde im Rahmen dieses konstruierten Raumes für sie zur Wirklichkeit – aber nur für eine begrenzte Zeit, so die Interpretation. Das Filmset wurde zur Vergleichsfolie und ließ sie maßgeblich spüren, wie ihr Leben auch sein könnte. Ihre tiefsitzenden, sozialisierten und inkorporierten Träume von einem respektablen und anerkennungswürdigen Leben im Alter manifestierten sich in beschriebenem Ereignis und verdeutlichten ihr damit, dass ihre Imaginationen nicht nur theoretisch lebbar sein könnten, sondern auch tatsächlich real lebbar sind, ihr aber langfristig verwehrt bleiben. Diese Erkenntnis, hervorgebracht durch den Fall zurück auf ihre gesellschaftliche Positionierung am Rande und eben nicht in der Mitte der Gesellschaft als eingebundene und anerkannte Hauptdarstellerin ihres Lebens, sondern als oft handlungssohnmächtige und vielfach missachtete Unbekannte, erfuhr sie als tiefgreifende emotionale Zerrüttung. Erneut entfaltet sich die negative Affektualität innerhalb einer Differenz, nämlich zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Retrospektiv scheint der Filmdreh ihr armutsbedingtes Einsamkeitsgefühl zu verschlimmern, weil ihr etwas gegeben wurde, das sie im nächsten Moment vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Lage sogleich wieder entbehren musste. Mehrfach äußert sie sich schockiert über diese emotionale Regung, obwohl es sich doch eigentlich um fremde Menschen gehandelt habe, mit denen sie diese intensive Zeit verbrachte. Einen solchen emotionalen Einbruch wolle sie nicht wieder erleiden müssen, weshalb sie sich dagegen entschied, ein weiteres Mal mitzuwirken – ein Akt des Selbstschutzes, genau wie der vermiedene Blick durchs Schaufenster.

Die Erkenntnis, dass sie selbst den Verlust dieser losen und momenthaften Beziehungen als so schmerzhaft empfindet, führt die Tragweite der Einsamkeit vor Augen, mit der Jolanda Fischer konfrontiert zu sein scheint. »Einsamkeit hat verschiedene Gesichter«, so Bohn (2008, S. 17; zu den diversen Unterscheidungskriterien ausführlich ebd., S. 17–21). Zu unterscheiden ist u. a. zwischen der selbstgewählten positiv konnotierten Einsamkeit, dem bewussten Rückzug in das Alleinsein, welchen das Subjekt als Freiheit und Unabhängigkeit empfindet, als Raum zum Denken, Kreativsein etc., und jener Einsamkeit, die dem Subjekt unfreiwillig widerfährt und über dessen Länge und Dauer es keinerlei Entscheidungsgewalt hat (u. a. Bohn 2008, 19 f.; Kinnert und Bielefeld 2021, S. 62–64). Die Publizistin Diana Kinnert bringt die Spezifik der unfreiwilligen Einsamkeit in dem Buch »Die neue Einsamkeit« wie folgt auf den Punkt:

»Dem Einsamen, um den es mir geht, ist genau das verwehrt. Sein Alleinsein ist dauerhaft, ohne absehbares Ende. Ein eklatanter Unterschied. Denn ein Leid mit bekanntem Ende ist entschieden leichter zu ertragen als ein Leid ohne absehbares Finale.« (Kinnert und Bielefeld 2021, S. 64)

Diese Einsamkeit ist es, die sich Jolanda Fischer einverleibt hat. Sie ist auf Dauer angelegt. Sie lässt sich nicht abwenden, sie tut weh – und das nicht nur psychisch, sondern auch physisch, wie neueste Forschungen zeigen (u. a. Spitzer 2019). Sie lässt sich lediglich in der Tiefe des Empfindens mildern und modellieren. Indem sich Fischer den Kontexten anererkennungswürdiger Sozialität gänzlich entzieht und sich selbst isoliert – sei es das Nicht-Einlassen auf den Kontakt mit den neuen Nachbarinnen, die Absage an das Fernseheteam, oder der Abbruch unserer Forschungsbeziehung, zu dem ich gleich kommen werde – vermeidet sie einen krisenbehafteten Rückfall schmerzhafter Vereinsamung. So gesehen kann diese Form der Selbstisolation als bedingter Moment von Handlungsfähigkeit gedeutet werden, die das einsame Subjekt jedoch nicht aus der Einsamkeit herauslöst, sondern diese nur lindert, um sich erträglicher in ihr einzurichten.

Auch in meiner Forschungsbeziehung zu Jolanda Fischer lassen sich ähnliche Artikulationen und Handlungsmuster des Sich-Entziehens respektive des sozialen Rückzugs identifizieren, die sich als wahrscheinlicher Grund für ihre Beendigung unseres Kontakts deuten lassen. So adressierte Jolanda Fischer mich nie in meiner Funktion als Forscherin, ganz gleich, wie oft ich versuchte mein Anliegen transparent zu machen, um nicht zuletzt falsche Erwartungshaltungen auszuräumen. Sie adressierte mich vordergrün-

dig in meiner Rolle als Mutter, zeigte großes Interesse an meinem Kind, was sich nicht nur in ihren wiederholten Nachfragen nach seinem Wohlbefinden widerspiegelte, sondern auch in ihrem mehrfach geäußerten Wunsch, Zeit mit uns verbringen zu wollen. Nun könnte dieses Interesse als reine Höflichkeit interpretiert werden. In der Dichte des Materials scheint folgende Analyse jedoch plausibler: Jolanda Fischer hat selbst ein Enkelkind, das schwierige Verhältnis zur Schwiegertochter, die getrennt von ihrem Sohn lebt, beschränkt jedoch ihren Zugang zu diesen. Vor dem Hintergrund ihrer zentralen Ruhestandsimaginationen (u. a. qualitative Zeit mit den Enkel\*innen verbringen) liegt die Deutung nahe, dass meine Subjektposition als Mutter für Jolanda Fischer als Projektionsfläche ihrer entbehrten Wünsche nach Großmutterchaft, nach dem Gebraucht-Werden und Sich-kümmern-Dürfen fungiert. Durch ihre Ansprachen konstruiert die Respondentin unsere Forschungsbeziehung weniger als Verhältnis zwischen Interviewpartnerin und Wissenschaftlerin, sondern vielmehr als Verhältnis zwischen Großmutter, Schwiegertochter und Enkelkind. In ähnlicher Weise wie beim Filmdreh mit dem BR erfährt Jolanda Fischer in der Forschungsbeziehung punktuelle Interaktionen zwischenmenschlicher Nähe, die an jene familiäre Beziehungsstruktur erinnern, die sie in ihrem Alltag schmerzlich vermisst und die in ihrer vereinsamten und entwerteten Subjektposition an besonderer Schwere gewinnt. Es entsteht erneut eine Disbalance zwischen Realität und Begehren. Das zeitlich begrenzte reale Erfahren von sozialer Beziehung und Eintauchen in Vorstellungen davon, wie diese weitergelebt werden könnte, evozieren ein kurzfristiges emotionales Hoch, wirken sich im Nachgang jedoch negativ auf den affektiven Zustand aus, weil sie das Begehren überhaupt erst bewusst aktivieren, es langfristig aber nicht erfüllen können. Durch die Verweigerung dieser sozialen Beziehung kann das einsame Subjekt zumindest emotionale Ausschläge nach oben wie nach unten handlungsmächtig eindämmen. Diese hier identifizierte Handlungs-Affekt-Logik der Einsamkeit ist, wie oben ausführlich dargestellt, der Grund dafür, warum Jolanda Fischer dem BR eine Absage erteilte. Es ist anzunehmen, dass auch der Verlauf unseres Kontakts auf diese Logik zurückzuführen ist. Meine spezifische mütterliche Subjektposition führte der Gesprächspartnerin bestimmte Sehnsüchte vor Augen, die langfristig nicht zu erfüllen waren, sodass sie sich wohl letztlich dazu entschied, den Kontakt abzubrechen. Nach dem Telefonat, in dem sie mir von ihrem Wegzug aus München berichtet und ein weiteres Mal laut darüber nachdenkt, wann sie mich und mein

Kind auf einen Spaziergang treffen könne, sollte ich auf meine darauffolgenden Anrufe und E-Mails keine Antwort mehr erhalten.

Caroline Bohn stellt an anderer Stelle fest, dass Einsamkeitsgefühle immer auch mit Ohnmachtsgefühlen verbunden sind: »Wenn Einsamkeit Verlust an Macht bedeutet, so liegt darin zugleich Unterlegenheit. Einsamkeit und Unterlegenheit leben vom Vergleich« (Bohn 2008, S. 32). Auf Basis der vorherigen Ausführungen ist deutlich geworden, im Rahmen welcher Vergleichsdimensionen sich Jolanda Fischers Einsamkeitsgefühle konstituieren. Die neuen Nachbarinnen, das Schaufenster, das Filmset, die Forschungsbeziehung; sie alle symbolisieren für die Respondentin Kontexte, in denen sich relationale Bezugspunkte des Begehrens entfalten, oder anders, in denen ihr das, was sie gerne hätte, aber aufgrund ihrer marginalisierten gesellschaftlichen Positionierung nicht haben kann, vor Augen geführt wird. Hier entsteht eine Differenz, die negativ affiziert. Sich diesen Momenten zu entziehen ist ihre Handlungsstrategie. Diese kann als eigenmächtig gedeutet werden, bewirkt in zeitlicher Perspektive aber eine zunehmende Vereinzelung. Die hier gefundene und analysierte Form und Ausprägung von Einsamkeit, so lässt sich resümieren, ist die Folge von sozialen Ungleichheitsverhältnissen. Altersarmut führt zur schmerzhaften Vereinzelung, auf welche das Subjekt paradoxerweise handlungsmächtig mit Selbstisolation reagiert, die wiederum eine Verstetigung der Einsamkeit bewirkt. Altersarmut weist in diesem Fallbeispiel über materielle Nöte hinaus und verdeutlicht die affektive Tragweite und Arbeit, die das Subjekt verrichten muss, um die armutsbedingte Einsamkeit alltäglich auszuhalten. Das Abwägen, das Entscheiden, das emotionale Anpassen an einen innerlichen Zustand, der gesellschaftlich bedingt und geformt und damit individuell nicht zu ändern, sondern lediglich mehr oder weniger gut zu ertragen und zu verwalten ist. Einsamkeit lässt sich darüber hinaus als passives Gefühl definieren, da durch seine soziale Struktur der Isoliertheit von anderen eine Kollektivierung der emotionalen Kräfte und aktive Politisierung auszuschließen ist. Dieses Fallbeispiel steht letztlich paradigmatisch für die Missachtung sozialer Wertschätzung in einer leistungsorientierten Erwerbsgesellschaft und zeigt, wie diese das entwertete Subjekt affiziert. »Nicht Empörung, Wut und Widerstand«, so lässt sich hier mit Stephan Lesench resümieren »sondern Erschöpfung, Depression und Selbstzweifel, der Rückzug aus den Strukturen und Prozessen gesellschaftlicher Teilhabe und politischer Partizipation« (2007, S. 162) sind hier die Konsequenzen

hierarchisch organisierter Anerkennungsverhältnisse des modernen Wohlfahrtsstaats.

## 4.2 Kränkung, Zufriedenheit und Zuversicht

### 4.2.1 Prekär? »Ich bin rundum zufrieden« – Ethnografisches Porträt<sup>106</sup>

Regina Kirchhoff feiert ihren 70. Geburtstag. Mehr als 60 Gäste sind ins Münchner Künstlerhaus geladen, eine Jazzband sorgt für die richtige Atmosphäre. Eigentlich hatte sie nicht geplant, so groß zu feiern. Doch am Ende ist die gesellige und im Gespräch überaus präzise Frau sehr glücklich darüber, ihren runden Geburtstag an einem ihr so vertrauten Ort im Kreis ihrer Familie, vieler enger Freundinnen und Freunde und langjähriger Bekannter gebührend zu begießen. Ein weiteres rauschendes Fest, das sich einreicht in die schönen Erinnerungen ihres Lebens, so war und ist sie *»rundum zufrieden«*.

Regina Kirchhoff bezieht Grundsicherung. Aufgrund ihrer geringen Rente von 634 Euro, 512 Euro eigene Altersrente und 122 Euro Witwenrente, ist sie auf diese Aufstockung durch staatliche Unterstützung angewiesen. Auch die Miet- und Heizkosten werden über den Grundsicherungsbedarf abgedeckt. Nach Abzügen weiterer Fixkosten bleiben ihr trotzdem gerade einmal 200 Euro im Monat, *»100 für Essen und 100 zum Verprassen«*. Ihren Mann pflegte sie bis zum Tod. Der gemeinsam betriebene Musikalienhandel hatte ein paar Jahre zuvor Insolvenz anmelden müssen. Objektiv gesehen keine sehr positive Bilanz, ein fragiles – wahrlich prekäres – System der Existenzsicherung.

Dass es sich bei diesen beiden Frauen – der einen, die im großen Stil ein Fest gibt und der anderen, die kaum über die Runden kommt – um ein und dieselbe Person handelt, ist zunächst schwer zu glauben. Dieser Gegensatz löst sich ein Stück weit auf, wenn man ihre Geschichte ausführlich und

---

<sup>106</sup> Das nachfolgende ethnografische Porträt ist eine leicht überarbeitete Fassung des Textes »Prekär? – »Ich bin rundum zufrieden« (Rau 2019c), der erstmals im Sammelband »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen« (Götz 2019a) erschienen ist. Das Porträt basiert auf einem Interview, das ich am 06.07.15 mit Regina Kirchhoff in ihrer Wohnung geführt habe. Grundlage der nachfolgenden Analysen bilden darüber hinaus mehrere informelle Treffen mit der Respondentin während diversen projektbezogenen Veranstaltungen.

von Anfang an erzählt. Regina Kirchhoff ist in der Nachkriegsgesellschaft in München aufgewachsen. Obwohl sie entsprechend mit den allgemein knappen Ressourcen dieser Jahre konfrontiert war, beschreibt sie ihre Kindheit in einem mittelständischen Elternhaus rückblickend als »glücklich«. Sie besuchte das Gymnasium und studierte anschließend Sozialpädagogik und Psychologie. Schon immer musikalisch interessiert, absolvierte sie während des Studiums ein Praktikum in einer Musikschule. Dort begegnete sie 1969 ihrem zukünftigen Mann, einem leidenschaftlichen Musiker und Musikprofessor, der 1968 während der Zeit des Prager Frühlings aus seiner Heimatstadt Prag geflüchtet war und mit Hilfe einer Bekannten in München eine Anstellung als Musiklehrer in dieser Musikschule gefunden hatte. 1970 heirateten sie. Die Musik als gemeinsame tiefe Verbindung und beschwingt vom rapiden Wirtschaftswachstum der Nachkriegsjahre und der Demokratisierung auch der musikalischen Bildung zeigten sie sich risikobereit und entschlossen sich dazu, gemeinsam ein Musikaliengeschäft zu eröffnen:

*»Wenn es nicht klappt, wir haben ja Abschlüsse, wir haben ja unsere Berufe, dann hören wir auf, basta. Und da sind wir aber, 1970, sind wir in eine Zeit reingekommen, das war, ich weiß gar nicht, ein wirtschaftlicher Aufschwung, und vor allen Dingen im Musikbereich ein Riesenaufschwung. Und darum hat das einfach super geklappt. Super, doch.«*

Das Geschäft entwickelte sich zu einem der angesehensten der Stadt, sogar eine Musikschule konnten die beiden eröffnen. Das Familienunternehmen florierte, zu den besten Zeiten beschäftigte das Ehepaar Kirchhoff mehrere Angestellte und unterrichtete fast 500 Schüler:

*»Und damit waren wir natürlich in der Szene total integriert. Da haben wir Lehrgänge, Musiklehrgänge und alles Mögliche gemacht. Also wir haben [...] wirklich tolle Leute kennen gelernt.«*

Regina Kirchhoff und ihr Mann verbrachten zufriedene Jahre, in denen sie finanziell sehr gut gestellt waren:

*»Und muss ganz ehrlich sagen, wir haben auch immer Geld gehabt. [...] In München hatten wir immer Riesenwohnungen, also wunderbar.«*

Später bezogen sie zudem einen Zweitwohnsitz im Münchner Umland. Die gemeinsamen Kinder erzogen sie gemäß ihrer positiven und risikobereiten Lebenseinstellung ebenso zu Freigeistern, Sicherheitsdenken und Zukunftsorientierung standen eher im Hintergrund:

*»Ich habe ein paar Freundinnen, die einfach so auf Sicherheit, feste Anstellung, so was, aus sind. Die haben immer gesagt: [strenger Ton] ›Du, kannst du deinen Kindern nicht sagen, dass die einfach mal was Festes machen?‹ Sag ich: ›Die sollen glücklich sein, was soll es, ja?‹«*

Glücklich war und ist Regina Kirchhoff durchaus, insbesondere die gemeinsame Lebenszeit mit ihrem Mann beschreibt sie als überaus bereichernd. Noch heute schwärmt sie von der Beziehung, wenn sie von dem mittlerweile seit einigen Jahren Verstorbenen berichtet, und resümiert nachdenklich:

*»Doch, war wirklich schön. [...] Und wir haben auch ein interessantes Leben gehabt. Ach Gott, was heißt [gehabt], ein interessantes Leben habe ich immer noch. Aber zu zweit vor allen Dingen, ja. [...] Nein, er war toll, er war wirklich toll in der Beziehung.«*

Selbst als sie auf die teure Investition des Mannes zu sprechen kommt, wegen der das jahrzehntelang erfolgreiche Familiengeschäft letztlich in die Insolvenz geriet, behält sie denselben liebevollen und respektvollen Ton bei. Sie nimmt dabei sogar die Schuld auf sich:

*»Und mein Mann war ein sehr kreativer Mensch, phantasievoll, hat am Tag 100 Ideen entwickelt, wobei ich 99 gekappt habe [lacht]. Und eine Idee war dann ein kleines bisschen eine Schnapsidee, die ich leider nicht kaputt gemacht habe, ja. Und da hat er sich dann ein kleines bisschen, oder da haben wir uns ein kleines bisschen finanziell übernommen.«*

Die notwendige Risikobereitschaft, die das Paar schon zur gelungenen Gründung des Geschäfts verholfen hatte, blieb auch in der Folgezeit Teil ihrer optimistischen Lebenseinstellung. Zwar schlossen die beiden eine Lebensversicherung ab. Als diese dann jedoch ausbezahlt wurde, seien sie noch nicht alt genug gewesen, so Regina Kirchhoff, sie hätten das Geld noch nicht gebraucht. Und so wurde es kurzerhand in Instrumente investiert. Neben der Arbeit im Geschäft und der Musikschule entwickelte Regina Kirchhoffs Mann einige technische Geräte im Musikbereich, die sich sogar international verkaufen ließen. Die beiden zögerten auch nicht, große Beträge zu investieren, um seine Innovationen auf den Markt zu bringen. So war es auch bei seiner letzten Idee. Über 200.000 damalige D-Mark kostete deren Realisierung, doch am Ende blieb der Erfolg aus: Nicht zuletzt, weil Regina Kirchhoffs Mann zu dieser Zeit schwer erkrankte. Einige Jahre nach der Krebs-Diagnose ihres Mannes musste Regina Kirchhoff schließlich Insolvenz anmelden und das Geschäft schließen: *»Wenn er noch voll arbeitsfähig gewesen wäre, dann wäre es vielleicht noch gegangen. Aber dann ging es halt nicht mehr.«*

Den zweiten Wohnsitz hatte das Paar altersbedingt schon zuvor aufgegeben und sich in München in einer Zweizimmerwohnung eingerichtet. Dort kümmerte sich Regina Kirchhoff um ihren Mann, dessen Krankheit schleichend voranschritt, und zunächst, bis es in die Insolvenz ging, gleichzeitig um das Geschäft; eine Doppelbelastung, die auch ihr schwer zusetzte:

»Und ich muss ganz ehrlich sagen, schwierig war es psychisch für mich. Ich bin hier mit einem schlechten Gewissen weggegangen und ich bin im Geschäft mit einem schlechten Gewissen weggegangen. Also an und für sich, ein Geschäft braucht 90 bis 100 Prozent Einsatz. Ein kranker Mann, ein pflegebedürftiger [...], braucht auch 90 bis 100 Prozent Einsatz. Und ich habe beides geteilt.«

Die Insolvenz des Geschäfts 2011 konnte Regina Kirchhoff letztlich nicht abwenden. Nach dem Tod ihres Mannes 2012 blieb sie alleine zurück, ohne finanzielle Absicherung und Rücklagen. Denn zusätzlich Gespartes hatte das Paar nicht, an Altersvorsorge hatten die beiden kaum gedacht:

»Sicherheit gibt es generell nicht. Und wir haben dann einfach gedacht, mit unseren beiden Renten und natürlich noch mit Musikunterricht und mit so was dazu, können wir es ganz gut schaffen. Und dann konnte mein Mann eben keinen Musikunterricht mehr geben.«

Die Erkrankung des Mannes durchkreuzte somit die optimistische Zukunftserwartung des Ehepaares. Die Insolvenz des Geschäfts war kaum vorstellbar gewesen. Hinzu kommt, dass Regina Kirchhoff, wie viele »mitarbeitende« Ehefrauen dieser Generation, im eigenen Geschäft nur auf Minijob-Basis angestellt war. Auch vor der Gründung des Geschäfts war sie kaum erwerbstätig, hat im Grunde nie nennenswert in die Rentenkasse einbezahlt. Ebenso weist ihr Mann durch sein Unternehmertum eine ähnlich magere staatliche Rente auf, womit auch die Witwenrente gering ausfällt. Selbstständige müssen bislang nicht in die Rentenversicherungen einzahlen.

Wie schon in vielen Momenten ihres Lebens versteht sich die unternehmungslustige Frau trotz der Schicksalsschläge weiterhin als selbstbestimmt, nimmt die Zügel in die Hand und bleibt vor allen Dingen positiv, denn »das Gut-Gehen oder Nicht-Gut-Gehen, das ist eine Frage der Einstellung«. Für die ehemalige Geschäftsfrau war diese Form des unternehmerischen Aktivismus Teil ihres Erfolges, daran hält sie fest. Diese an den Tag gelegte optimistische Haltung scheint ihr auch über die von außen betrachtet deutlich verschlechterten Lebensumstände im Alter hinwegzuhelfen. So ist sie nach wie vor viel beschäftigt. Wie seinerzeit als Geschäftsinhaberin, zuletzt mit Doppelbelastung durch die Pflegeaufgabe, ist ihr Alltag auch heute noch straff durchgetaktet: »Ich habe genug. [Lachen] Genug.« Ihr Kalender liegt neben ihr auf dem Küchentisch, dort notiert sie alle wichtigen Termine. Als ihre Tochter anruft, um ein baldiges Treffen zu verabreden, muss sie diese auf eine Woche später vertrösten.

So ist Regina Kirchhoff beispielsweise ehrenamtliches Mitglied einer Prüfungskommission im Musikbereich. Hierfür erhält sie auch eine Auf-

wandsentschädigung. Zusätzlich zu dieser Tätigkeit hatte sie auch überlegt, sich wie eine Bekannte bei einer sogenannten »Leihoma«-Plattform anzumelden, um sich mit Hilfe solcher Betreuungsaufgaben noch etwas hinzuzuverdienen, entschied sich jedoch letztlich dagegen:

*»Wenn ich das machen würde, dann wäre das ja eine offizielle Geschichte wieder, dann würden die [das Sozialamt, Anm. d. Verf.] mir das ja bloß wieder [von der Grundsicherung, Anm. d. Verf.] abziehen. Ich habe es mir oft überlegt, ob ich was annehme. Dann habe ich mir gedacht: »Bin ich eigentlich blöde?«*

Da Einkünfte bislang von der Grundsicherung im Alter abgezogen werden, arbeitet Regina Kirchoff lieber nur ehrenamtlich. Aufwandsentschädigungen für ehrenamtliche Tätigkeiten können im Gegensatz zu Zuverdiensten aus Erwerbstätigkeit bis 200 Euro monatlich anrechnungsfrei bleiben. Neben ihrer Tätigkeit in der Prüfungskommission geht Regina Kirchoff außerdem regelmäßig – allerdings ohne Aufwandsentschädigung – in einer nahegelegenen Grundschule zum Vorlesen zu ihren »Lesefüchsen«, wie sie sie liebevoll nennt. Gelegentlich hilft sie dort auch mit Förderunterricht weiter, beispielsweise durch einen Deutsch-Intensivkurs für einen polnischen Schüler. Regina Kirchoff engagiert sich heute zudem aktiv in der städtischen Alten- und Seniorenpolitik. Generell nutzt sie viele Veranstaltungen der altersspezifischen Institution, die meist umsonst oder kostengünstig angeboten werden. Sie geht beispielsweise einmal die Woche für einen Euro pro Abend zum Tischtennispielen und ist nach wie vor kulturell sehr interessiert: *»Ich gebe mein Geld weitgehend für Theater, Konzert, natürlich Essen, okay, irgendwas brauche ich ja, aus.«* Auch hier weiß sie sich zu helfen und setzt sich in den Nebentönen ihrer Rede von den weniger Findigen ab, um ihrem Zurechtkommen mit knappen Mitteln Geltung zu verleihen:

*»Und ich muss Ihnen mal ganz ehrlich sagen, in München ergibt sich wirklich viel. Auch wenn man kein Geld hat. Also, wenn man das, was ich habe, [...] dann kriegt man einen München-Pass [...]. Und wenn man diesen München-Pass hat und sich interessiert, das weiß natürlich auch nicht jeder, aber es interessiert sich auch nicht jeder, dann kann man sich bei dem »Kulturraum« [einem gemeinnützigen Verein, Anm. d. Verf.] melden. [...] Und dann bieten die einem zum Beispiel kostenlos Karten an, für Konzerte, für Theater. Und was ich so nett finde, die bieten immer zwei Karten an.«*

Von weiteren kostengünstigen Veranstaltungen erfährt die Rentnerin über ihr nun schon seit über 50 Jahren bestehendes Zeitungsabonnement, das sie sich weiterhin leistet. Lieber spart sie an anderen Stellen. So wird der hauseigene Buchbestand nicht weiter vergrößert. Ihrer langjährigen Leidenschaft für Bücher geht sie mittlerweile hauptsächlich in Bibliotheken

nach oder leiht sich Bücher aus dem öffentlichen Tauschbücherstand eines nahegelegenen Parks. Den Büchergutschein, den sie zuletzt von Freundinnen zum Geburtstag erhielt, nahm sie dankend an, nutze ihn aber nicht für sich selbst, sondern verschenkte ihn zu Weihnachten weiter. Auch so konnte sie Kosten einsparen.

Zudem kommt ihr wie auch anderen Interviewten jetzt im Alter zu Hilfe, in der Nachkriegszeit geboren worden zu sein: *»Aber wir sind schon noch so aufgewachsen, dass man auch mit Resten tolle Sachen kochen kann. [...] Und das muss ich sagen, das merke ich jetzt mehr und mehr, dass mir das hilft eigentlich, ja.«* Außerdem sammelt sie schon lange Münzen. Zunächst waren es noch Fünf-Mark-Stücke, heute sind es Zwei-Euro-Stücke, die alle in eine Sparbüchse wandern und entweder als Notgroschen am Monatsende bereitstehen oder für kleine Extras eingesetzt werden.

Nicht zuletzt sind es aber insbesondere die ein Leben lang aufgebauten sozialen Netzwerke, die der geselligen Frau helfen, die alten Lebensgewohnheiten trotz der finanziell prekären Situation aufrecht zu erhalten: *»Also ich muss ehrlich sagen, ich habe einen gut vernetzten Kreis.«* So erhält sie auch Freikarten oder zumindest günstigere Karten über ihre *»guten Beziehungen zum Theater«*, wird von Freundinnen zu kleinen Reisen eingeladen oder bekommt einstweilen sogar kleine Geldbeträge geschenkt: *»Na ja, ich kriege, ich habe schon ein paar Freundinnen, die mir dann mal zu Weihnachten oder so was schenken, ja.«* Da ihr Freundeskreis hauptsächlich aus pensionierten Lehrerinnen und Lehrern besteht, ist sie allerdings die Einzige, die von Grundsicherung lebt. Wenn das Geld am Monatsende nicht mehr ausreicht und ihre Freundinnen Essen gehen, bleibt Regina Kirchhoff zu Hause, was sie aber nicht weiter schlimm findet: *»Deshalb bin ich aber nicht unglücklich, weil ich an einem anderen Tag dann gehe.«* Ebenso kann sie sich keine großen Urlaube wie ihre gut situierten Freundinnen leisten. Auch das störe sie nicht.

Hinter dieser offensichtlichen Zufriedenheit, an der die Rentnerin selbst aktiv beharrlich arbeitet, steht eine gelassene und fast abgeklärte Haltung gegenüber dem eigenen Alter(n), wie sie sich der einschlägigen Forschung nach häufig bei Älteren findet, auch wenn diese aus Sicht der Jüngeren mit vielen Belastungen und Einschränkungen zu kämpfen haben. Die fast entspannte Einstellung gegenüber dem Umstand, dass vieles jetzt einfach nicht mehr geht, speist sich bei dieser Interviewten vor allem daraus, dass sie mit ihrem Mann so viel Schönes erlebte und jetzt von ihren reichhaltigen Erinnerungen zehren kann.

Allerdings helfen ihr diese Erinnerungen an ein reiches Leben nicht in allen Situationen. Nicht immer kann sie sich gelassen zurücklehnen, gelegentlich wird ihre materielle Prekarität überaus wirkmächtig. So erhielt sie ein Schreiben des Sozialamts, dass ihre jetzige Wohnung aufgrund des Grundsicherungsbezuges um 49 Euro zu teuer für sie sei, und es wurde gefordert: »Wenn Sie nicht ein Zimmer vermieten können, müssen Sie ausziehen und sich eine billigere Wohnung suchen.« Da es sich bei dem einen ihrer beiden Zimmer jedoch um ein Durchgangszimmer handelt, ist eine Untervermietung ausgeschlossen. Zwei Jahre zog sich der Briefwechsel mit der Behörde, letztlich scheint das Amt, aus welchen Gründen auch immer, die Forderung fallengelassen zu haben:

*»Und dann habe ich also zwei Jahre lang meine Wut gehabt. Und dann habe ich dem Sozialamt zurückgeschrieben, ich habe lieber um die 49 Euro weniger pro Monat zum Leben, aber ich bleibe in meiner Wohnung. Und jetzt haben sie nicht mehr darauf reagiert. Jetzt habe ich einen neuen Bescheid, aber da haben sie nicht reagiert, dass ich ausziehen muss. Aber ich ziehe auch nicht aus, ich denke ja gar nicht dran.«*

Angesichts solcher existenziellen Verunsicherungen ist der Grundsicherungsbezieherin besonders wichtig, dass ihr weiterhin der große Freundeskreis zur Seite steht und ihr über ihre finanziellen Einbußen bisweilen hinweghilft. Nur so war es möglich, dass Regina Kirchoff zu ihrem 70. Geburtstag ins Künstlerhaus laden konnte:

*»Ich habe gar nicht vorgehabt, einen großen Geburtstag zu feiern. Und dann habe ich Freunde, die haben eine Jazzband. In unserem Alter. ›Sag mal, wie teuer seid ihr, wenn ihr privat spielt für mich?‹ Und dann hat der eine erst gesagt: ›Wir verlangen tausend Euro.‹ Dann habe ich gesagt: ›Prima, vergessen wir es.‹ Dann sagt der andere: ›Wofür wär' das denn?‹ Dann habe ich gesagt: ›Na ja, ich habe einen runden Geburtstag nächstes Jahr, im Juni.‹ Und dann sagt der: ›Mhm, für einen runden Geburtstag bei dir, wärst du mit hundert Euro einverstanden?‹ Und dann habe ich mir gedacht: ›Da sage ich nicht nein.‹ Und jetzt verlangt er statt den hundert Euro gar nichts. [...] Und dann habe ich gesagt, dann habe ich im Künstlerhaus die Präsidentin, das ist [...] eine gute Bekannte seit dreißig Jahren, ob ich den einen Raum haben könnte. Und dann sagt sie: ›Aber Frau Kirchoff, natürlich!‹ [...] Und dann habe ich mir gedacht: ›Prima, jetzt muss ich schon einen großen Geburtstag feiern, wenn ich einen Raum habe und wenn ich die Kapelle habe.«*

Letztlich ist es die Summe der positiven Lebensereignisse, gepaart mit ausgeklügelten Sparstrategien und -techniken wie auch einem ausgeprägten sozialen Netzwerk, die ihr geholfen haben, ihre persönlichen und materiellen Verluste, ausgelöst durch den Tod des Partners und die Insolvenz des Geschäfts, nicht nur zu bewältigen, sondern am Ende sogar erneut positiv und weitgehend gelassen zu bilanzieren:

»Ehrlich, ich habe ein ausgefülltes Leben (lacht). Ich liebe meine Konzerte, Theater, all diese Dinge. [...] Ah, ich habe genug zum Leben. [...] Aber wissen Sie, es ist eine Persönlichkeitsfrage auch. Und ich bin einfach ein positiv denkender Mensch.«

#### 4.2.2 Weibliche Selbstverhandlungen vor dem Hintergrund abwertender Armutszuschreibungen

Regina Kirchhoff strukturiert ihre Lebensgeschichte entlang sozialer Nahbeziehungen, die sie auch jetzt im prekären Alter als eine wichtige Stütze verhandelt. Freund\*innenschaft und Partnerschaft lassen sich als wesentliche Narrative identifizieren. Zufriedenheit steht im Zentrum ihrer narrativen Identität. In ihrer Selbsterzählung rekurriert die Interviewte mehrfach auf ihre optimistische Lebenseinstellung, auf gängige Armutszuschreibungen reagiert sie mit Abwehr und Zurückweisung. Ihr Lebensverlauf folgte einer traditionellen weiblichen Normalbiografie. Dem bürgerlichen Milieu zuzuordnen, verfügt sie über ein hohes Bildungskapital, orientierte sich mit der Eheschließung zunächst an der Kindererziehung und später an der beruflichen Verwirklichung und Unterstützung ihres Mannes, der erst als Komponist und später als Musikalienhändler das Familieneinkommen generierte. Wenngleich sie das gemeinsame Musikaliengeschäft gleichberechtigt mitführte, war sie formell jedoch als geringfügig Beschäftigte angestellt. Die Insolvenz des Geschäfts bedingte Regina Kirchhoffs Altersarmut. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie 71 Jahre alt und bezog Grundsicherung im Alter.

Auffällig an diesem Fallbeispiel ist, dass objektivierte und gefühlte Prekarität maximal auseinandergehen. Im Gegensatz zu vielen anderen der Befragten, insbesondere zu der zuvor porträtierten Jolanda Fischer, die sich als gescheitertes Subjekt erzählt, versteht sich Kirchhoff als zufrieden und zuversichtlich. Im Vordergrund stehen hier positive Affekte, die im Verhältnis zu den anderen feldspezifischen Affizierungen wie Minderwertigkeitsgefühlen, Einsamkeit, Sorgen, Melancholie, Scham und Schuldgefühlen, Ängsten oder auch Ohnmachtsgefühlen zunächst nicht ins Bild zu passen scheinen. Wird Zufriedenheit und Zuversicht jedoch bereits als Strategie gedeutet, mit der die Respondentin einer anderen Form der negativen Affizierung entgegenarbeitet, löst sich die anfängliche Ungereimtheit auf. So werde ich im Folgenden Schritt für Schritt herausarbeiten, dass dieses Fallbeispiel hintergründig durch den Affekt der Kränkung dominiert ist.

Kränkung ist zu verstehen als negatives Auseinanderdriften von Selbst- und Fremdbild, eine Differenz von Selbstverhältnis und Adressierung durch andere. Das Subjekt fühlt sich durch eine der eigenen Wahrnehmung nicht entsprechende Zuschreibung und Einordnung nicht erkannt oder gesehen und dementsprechend entwürdigt (Haller 2017; Adelmeyer und Haase 2023). Dabei wird zwischen kollektiver oder gesellschaftlicher Kränkung sowie Kränkung durch andere unterschieden. Gesellschaftliche Kränkung tritt beispielsweise auf, wenn

»Personen oder Personengruppen [...] öffentlich gekränkt, diskriminiert, diffamiert und gedemütigt [werden], z.B. Mobbing oder Ausgrenzung aufgrund eines Merkmals wie Hautfarbe, Homosexualität oder *Vermögen*.« (Adelmeyer und Haase 2023, Herv. d. Verf.)

Armut ist somit ein Feld das potenziell zu gesellschaftlicher Kränkung führen kann, indem Personen, die von Armut betroffen sind im öffentlichen Diskurs gemein hin herabgesetzt und oft der Selbstbeschuldigung bezichtigt werden. Ob und in welchem Ausmaß eine Person durch gesellschaftliche Kränkung affiziert wird, hängt von verschiedenen Faktoren ab, u. a. Vorerfahrungen, Alter, Geschlecht oder auch Selbstwertgefühl. Zentral ist, dass Kränkungsgefühle negativ wirken und dass sie meist unterbewusst und nicht notwendigerweise als solche reflektiert und thematisiert werden (ebd.), sodass sie als Deutungsangebot zunächst nicht direkt greifbar sind, jedoch verschiedene Kränkungsreaktionen hervorrufen. Kränkung, so Adelmeyer und Haase,

»berührt das Identitätsgefühl, lässt den oder die Gekränkte das Gesicht verlieren, wird als unutilitar und wie eine innere Lähmung erlebt [...]. Diese sehr schmerzhaften Emotionen werden in dem Kränkungsmoment aber gar nicht bewusst wahrgenommen, sondern abgewehrt [...] in Form eines Rückzugs, eines Gegenangriffs oder durch das Einnehmen einer passiven Opferrolle.« (ebd.)

Abgeleitet aus Regina Kirhhoffs diversen Abwehrstrategien gegen passivierende und negativ konnotierte Armutsbilder will ich diese Lesart zunächst Schritt für Schritt entfalten, um schließlich danach zu fragen, wie Regina Kirhhoff sich im Kontext weiblicher Altersarmut und trotz ihrer objektiv prekären Lage und ihrer potenziellen Vulnerabilität gegenüber Kränkungsgefühlen Zufriedenheit und Zuversicht generiert. Außerdem interessiere ich mich dafür, ob und wie es dem gekränkten Subjekt gelingt dabei Handlungsmacht zu konstruieren und ob diese kollektiviert werden kann. Die Analyse wird u. a. zeigen, dass Kirhhoff anders als Fischer subtileren Formen der Missachtung ausgesetzt ist, sich diesen aber nicht gänzlich

entziehen kann, sondern ebenso strategisch damit umgehen muss. In Honneths Stufenmodell intersubjektiver Anerkennungsverhältnisse (Honneth 2003) gedacht, lassen sich Kirchhoffs Strategien im Umgang mit der negativen Affizierung durch Armutszuschreibungen insbesondere im Bereich der Liebe verorten. Konkret versucht sie der Entwürdigung durch ihren Armutstatus über soziale Nahbeziehungen zu begegnen, unter denen ich ihre Partnerschaft sowie Bekanntschaften und Freundschaftsverhältnisse subsumiere. Die These lautet, dass sich Kirchhoff durch diese narrativen Bezüge auf ihr soziales Umfeld als anerkanntes und damit zufriedenes Subjekt konstruiert und so gesellschaftlichen Armutsstigmata und entsprechenden entwertenden Gefühlen entgegenarbeitet. Mittels einer affekttheoretischen Perspektive auf Kapitalzusammenhänge verorte ich ihre Grundzufriedenheit und ihre zuversichtliche Haltung schließlich als Ergebnis eines habituell geprägten Vertrauens in Sozialkapital, basierend auf dessen tatsächlicher Verfügbarkeit.

#### 4.2.3 Selbst- versus Fremdbild – Das gekränkte Subjekt und seine Abwehrstrategien

Entgegen der im letzten Fallbeispiel porträtierten Jolanda Fischer, deren zentrales Minderwertigkeitsgefühl sich in ihrer Selbstbeschreibung als »Nichts« widerspiegelt, beschreibt sich Regina Kirchhoff als »rundum zufrieden«. Im Gespräch verweist sie außerdem mehrfach auf ihre Kreativität sowie ihre positive Haltung und ihren Optimismus, die sie trotz ihrer Armutslage beibehalten hat. Sie stellt dies als ihre wesentlichen Charaktereigenschaften heraus. Im Gegensatz zu Fischer, deren Selbstbild mit stereotypen Armutsbildern gescheiterter Existenzen identisch zu sein scheint, bleibt im Fallbeispiel Kirchhoff eine Differenz zwischen Selbst- und gängigem Fremdbild der altersarmen Frau. Zwar positioniert sie sich statistisch betrachtet als arm und das nicht nur im Gespräch mit uns, sondern auch in einem Interview mit einer großen Tageszeitung. Auch dort wird sie als altersarm vorgestellt, um das gängige Bild der Bedürftigen sogleich durch ihre Selbstrepräsentation als kompetente und stets handlungsmächtig Agierende zu konterkarieren<sup>107</sup>. Dass sie sich also entgegen ihrer objektiven Selbsteinordnung jedoch nicht als verunsichert und abhän-

---

<sup>107</sup> Zum Schutz der Anonymität kann hier keine Quelle angegeben werden.

gig zuordnen (lassen) will, untermauert neben ihren Selbstbeschreibungen während der Interviews mit uns sowie der Tageszeitung eine weitere Feldbeobachtung. Regina Kirchhoff wurde mir von der Leiterin eines Alten- und Service-Zentrums (ASZ) vorgestellt, die um ihre finanzielle Situation wusste. Die Interviews mit der Respondentin wurden konkret zum Umgang mit Altersarmut geführt. Regina Kirchhoff hat sich also nicht nur selbst als von Armut Betroffene zu erkennen gegeben, sie wurde auch von außen, nämlich von der ASZ-Leiterin und von mir, als solche adressiert. Diskursiv wirkt Armut abwertend, dies zeigt nicht zuletzt der Fall Fischer in all seiner Tragweite. Dieser subtilen gesellschaftlichen Stigmatisierung ist unweigerlich auch Regina Kirchhoff ausgesetzt, denn das Subjekt kann sich nicht außerhalb gesellschaftlicher Diskurse verorten, sondern nur zu ihnen verhalten. Dass sich Kirchhoff überhaupt mit gesellschaftlichen Stereotypisierungen und Fremdzuschreibungen konfrontiert sieht und darum bemüht ist, sich von diesen abzugrenzen, wird in folgender Szene deutlich: So nahm Regina Kirchhoff an einer Podiumsdiskussion zum Thema Frauen und Altersarmut teil, die im Rahmen des Forschungsprojekts stattfand. Dort stellte sie sich als Vertreterin des Seniorenbeirats vor, die sich politisch für das Thema Altersarmut engagiere und die mit ihrer Rente selbst unterhalb der Armutgefährdungsschwelle liege. In einer anschließenden Debatte um den Prekaritätsbegriff widersprach sie dabei vehement der Zuschreibung, selbst prekär zu sein und verwies auch dort, wie schon in den zuvor geführten Gesprächen, auf ihre allgemeine Zufriedenheit. Ein Kollege des Seniorenbeirats, der mit ihr auf dem Podium saß, warf ihr daraufhin vor, Armutserfahrungen zu relativieren und kritisierte, dass sie mit ihren Aussagen ihr eigentliches Ziel, Altersarmut zu politisieren, verfehlen würde. Kirchhoff beharrte dennoch darauf, selbst nicht prekär zu sein, ihre Leben fest im Griff zu haben und ihre Lage nicht als unsicher oder negativ zu empfinden und wehrte sich weiterhin gegen den Versuch des Kollegen sie als Bedürftige einzuordnen. In dieser kurzen teilnehmend beobachteten Szene wird deutlich, dass die Kritik des Kollegen an Kirchhoffs Positionierung und Selbstdarstellung sie womöglich gekränkt hat. Kränkungen durch andere entstehen laut Adelmeyer und Haase durch

»absichtliche (bewusste) und unabsichtliche (unbewusste) Kränkungshandlungen, die entweder direkt auf die Person ausgerichtet oder indirekt etwas betreffen, was für das Selbstbild des Menschen wichtig ist (Haller 2017, S. 19). Dies kann durch kleinere Kränkungsformen wie Unfreundlichkeiten, Ironie, witzige Anmerkungen und Taktlosigkeiten erfolgen oder durch größere Formen wie Demütigung, Mobbing, Enttäuschung, Diskri-

minierung, Verachtung, Kritik, Ausschluss, Abweisung, Ignoriertwerden oder Spott.« (Adelmeyer und Haase 2023)

Regina Kirchhoffs Selbstbild scheint demnach wohl nicht mit dem ihr vom Kollegen zugeschriebenen Fremdbild übereinzustimmen. Die Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdbild kann dabei ein Gefühl der Kränkung erzeugen, vor allem dann, wenn letzteres als Degradierung wahrgenommen wird. Kränkung entsteht aus einer Verletzung des Selbstwertgefühls oder der Identität einer Person. Sie tritt u. a. auf, wenn Handlungen, Worte oder Situationen als abwertend, respektlos oder ungerecht empfunden werden (ebd.). So lässt sich hier argumentieren, dass dem Prekaritätsbegriff etwas Defizitäres innewohnt, das sich auf das prekarisierte Subjekt überträgt und dieses abwertet. Die Prekaritätszuschreibung wirkt für Kirchhoff sozusagen als Stigma. »Wenn die Stigmatisierung auftritt«, so Erving Goffman,

»wird die Identität der betroffenen Person beschädigt, ihr Selbstwertgefühl wird erschüttert und die öffentliche Anerkennung wird verweigert. Diese negativen Zuschreibungen können [...] die betroffene Person in eine Position der Entwürdigung und Kränkung versetzen.« (Goffman 1967, S. 56)

Zwar bezeichnet sich Kirchhoff während der Interaktion nicht als gekränkt, ihre vehemente Abwehr der äußeren Zuschreibung und ihre Versuche sich selbst immer wieder ins »richtige« Licht zu rücken, ließen sich jedoch als Reaktion auf ein Gefühl der Kränkung deuten. So kann Kränkung zu offensiver Abwehr führen, die sich u. a. in nonverbalen oder verbalen Angriffen zeigt, wie etwa der vehementen Gegenrede und hitzigen Diskussion Kirchhoffs mit ihrem Seniorenbeiratskollegen. So reagierte sie während der beschriebenen Szene mit einer strikten Abgrenzung gegenüber einer destruktiven Konnotation des Prekaritätsbegriffs. Entsprechend ihrer habituellen Prägnanz bewertet sie Unsicherheit gerade nicht negativ, im Gegenteil. Auch im Interview äußerte sich die ehemalige Unternehmerin immer wieder ablehnend gegenüber Sicherheitsbestrebungen, beispielsweise in Form fester Anstellungsverhältnisse. Selbst ihre Kinder habe sie, entgegen der Warnungen ihrer Freund\*innen, als »Freigeister« erzogen, Sicherheitsdenken stets dem Glücklich- und Freisein untergeordnet. Sicherheit und Freiheit konstruiert sie dadurch als Gegensätze. Unsicherheit, so lässt sich hier interpretieren, ist für Kirchhoff aus biografischer Perspektive immer schon positiv konnotiert, nämlich als Unabhängigkeit und Risikobereitschaft, die im übertragenen Sinne Möglichkeits- und Gestaltungsräume eröffnen, und sich zum Beispiel im unternehmerischen Handeln des Ehepaars

Kirchhoff widerspiegeln. Durch diese positive Bewertung von Unsicherheit bzw. durch Regina Kirchhoffs habituelles Verständnis prekärer Verhältnisse positioniert sie sich gegen die Fremdzuschreibung, im negativen Sinne verunsichert zu sein. Werte gehören dabei laut Adelmeyer und Haase

»zu den sensibelsten Bereichen eines Menschen, aus denen das eigene individuelle Wertesystem gebildet wird (ebd.). Zudem bieten sie jedem Menschen Sicherheit und sind individuell hart erarbeitet, weshalb sie stark kränkungsanfällig sind (ebd.). Kränkungen entstehen dann, wenn eigene Werte von anderen nicht anerkannt, respektiert oder verletzt werden (Wardetzki 2008, S. 42). Dabei fallen Kränkungen umso heftiger aus, je bedeutsamer ein Wert für jemanden ist (ebd.).« (Adelmeyer und Haase 2013)

Hier lässt sich somit festhalten, dass das selbstverständliche Aushalten von Unsicherheit für Regina Kirchhoff ein biografisch verstetigter, positiv konnotierte und bedeutsamer Wert ist, der vom Kollegen infrage gestellt wurde. Anhand einer Differenzsetzung zwischen gesellschaftlichen Prekaritätskonzepten und einem individuellen, habituell geprägten Umgang mit Unsicherheit und Verunsicherung versucht sie während der Diskussion, ihr Selbstbild des freien und autonomen Subjekts zu verteidigen, dass sich entgegen destruktiver und passivierender Fremdzuschreibungen als bedürftig und verunsichert trotz finanzieller Not selbst zu helfen weiß. Ihre positive Bewertung ihrer prekären Verhältnisse stützt sie dabei auf ihre erfolgreichen Strategien im Umgang mit finanziell knappen Mitteln, wenn sie beispielsweise auf ihre Kompetenzen, ihr Wissen und den erfinderischen Umgang mit Altersarmut verweist, etwa den Rückgriff auf ihre »guten Beziehungen«, das Nutzen digitaler Tauschbörsen, das Ehrenamt, das ihr eine solide Aufwandsentschädigung einbringt, das wöchentliche Studieren der SZ-Angebote, den Einsatz des München-Passes, der Senior\*innen vielerorts Ermäßigungen verschafft, oder das Suchen und Finden anderer kostengünstiger Möglichkeiten, um am sozialen Leben teilhaben zu können. Das Repertoire ihrer Strategien ist vielfältig und kreativ und so ist auch die eigene Wahrnehmung dieser. So bewertet sie das Haushalten mit knappen Mitteln als machbar. Ihre positive Deutung untermauert sie durch den abgrenzenden Vergleich zu weniger Findigen, die sich nicht genug interessieren würden, um ähnliche Strategien zu entwickeln. Sie unternimmt eine Trennung zwischen sich und den anderen, denen eine ebenso kreative Adaption an prekäre Verhältnisse nicht gelingt. Handlungsfähigkeit wird hier erzeugt, indem Milieuunterschiede negiert werden und gleichzeitig Differenz hergestellt wird. Durch diese Abgrenzung, so die These, wertet

sie das eigene Handeln und ihr gekränktes Selbst auf und steuert damit negativen Assoziationen zu Armut und »den Armen«, mit der sie beispielsweise auf der Podiumsdiskussion konfrontiert wurde, entgegen. Genannte Abgrenzungsstrategien werden somit produktiv gemacht, um destruktive und passivierende Zuschreibungen als Bedürftige abzuwehren, und ihr Selbstbild nach außen aufrechtzuerhalten. Ähnlich wie schon Jolanda Fischer, die auf Ressentiments zurückgreift, scheint auch Kirchhoff damit die Abwertung anderer zu brauchen, um sich selbst innerhalb des gesellschaftlich entwertenden Kontextes von Altersarmut aufzuwerten. Das Fallbeispiel zeigt, dass selbst kleinere Kränkungsformen Abwehrstrategien erwirken, die mit Abgrenzungen »nach unten« einhergehen können. Selbst in diesem Fallbeispiel wird also, trotz des offenkundigen Willens der Interviewten Altersarmut zu politisieren, die Herstellung kollektiver Erfahrungen oder die Bildung eines politischen Kollektivs altersarmer Frauen affektiv erschwert. Solidarität wird bereits durch niederschwellige Kränkungsmechanismen sowie dem hier identifizierten Individualisierungs- und Differenzierungsdruck tendenziell verhindert.

Neben ihrer positionsbedingten Kreativität und Autonomie im Umgang mit Altersarmut gehört auch die Momentorientierung zum festen Bestandteil ihres Selbstbildes. Als Ergebnis aus der Summe an biografischen Erfahrungen und milieuspezifischer Prägung dient auch diese Orientierung jetzt im Umgang mit Altersarmut als Ressource. Ging es oben also um den Einsatz einer freiheitlichen und kreativen Lebensweise zur Abwehr entwertender Fremdzuschreibungen, geht es im Folgenden um ihre momentorientierte Lebenshaltung, die in ähnlicher Weise ins Spiel gebracht wird, um das Gefühl der Kränkung, das heißt die unterbewusste Gefährdung ihres Selbstbildes als zwar objektiv »arm« aber nicht »prekär«, affektiv zu bearbeiten. So werde bei einer Lebensführung, die sich ausschließlich der Gegenwart verpflichtet hat, keine Zukunftserwartungen und keine langfristigen Ziele gesetzt, womit sich auch der potenziellen Gefahr entzogen wird, sich mit dem Scheitern, sprich dem Nichteintreffen der Erwartungen oder dem Nichterreichen der Ziele auseinandersetzen zu müssen. Die Zukunft wird dadurch ihrer Bedeutsamkeit entledigt. Regina Kirchhoff konstruiert im Gegensatz zu Jolanda Fischer, die ihr Handeln stets auf die Zukunft und ihren Traum vom arbeitsbefreiten Leben im Ruhestand ausgerichtet hat, die Gegenwart und nicht die Zukunft als bedeutsam. Gleichzeitig bilanziert sie ihre Vergangenheit als »interessant«, »toll«, »schön«, »gut«, »wunderbar«. »Riesenwohnung«, »viel Geld«, »tolle Leute kennengelernt«, auch hierbei handelt es sich um Ver-

satzstücke, mit denen sie die Vergangenheit positiv erinnert. Diese positive Bewertung der Vergangenheit dient ihr als Ressource, die Gegenwart besser auszuhalten und zugleich positiv zu bewerten. Paradigmatisch für diese Strategie steht Kirchhoffs Aussage »Und wir haben auch ein interessantes Leben gehabt«, die sie sogleich korrigiert: »Ach ein interessantes Leben habe ich immer noch«. Zeitliche Differenz wird somit in diesem Satz aufgehoben. Kirchhoff wehrt sich dagegen, den Renteneintritt als Marker zu identifizieren, der ihren Lebensverlauf in ein besseres »Früher« und ein schlechtes »Heute« respektive »Morgen« einteilt. Der Gedanke an einen möglichen Verlust, den sie durch die Armutslage erlitten haben und der ihr Selbstbild gefährden könnte, wird dadurch narrativ abgewendet. Vergangenheit und Gegenwart werden in dieser Aussage zu Gunsten ihres »guten Lebens« von »Früher« nivelliert, eine Entwertung ihrer gegenwärtigen Lebenssituation in Altersarmut dadurch abgewehrt. So betont sie immer wieder, dass sie auch jetzt ein »interessantes« Leben habe, legt beispielsweise während des Interviews ihren vollen Terminkalender vor, und gibt sich stets als aktive, beschäftigte Rentnerin, die sich politisch im Seniorenbeirat engagiert, nicht nur an unserem Forschungsprojekt mitwirkt, sondern auch an einem Theaterprojekt beteiligt ist, als Vorleserin in einer Grundschule aktiv ist, im ASZ verschiedene Angebote nutzt, ihren kulturellen Interessen nachgeht, mit Freundinnen in den Urlaub fährt, Essen geht etc. Die objektive Differenz zwischen einer Vergangenheit in materiellem Reichtum und einer Gegenwart in Altersarmut wird hier, gestützt durch den Verweis auf ihre momentorientierte Haltung, somit negiert, um sich, so die Interpretation, selbst zu schützen und das potenziell gefährdete Selbstbild zu stabilisieren. Durch diese spezifische Bewertung von Zeitlichkeit gelingt es ihr die Zukunft auszublenden sowie ihre Vergangenheit der Gegenwart gleichzusetzen und sich dadurch auch heute als grundzufrieden zu fühlen. Dass diese Strategie jedoch klassenspezifisch strukturiert ist, zeigt insbesondere der Vergleich mit Jolande Fischer, die sich im Gegensatz zu Kirchhoff eine momentorientierte Haltung auch vor dem Renteneintritt emotional nicht »leisten« konnte. So ist es gerade denjenigen Milieus, die immer schon in prekären Verhältnissen arbeiten und leben tendenziell verwehrt, ihr Glück im Moment zu suchen. Ihre Lebensführung ist vielmehr durch die Hoffnung und den Glauben an ein besseres Leben strukturiert, ihr Handeln ist somit auf die Zukunft ausgerichtet. Trifft diese nicht wie gewünscht ein, wiegt das Scheitern an den eigenen Erwartungen umso schwerer. Wer jedoch wie Kirchhoff bereits positive Erinnerungen an das vergangene Leben aufgrund einer strukturellen Besserstellung

mit sich bringt, kann diese, zudem gestützt durch eine momentorientierte Ausrichtung, im prekären Ruhestand affektiv stabilisierend einsetzen.

#### 4.2.4 Sozialkapital als Quelle der Anerkennung

Neben den im letzten Kapitel herausgearbeiteten Abwehrstrategien, greift Regina Kirchhoff daneben außerdem auf Strategien der Aufwertung zurück. Beide Strategien dienen dem gleichen Zweck, nämlich gesellschaftlichen Stigmatisierungen entgegenzuwirken, nur aus unterschiedlicher Richtung kommend. Ging es im letzten Abschnitt vorwiegend um Abgrenzungen geht es im Folgenden um die Konstruktion von sozialer Zugehörigkeit respektive Status und Anerkennung. Sozialkapital, allen voran ihre freundschaftlichen Beziehungen, spielen in Regina Kirchhoffs Selbsterzählung dabei eine zentrale Rolle. Es ist die Rede von einem befreundeten Bildhauer, der die Büste ihres Mannes angefertigt habe, von einem Freund, der sie beim Briefverkehr mit dem Wohnsamt unterstütze, von einer Freundin, mit der sie Ausstellungen besuche, ihren Tischtennisfreundinnen, dem Theaterfreund, mit dem sie nicht nur die gemeinsame Leidenschaft des Theaterbesuches teile, sondern der ihr auch immer wieder Eintrittskarten schenke und sie ihn im Gegenzug begleite. Zum Theater habe sie ohnehin »gute Beziehungen« und erhalte öfter günstigere Tickets oder sogar Freikarten. Sie erzählt von einer guten Freundin, die sie in den Urlaub eingeladen habe, weil sie sich große Reisen von ihrer Grundsicherung nicht leisten könne, von einer anderen Freundin, die ihrem Mann damals die Stelle bei der Musikschule beschafft habe, und von ihren Freundinnen, die ihr zu Weihnachten auch mal Geldgeschenke machen würden, um sie finanziell zu unterstützen. Einen weiteren Freund wiederum habe sie zu Rate gezogen, um das von uns angefertigte Porträt zu autorisieren. »Freundinnen, da habe ich genug, mein Gott«, sagt sie an einer Stelle des Interviews lachend, an der sie kurzzeitig das Fehlen männlicher Freunde beklagt, wobei ihr dann doch der Theaterfreund einfällt. Freund\*innen spielen auch in ihrer Geburtstagserzählung eine maßgebliche Rolle. Sie hätten nicht nur für Musik zum »Freundschaftspreis« gesorgt, sondern seien auch zahlreich erschienen. Ohne die Unterstützung der Freund\*innen hätte sie wohl gar nicht gefeiert, so ihre Überlegungen. Diese Aufzählung ließe sich noch weiter fortsetzen. Ganze 33 Mal verweist Regina Kirchhoff in unserem zweistündigen Interview auf Freundschaften.

Freund\*innenschaft, so ein Deutungsangebot, fungiert in diesem Fallbeispiel als soziales Kapital, das strategisch eingesetzt wird, um finanzielle Nöte zu kompensieren. Unter Rückgriff auf Bourdieu explizieren die Freundschaftssoziologen Vincenz Leuschner und Janosch Schobin Sozialkapital folgendermaßen:

»Sozialkapital[...] betrifft die Einbindung einer Person in ein dauerhaftes Netzwerk von Beziehungen (z. B. Freundschaften), in dem sie *direkt materiell* oder *symbolisch* von den einzelnen Beziehungen und ihren solidarischen Leistungen profitiert.« (Leuschner und Schobin 2016, S. 68; Herv. d. Verf.)

Laut dieser Differenzierung lässt sich Regina Kirchhoffs Sozialkapital erstens in materielle Leistungen transformieren. Da ihr Freundeskreis, hauptsächlich situiert im Bildungsbürgertum, dem auch Kirchhoff angehörte, seit ihrem Renteneintritt »wesentlich besser« gestellt sei als sie, bietet dieser entsprechend seines hohen Kapitalvolumens auch große Transfermöglichkeiten. Die Freund\*innen laden ins Theater ein, in den Urlaub, zum Essen, sie machen sogar Geldgeschenke und lindern damit die finanzielle Not der Respondentin. Freundinnen und wie ich noch zeigen werde auch Bekannte sowie ihr verstorbener Partner sind vor allem aber auch eine Quelle der Anerkennung und hier kommt zweitens der symbolische Wert des Sozialkapitals ins Spiel.

Kirchhoffs Freundschaftsbezüge nicht nur materiell, sondern auch symbolisch zu deuten, ist dabei nicht zuletzt das Resultat einer irritierenden Felderfahrung. So kam der Kontakt zu Regina Kirchhoff, wie bereits erwähnt, über die Leiterin eines Münchner ASZ zustande. Mit der Leiterin stand ich im Laufe des Forschungsprojekts selbst in regem Austausch. Sie fungierte als Expertin bei diversen Projektveranstaltungen, vermittelte neben Regina Kirchhoff weitere Gesprächspartnerinnen und war selbst politisch engagiert im Feld aktiv. Während unserer mehrmaligen Begegnungen räumte die ASZ-Leiterin Regina Kirchhoff in Bezug zu den anderen uns vermittelten Gesprächspartnerinnen keinen besonderen Stellenwert ein. Regina Kirchhoff tat das hingegen schon. Immer wieder bezeichnete die Respondentin ihre Beziehung zur ASZ-Leiterin als freundschaftlich. So häufig, dass es mir auffiel und mich irritierte. An dieser Stelle geht es nicht darum, das tatsächliche Beziehungsverhältnis der beiden Frauen herauszuarbeiten, sondern darum, danach zu fragen, warum es für Regina Kirchhoff im Gegensatz zur ASZ-Leiterin offensichtlich bedeutsam war, nach außen eine freundschaftliche Verbindung zur Leiterin herauszustellen. Dass sie

die Freundschaft zu dieser so vehement betonte, lässt sich mit Bourdieu als Anerkennungsstrategie interpretieren. So fasst Bourdieu soziales Kapital als »die Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind« (Bourdieu 1983, S. 190 f.). Soziale Beziehungen schaffen also Anerkennung und gesellschaftlichen Status. Wenn sich Regina Kirchhoff als vielfache Freundin darstellt, konstruiert sie sich somit immer auch als beliebte das heißt anerkennungswürdige Person, die Teil einer Gemeinschaft ist und somit nicht, wie Armutsstereotype annehmen lassen, am Rande oder gar außerhalb der Gesellschaft steht, so die These. Dabei geht es nicht nur um die Menge an Freund\*innen, sondern immer auch um deren soziale Positionierung, so dass sich damit eine Aufwertungsstrategie verbinden lässt. Diese ist, so lässt sich hier interpretieren, auch der Grund dafür, warum sie ihre Freundschaft zur ASZ-Leiterin immer wieder thematisiert. Durch die wiederholende Konstruktion sozialer Nähe zur ASZ-Leiterin wird nicht nur Zugehörigkeit im einfachen Sinne, sondern eine spezifische Zugehörigkeit, nämlich eine »nach oben« suggeriert, die mit einer Abgrenzung »nach unten« einhergeht. Regina Kirchhoff konstruiert durch ihre soziale Verbindung zur Leitungsebene Differenz zum gängigen ASZ-Klientel und damit auch zu den anderen Gesprächspartnerinnen, die mir ebenfalls von der Leiterin vermittelt wurden. Durch ihr Amt im Seniorenbeirat des ASZ, das ihr zudem eine besondere Stellung innerhalb der Institution zukommen lässt, wird diese Trennlinie zudem bestärkt. Der narrative Einsatz der freundschaftlichen Beziehung zur Leiterin dient dann als Strategie der symbolischen Selbstaufwertung entgegen einem gesellschaftlichen Armutsstigma.

In ähnlicher Weise lässt sich auch ihr Bezug zur Präsidentin des Münchner Künstlerhauses deuten. Ihre Bekanntschaft zu dieser konnte Regina Kirchhoff einerseits materiell in Wert setzen, indem sie über diesen Kontakt Zugang zu einem kostenfreien Raum für ihr Geburtstagsfest erhielt. Andererseits lässt sich auch dieser Kontakt erneut symbolisch deuten. So spiegelt der Begriff »der Präsidentin« Macht und Ansehen wider. Das Münchner Künstlerhaus steht zudem für einen prestigeträchtigen Ort innerhalb der Münchner Kulturszene. Zwar verbindet Regina Kirchhoff mit der Präsidentin keine enge Freundschaft, sie bezeichnet sie jedoch als »gute Bekannte«, und stellt darüber hinaus eine enge Verbundenheit her, indem sie mit Nachdruck betont, schon »seit über dreißig Jahren« mit ihr bekannt zu

sein. Durch die narrative Herstellung dieser engen Verbindung macht sich Kirchhoff den sozialen Status der Präsidentin zunutze, markiert sich selbst als der Münchner Kulturszene zugehörig und erzählt sich somit als anerkennungswürdiges Subjekt. Die Präsidentin fungiert somit als materielles wie symbolisches Sozialkapital.

Und nicht zuletzt ihr verstorbener Partner lässt sich in diese Reihe stellen. Auch er verhilft Regina Kirchhoff indirekt Anerkennung zu generieren. So bezeichnet sie ihn als »kreativ« und »phantasievoll«, ihre Beziehung als »wirklich toll«, konstruiert die Partnerschaft als Raum der gegenseitigen Wertschätzung. Sie und ihr Mann hätten alles gemeinsam gemacht. »Tag und Nacht« seien sie zusammen gewesen, »42 Jahre nur zusammen«, so die Respondentin. Selbst die Fehlinvestition, die er offenbar verschuldete und die schließlich zur Insolvenz des gemeinsamen Geschäfts führte und damit ihre Armutslage maßgeblich mit verursachte, sieht sie im nach, im Gespräch ist keinerlei Ärger oder Groll bezüglich seiner Fehlentscheidung zu verzeichnen. Indem sie stets respekt- und verständnisvoll über ihren Mann spricht, überträgt sie diesen Respekt vermittelt über das innige Partnerschaftsverhältnis indirekt auch auf sich selbst. Jede Anerkennung, die sie ihrem Mann zuteilwerden lässt, ist im Spiegel der gegenseitigen Wertschätzung des Ehepaars zugleich als eine Anerkennung ihrer Selbst zu lesen. Kirchhoff kann durch das positive Erinnern an ihren Mann und ihre Partnerschaft das dort verortete Selbstwertgefühl, so die These, auch gegenwärtig reaktivieren und affektiv nutzbar machen. Zudem wird auch in Bezug auf ihren verstorbenen Partner dessen beruflicher Staus relevant, wenn sie etwa während des Interviews in ihrer Wohnung einen Eintrag in einem Musiklexikon präsentiert, das sie für unser Gespräch extra bereitgelegt hat, um mir zu zeigen, dass ihr Mann dort als Komponist aufgeführt wird. Diese gesellschaftlich-kulturelle Bedeutung ihres Mannes, die dieser Eintrag zeigen soll, manifestiert sich darüber hinaus auch in einer direkt neben dem Esstisch stehenden lebensgroßen Büste des Ehemannes. Nicht nur handelt es sich hierbei um ein Geschenk eines befreundeten Bildhauers, also erneut um eine Materialisierung des Sozialkapitals der Kirchhoffs; die Büste ist auch eine Form der Anerkennung des Verstorbenen, die sich Regina Kirchhoff, in der Wohnung derart präsent gehalten, zu eigen macht. Auf dem Wohnzimmertisch, keine zwei Meter von uns entfernt, ist darüber hinaus eine Urne in Szene gesetzt, in dem sie einen Teil seiner Asche, zumal illegalerweise, aufbewahrt, und ihn und seinen ehemaligen Status dort in der Wohnung lebendig hält. Der verstorbene Ehemann dient der Gesprächspartnerin somit auch gegenwärtig

tig als symbolisches Kapital, indem sie weiterhin anerkennungsmäßig von ihm und seinem beruflichen Ansehen als bedeutender Komponist profitiert. Entlang materieller Versatzstücke etwa in Form des Lexikoneintrags, der Büste oder auch der Asche bei gleichzeitiger narrativer Bekräftigung ihre innigen Partnerschaft fungiert ihr Ehemann – und zwar über seine Tod hinaus – so gesehen als Quelle der Aufwertung.

Mittels narrativer Bezüge zu ihrem sozialen Umfeld wird also das subjektive Anerkennungsgefühl von Regina Kirchhoff symbolisch gesteigert und in der prekären Gegenwart gegen gesellschaftliche Entwertungsprozesse behauptet. Indem sie sich im Kontrast zu ihrer finanziellen Knappheit als reich an Freund\*innen erzählt, konstruiert sie sich als zugehörig und verhindert zugleich eine potenzielle Darstellung als »abgehängt«. In ihren Beschreibungen macht Kirchhoff dabei häufig die berufliche oder soziale Positionierung ihrer Freund\*innen und Bekannten sichtbar. Deren gesellschaftliche Stellung wirkt dabei symbolisch zurück auf ihre eigene und vermag diese aufzuwerten. Kirchhoff nutzt somit nicht nur die materiellen Vorteile, die sie durch ihr weitgehend gut situiertes soziales Netzwerk erfährt, sondern auch die symbolischen, indem sie immer wieder auch ihre engen Beziehungen zu Künstler\*innen (Bildhauer, Musiker\*innen) oder statushöheren Personen betont, etwa ihre Freundschaft zur ASZ-Leiterin, ihre gute und langjährige Bekanntschaft zur Präsidentin des Münchner Künstlerhauses oder auch ihre innige und Jahrzehnte umfassende Partnerschaft mit einem Komponisten. Durch die Sichtbarmachung ihres großen sozialen Netzwerks und das Hervorheben einzelner Beziehungen zu bekannten und »wichtigen« Personen entwirft sie sich als Teil eines zumindest mittelschichtlichen Künstler\*innen-Milieus. Der Verweis auf ihre sozialen Beziehungen schafft demnach eine gewisse Respektabilität und ermöglicht indirekt die Abgrenzung von einer vermeintlichen gesellschaftlichen Randstellung, die gemeinhin mit Armutsstereotypen assoziiert wird. Die wiederkehrenden positiven narrativen Bezüge zu ihrem sozialen Umfeld dienen somit als Form der Selbstvergewisserung und als Mittel zur bestätigenden Reproduktion ihrer eigenen Anerkennungswürdigkeit – trotz oder wegen ihrer Armutsbetroffenheit und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Stigmata.

#### 4.2.5 Vertrauen in bedingungslose Freundschaftsdienste – Zur affektiven Dimension sozialer Netzwerke

»Ohne Vertrauen können wir der Unsicherheit, den Zweifeln und Risiken, die unser Leben beherrschen nicht ins Gesicht sehen.«

*(Baberowski 2014, S. 55)*

Die Verfügung über Sozialkapital schafft in diesem Fallbeispiel aber nicht nur – wie im letzten Kapitel herausgearbeitet – materiellen und symbolischen Wert, indem Kirchhoff ihre sozialen Beziehungen als Kompensation finanzieller Defizite nutzt und ins Spiel bringt, um einer durch negative Armutsbilder gefährdeten gesellschaftlichen Anerkennung strategisch entgegenzuwirken. In der Dichte der Freundschaftsbezüge wird deutlich, dass Sozialkapital in diesem Fallbeispiel auch eine nicht zu unterschätzende affektive Funktion für die Interviewte hat. So sind die Freund\*innen für Regina Kirchhoff vor allem auch verlässliche Unterstützer\*innen. Für jedes Anliegen scheint es einen Experten oder eine Expertin in ihrem Freundeskreis zu geben, den oder die sie konsultieren kann. So sei sie gut vernetzt, wie sie selbst sagt. Soziale Netzwerken und freundschaftliche Tauschpraktiken sind dabei feste Bestandteile ihrer Lebensführung. Das Wissen respektive die Annahme auch jetzt im prekären Alter auf Freundschaftsdienste bauen zu können, wie zuletzt bei ihrem 70. Geburtstag, generieren eine positive Grundstimmung. Die biografische Erfahrung, über ein engmaschiges und verlässliches soziales Netzwerk zu verfügen, steht der gefühlten Unsicherheit, wie sie durch die finanzielle Not in vielen anderen Fallbeispielen hervorgerufen wird, diametral gegenüber. Sozialkapital wirkt hier also zudem lukrativ, insofern auch ein affektiver Mehrwert generiert wird. Positiv wirkende Affizierungen ließen sich an dieser Stelle als weitere Facette symbolischen Kapitals fassen. Symbolisches Kapital spielt in Bourdieus Theorie insofern eine zentrale Rolle, da es die unsichtbaren Mechanismen beleuchtet, durch die Macht und soziale Ungleichheit reproduziert werden. Es verdeutlicht, wie symbolische Strukturen den Zugang zu Ressourcen, Anerkennung und Privilegien steuern, ohne direkt ökonomisch sichtbar zu sein (Bourdieu 1982, 1983) – in diesem Fallbeispiel, das affektive Privileg sich trotz Armutsbetroffenheit nicht unsicher oder wie Jolanda Fischer frustriert und einsam zu fühlen. Wenn sich Regina Kirchhoff am Monatsende das Essengehen mit Freundinnen beispielsweise nicht mehr leisten könne, dann gehe sie an einem anderen Tag, so ihre Aussage. Deswegen sei sie jedoch nicht unglück-

lich. Finanzieller Mangel greift laut dieser Aussage somit nur kurzfristig in ihren Handlungsspielraum ein, wirkt sich aber nicht negativ auf ihr emotionales Wohlbefinden aus, weil sie diese Einschränkung gerade nicht als dauerhaft antizipiert, sondern sich durch die Unterstützung ihres Freundeskreises immer wieder abgesichert fühlt. Daraus erwachsen die Zuversicht und das Vertrauen, dass dies auch in Zukunft so sein wird. Dass dieser Freundeskreis finanziell gut situiert ist, stützt ihre Zukunftserwartungen. Das Grundvertrauen in eine »gute Zukunft« spiegelt sich nicht zuletzt auch in ihrer Selbstbeschreibung des positiv denkenden Menschen wider. Laut Baberowski entsteht Vertrauen »aus der Routine alltäglicher Verrichtungen. Routine macht das Leben vorhersehbar [...] und deshalb ist sie nicht nur eine Folge, sondern auch eine Voraussetzung für die Stabilisierung von Vertrauensbeziehungen« (2014, S. 20).

Vertrauen konstituiert sich in diesem Fallbeispiel aus der biografischen Routine zu Netzwerken, um Baberowskis theoretische Überlegungen und Regina Kirchhoffs gelebte Praxis hier zusammenzuführen. Die Interviewte kann auf den Wert ihres Sozialkapitals vertrauen, weil sie das freundschaftliche Netzwerken im Lebensverlauf und jetzt im prekären Alter weiterhin erprobt und positiv bilanziert zu einer alltäglichen und damit gewohnten Handlungspraxis etablieren kann. Der Verweis auf die Vielzahl an Freund\*innen transportiert zudem die Sicherheit, über genügend sozialen Reichtum zu verfügen, um der Altersarmut zu trotzen. Unsicherheit wird in diesem Fallbeispiel durch das langjährig aufgebaute Vertrauen in das solide soziale Kapital abgefedert. Um es mit Luhmann auf den Punkt zu bringen: »Wo es Vertrauen gibt, gibt es mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns« (Luhmann 1989, S. 8). Soziales Kapital verhilft der Akteurin also nicht nur zu mehr Anerkennung sowie dazu, materielle Ressourcen zu generieren, die ihren ökonomischen Mangel ausgleichen. Das inkorporierte Vertrauen in Sozialkapital wirkt hier zudem affektiv absichernd und schafft Handlungsmacht.

Die Gesprächspartnerin recurriert dabei nicht nur auf die Größe des Freundeskreises. In ihrer Erzählung wird auch in Ansätzen sichtbar, welche Selbstverständlichkeiten und Handlungsweisen sie mit freundschaftlichen Beziehungen verbindet. Freundschaft ist für sie zunächst einmal ein sozialer Raum, in dem Interessen wie Sport (Tischtennis), Kultur (Theater-, Konzert- und Ausstellungsbesuche), Freizeitaktivitäten (Reisen, Restaurantbesuche) oder auch soziales und politisches Engagement (Seniorenbeirat, Prüfungskommission, Vorleserin in der Schule) geteilt und gemeinsam erlebt werden.

Freundschaft ist für sie darüber hinaus auch ein sozialer Raum des Sorgens. Laut Vincenz Leuschner und Janosch Schobin werden »Beziehungen [...] dann zu sozialem Kapital, wenn sich aus ihnen Verpflichtungen ergeben, auf die die beteiligten Akteure bei Bedarf zurückgreifen können [...].« Diese Verpflichtungen seien darüber hinaus mit »Reziprozitätsnormen« verbunden, »die aus wechselseitigen Tauschhandlungen entstehen« (Leuschner und Schobin 2016, S. 69). Auch in Regina Kirchhoffs Freundschaftsnarrativ zeigt sich, dass Freundschaft Fürsorge impliziert. In ihrer Vorstellung von Freundschaft und den daran geknüpften Reziprozitätserwartungen scheint eine Gegenleistung jedoch nicht verpflichtend zu sein. So ist bis auf das Beispiel ihres Theaterfreunds, dem sie im Gegenzug für seine Eintrittskarten ihre gute Gesellschaft und intellektuellen Austausch (von ihr eher scherzhaft genannt) bietet, in den gefundenen Freundschaftssequenzen von Tauschgaben keine Rede. Auch Schuldgefühle, etwa bei jemandem in der Pflicht zu stehen, oder Sorgen, sich nicht angemessen revanchieren zu können – beides affektiv motivierte Gründe Unterstützung zu verweigern – finden in diesem Fallbeispiel keine Erwähnung. Wie aus dem empirischen Material hervorgeht, ist es für viele Befragte gerade nicht selbstverständlich, Unterstützung von Freund\*innen anzunehmen, insofern diese überhaupt vorhanden sind. Im Gegenteil: Viele wählen lieber den sozialen Rückzug als sich Hilfe aus dem sozialen Umfeld<sup>108</sup> zu holen, verschweigen die Bedürftigkeit bisweilen auch vor den Freunden und Freundinnen. Gründe hierfür sind oft Scham- und Schuldgefühle (5.2). Für Kirchhoff hingegen scheint die Inanspruchnahme von Unterstützung nicht sozial sanktioniert zu sein, stellt sich gar als bedingungslos dar. Von ihren Freund\*innen mehr zu bekommen, als sie zurückgeben kann, oder auch Freundschaftsdienste einzufordern, scheinen für sie gangbare und relativ schamfreie Praxen zu sein. Der hier identifizierte offene Umgang mit Altersarmut sowie die Akzeptanz, dass Reziprozität innerhalb freundschaftlicher Gefüge für sie nur ungleich möglich ist, lassen sich demnach als Fallspezifik deuten. Netzwerken und informelles Tauschen sind insbesondere für künstlerische, bildungsbürgerliche Milieus inkorporierte Handlungsweisen (Bourdieu 1982: S. 183–187, S. 326–330). Freundschaften spielen dabei eine zentrale Rolle. Weil Kirchhoff in diesem Milieu sozialisiert ist und es für sie zur habituellen Prägung gehört Freundschaftsdienste niederschwellig und schuldfrei in Anspruch zu nehmen, kann sie diese überhaupt erst nutzen

---

108 Zu Reziprozitätsnormen innerhalb familiärer Gefüge vgl. Kapitel 5.1.

und strategisch einsetzen, so die zentrale Erkenntnis. Diese Zugänglichkeit freundschaftlicher Unterstützung wirkt sich positiv auf Kirchoffs Vertrauen in ihr Sozialkapital aus. Wo es keine soziale Verpflichtung für eine adäquate Gegenleistung gibt, bietet das soziale Netzwerk zuverlässige und absichernde Handlungsspielräume im Umgang mit finanzieller Knappheit. Das hier herausgearbeitete habituell geprägte Vertrauen in Sozialkapital wirkt somit affektiv stabilisierend gegen Ohnmachts- und letztlich auch Minderwertigkeitsgefühle. Indem sie schließlich jegliche Fürsorge, die ihr zuteilwird, innerhalb freundschaftlicher Beziehungen verortet – selbst die Zuwendungen, die sie im ASZ erhält –, kann sie somit das Bild der Bedürftigen negieren, das gerade nicht mit ihrem Selbstverständnis vereinbar ist. Diejenigen also, die über Sozialkapital verfügen und es wie Kirchoff strategisch nutzen können, sind hier emotional bevorteilt (siehe hierzu auch allgemein Götz 2019). Zuversicht, Vertrauen und Optimismus sind so gesehen gerade nicht als gegebene Charaktereigenschaften einzuordnen, sondern als affektiv in Wert gesetztes Sozialkapital. Der Zugang zu positiven Gefühlen und sich daraus entwickelnder Handlungsmacht im Feld weiblicher Altersarmut ist somit ungleich verteilt. Diese Erkenntnis verdeutlicht nicht zuletzt die affektive Dimension von Kapitalzusammenhängen sowie die zentrale Bedeutung von Affekten für die subjektive Bearbeitung von Prekarität.

#### 4.3 Prekärer Ruhestand, Differenzierungen und gesellschaftliche Spaltungstendenzen

Einige Jahre nach der Jahrtausendwende diagnostizierte Robert Castel die Rückkehr sozialer Unsicherheit und warnte davor, dass diese den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährde. Mit Blick auf den globalen Norden konnten Unsicherheit, Armut und Pauperismus im Zuge der Nachkriegsprosperität weitestgehend eingedämmt und die Sozialintegration stabilisiert werden. Aufbauend auf seiner Chronik der Lohnarbeit zeichnete Castel nach, dass westliche Gesellschaften zwar auch heute noch »von Strukturen der Absicherung umgeben und durchzogen« (Castel 2009, S. 27) sind, dass das Gefühl von Unsicherheit dennoch allgegenwärtig ist. Auf Grundlage empirischer Untersuchungen zur subjektiven Verhandlung von Unsicherheit im Erwerbsarbeitskontext konnte auch Klaus Dörre für den

bundesdeutschen Kontext zeigen, dass die Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse soziale Desintegrationsprozesse befeuert, die sich u. a. in Ressentiments entladen. Er stellte die These auf,

»dass ein Empfinden sozialer Unsicherheit, welches sich wesentlich aus prekären Beschäftigungs- und Lebensverhältnissen speist, auch hierzulande nicht trotz, sondern wegen der noch immer hohen Sicherheitsstandards zu massiven gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen führt.« (Dörre 2006, S. 7)

In diesem hier konstatierten Kausalzusammenhang zwischen der gefühlten Prekarität, den hohen Sicherheitsstandards und gesellschaftlichen Spaltungsmechanismen scheint mir der springende Punkt zu liegen. Das immer noch flächendeckende Sicherungssystem in Deutschland, von dem aber nicht alle gleichermaßen profitieren, erzeugt eine Relationalität, innerhalb derer sich alle verorten müssen. So konnte Dörre unter Rückgriff auf Castels Zonenmodell der Prekarität in seiner empirischen Studie herausfinden, dass fast alle »Prekarier« [beklagten], dass sie im Vergleich zu den Stammbeschäftigten über weitaus geringere Möglichkeiten verfügen, eine längerfristige Lebensplanung zu entwickeln« (ebd., S. 9). Erst durch den Vergleich mit anderen abgesicherten Angestellten verspürten die prekär Beschäftigten also Unsicherheit. Durch diesen strukturell erzeugten Unterschied zwischen abgesicherten und prekarierten Arbeitnehmer\*innen kommt es zu Abwertungsmechanismen und Abstiegsängsten. Dörre benennt diese »Angst vor Statusverlust«, die vor dem Hintergrund relationaler Verhältnisse entsteht, als einen zentralen »Ursachenherd für [...] soziale Desintegration« (ebd.). Die soziale Absicherung und deren ungleiche Verteilung werden zur Ursache für »gesellschaftliche Auflösungstendenzen« (Castel 2009, S. 30), um es in Castels Worten zu formulieren. Wie aus Castels und Dörres Erkenntnissen abzuleiten ist und wie auch die hier vorgelegten Ergebnisse verdeutlichen, entfalten vor allem diese Differenzen und strukturellen Ungleichheiten eine besondere affektive Wirkmacht. Nicht nur die Phase der Erwerbsarbeit, sondern auch der Ruhestand wird innerhalb dieser Ungleichheitsverhältnisse und Asymmetrien erlebt und verhandelt. So müssen Frauen, die von Altersarmut betroffen sind, ihre prekäre Lage stets vor dem Hintergrund der nach wie vor bestehenden sozialen Sicherungssysteme bewerten und einordnen. Das Vergleichen und Abwägen (Götz und Schweiger 2020) als soziale Praxis ermöglicht es dabei, die eigene Lebenswelt sinnhaft zu deuten. Gleichzeitig erzeugt insbesondere in offensichtlich ungleichen Verhältnissen ein gewisser Vergleichszwang zusätzlichen emotionalen Druck. Das Subjekt, einge-

bettet in soziale und zeitliche Zusammenhänge, nimmt sich stets in Relation zu etwas anderem wahr: Der prekär Beschäftigte misst sich am gesicherten Angestelltenverhältnis, die von Altersarmut Betroffene am sorglosen Ruhestand. Innerhalb dieser Relationen muss das Subjekt seine Position stets aufs Neue plausibilisieren. Während Dörre die strukturelle Differenz zwischen Festangestellten und prekär Beschäftigten als zentrale Erklärung für die negative Affizierung im Kontext der Erwerbsarbeit anführt, treten im hier untersuchten Feld neben der augenscheinlichen Unterscheidung zwischen einem solide und einem ungenügend abgesicherten Ruhestand zudem andere, subtilere Differenzen in den Vordergrund, die ebenfalls negativ affizierend wirken. Diese galt es im letzten Kapitel herauszuarbeiten und danach zu fragen: Entlang welcher Gegensätze verhandeln die Akteurinnen ihre Armutslage? Auf welche Vorstellungen und Ordnungen greifen sie dabei zurück? Welche Bewertungsschemata kommen zum Tragen, und welche affektiven Wechselwirkungen entstehen daraus? Inwiefern sind differente soziale Positionierungen dabei bedeutend?

Die Ausführungen unter Punkt 4.1 und 4.2 zeigen, dass insbesondere Zeitlichkeiten und Identitäten bei der Verarbeitung von Altersarmut als zentrale Vergleichsfolien fungieren. So werden beispielsweise vergangene Wünsche und Vorstellungen guten Alterns mit der Realität abgeglichen, oder auch Selbst- und Fremdbilder zueinander in Bezug gesetzt. Auf der einen Seite steht dann etwa die einstige Zukunftsvorstellung eines arbeitsfreien Ruhestands, auf der anderen Seite das Leben in Altersarmut und die Annahme, dass sich dieser Zustand bis zum Lebensende nicht verbessern wird, dass die Zukunft aus heutiger Perspektive nur noch schlimmer werden kann. Dieses Auseinanderdriften früherer und gegenwärtiger Zukunftsvorstellungen erzeugt negative Gefühle, vor allem dann, wenn das Leben stets für eine bessere Zukunft geführt wurde. Darüber hinaus wird deutlich, dass das Leben in Altersarmut neben diesen unterschiedlichen Zeitvorstellungen auch von unterschiedlichen Wahrnehmungen durchdrungen sein kann, die negativ affizieren, und zwar dann, wenn Altersarmut mit Bedürftigkeitszuschreibungen einhergeht, die von den Betroffenen selbst nicht (in gleichem Maße) geteilt werden, wenn also das stigmatisierenden Fremdbild nicht mit dem Selbstbild zusammenpasst. Diese zeit- und anerkennungsspezifischen Differenzen lösen im Feld weiblicher Altersarmut Minderwertigkeitsgefühle und Kränkungen aus, sie wirken affektiv entwertend. Um diese negativen Gefühle zu verarbeiten, greifen die Akteurinnen auf unterschiedliche Strategien zurück. Sich sozial zurückzuziehen, ist eine

davon. Aus Angst soziale Nähe und Anerkennung zu erfahren, die jedoch sofort wieder entbehr werden muss, kommt es im Fallbeispiel Fischer zur Selbstisolation und infolgedessen zu einer zunehmenden Vereinsamung. Das Fallbeispiel Kirchhoff ist hingegen dominiert durch das symbolische Inwertsetzen ihres Sozialkapitals, das affektiv stabilisierend wirkt. Wohingegen Fischer somit zunehmend vereinsamt, gelingt es Kirchhoff aufgrund ihrer milieuspezifischen Kapitalien den negativen Affizierungen des Feldes standzuhalten und zuversichtlich zu bleiben. Die Gegenüberstellung zweier Akteurinnen, die sich in ihren biografischen Erfahrungen und ihrer habituellen Situierung stark unterscheiden, zeigte somit, wie diese Unterschiede zu differenten Affektpositionen führen.

So unterschiedlich die beiden Fallbeispiele auch sind, eint sie ein gewisser Differenzierungsdruck – das Bedürfnis, sich nach unten abzugrenzen, um innerhalb entwürdigender Armutsdiskurse und stigmatisierender Zuschreibungen eine Form der Selbstaufwertung zu erreichen, die jedoch oft auf dem Konstrukt der »Anderen« basiert. Als Andere werden etwa die vermeintlich weniger Kompetenten markiert, oder auch diejenigen, die ungerechterweise mehr staatliche Unterstützung erhalten würden. Zur Selbstaufwertung dient zudem die Strategie, Zugehörigkeit zu Statushöheren herzustellen, wobei auch diese Strategie oft mit einer klaren Abgrenzung »nach unten« einhergeht. So muss selbst Kirchhoff, die sich als grundzufriedenes Subjekt konstruiert, auf die Abgrenzung zu anderen altersarmen Frauen zurückgreifen, um diese Selbsterzählung aufrecht erhalten zu können. Diese Praktiken der Abgrenzung sind im Fallbeispiel Fischer darüber hinaus von Ressentiments begleitet. Aufbauend auf der empirischen Analyse vergleichender Artikulationen, Sinngebungen und Strategien der Akteurinnen lassen sich die subjektiven Differenzierungspraxen sowohl als Ausdruck von Handlungsmacht als auch Entwertung anderer deuten.

Die hier herausgearbeiteten Thesen beziehen sich dabei, um schließlich den Bogen zu den skizzierten Erkenntnissen aus der Prekarisierungsfor- schung zu schließen, auf die Nacherwerbsphase und bilden so gesehen eine empirische Perspektivenerweiterung zu Dörres Untersuchungen. Der Blick auf die Verklammerung von Affekt und Handlungsmacht zeigt letztlich, dass die hier identifizierten Affekte der Minderwertigkeits- und Kränkungsgefühle tendenziell abwertende Differenzierungsstrategien er- wirken, das heißt Strategien in denen Unterschiede gezielt hergestellt und hervorgehoben werden und zwar auf Kosten anderer. Praxistheore-

tisch betrachtet wirken die hier gefundenen Affekte somit überwiegend spaltend und weniger vergemeinschaftend auf Sozialität zurück. Sozialer Rückzug, Entsolidarisierung bis hin zu Ressentiments sind somit als Folgen weiblicher Altersarmut zu beobachten. Die Prekarisierung der Nacherwerbsphase lässt sich damit in ähnlicher Weise als Motor für Entkollektivierungsprozesse einordnen, wie es Klaus Dörre für die Prekarisierung der Erwerbsarbeitsphase konstatiert hat. Robert Castels Prognose, dass die zunehmende Verunsicherung den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährde, lässt sich durch die hier gewonnenen Erkenntnisse auch aus einer affekttheoretischen Perspektive bestätigen. Darüber hinaus wird deutlich, dass Prekarisierungsprozesse negative Affekte produzieren, die über das Empfinden von Unsicherheit hinausreichen.

# 5. Schweigsamkeiten

## 5.1 Sorgen, Mutterliebe und Melancholie

### 5.1.1 »Und das ist mein Horror: Wenn meine Kinder für mich bezahlen« – Ethnografisches Porträt<sup>109</sup>

Die Tür öffnet sich. Vor uns eine große, schlanke Frau mit weißem, kinnlangem Haar und strahlend blauen Augen, die uns hereinbittet. Sie trägt eine dunkelgraue Jeans und einen hellrosafarbenen Pullover. Die Großmutter einer meiner Projektkolleginnen ist eine attraktive, gepflegte Frau Mitte 70, die Wert auf ihr Äußeres legt. Ihre Lebenssituation hätte die Enkelin bis vor einigen Monaten niemals als prekär bezeichnet. Mit einer E-Mail, die sie der gesamten Familie kurz vor Weihnachten schickte, sollte sich dieses Bild jedoch ändern. Ein Blickwechsel, der dazu führte, sie im Rahmen dieses Buches zu porträtieren:

*»Ihr Lieben,*

*ich muss Euch was schreiben, was mir auf dem Herzen liegt und mich doch bedrückt.*

*Ich kann keine Geschenke mehr machen, so gern ich es tue. Habe noch Kapital, nach dem Wohnungskauf, habe was zurückbehalten, aber es gibt ja keine Zinsen mehr, dadurch ist es immer mehr geschrumpft, weil man doch immer wieder was abheben muss. Und das werde ich nicht mehr machen, nur im äussersten Notfall, wenn einer von Euch was braucht. Früher konnte ich von den Zinsen die Autoversicherung, Auto-Kosten, und Extras bezahlen. Nach Abzug der Fix-Kosten Krankenversich.,*

---

<sup>109</sup> Das nachfolgende ethnografische Porträt ist eine leicht überarbeitete Fassung des Textes »Von der Last selbst zur Belastung zu werden« (Rau und Rebay 2019), der erstmals im Sammelband »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen« (Götz 2019a) erschienen ist. Das Porträt basiert auf einem Interview mit Maria Zöllner, das ich am 28.01.16 gemeinsam mit einer Projektkollegin in der Wohnung der Respondentin geführt habe.

*Wohngeld, (wird dieses Jahr teurer), Strom/Heizung (wird jedes Jahr teurer) und alle diese notwendigen Übel bleibt von meiner Rente ein Minimum übrig von dem ich gerade die Haushaltskosten und Benzin – und die Scheisszigaretten – kaufen kann. Und alle paar Monate einen gescheiten Haarschnitt, den brauche ich.*

*Man weiss ja nicht was noch auf einem zukommt, und eine Horrorvorstellung von mir ist Pflege, die meine Kinder dann zahlen müssten. Ich will Euch ein Erbe hinterlassen, und keine Ausgaben – oder dann Schulden. Das Sozialamt streckt es vor, aber es holt es sich dann von den Kindern.*

*Ausserdem finde ich Pauls Idee sehr gut, nicht an Heilig Abend sich mit x-Päckchen zu beschäftigen. Wir wollen uns darüber freuen, zusammen zu sein, schön essen, und einen guten Wein dazu...ich freue mich sehr.*

*Mami – Omi«*

Wir nehmen auf der Sofagarnitur in Maria Zöllners Wohnzimmer Platz. Uns gegenüber eine ganze Regalwand, vollgestellt mit Büchern und Klassik-CDs und dekoriert mit Erinnerungsstücken, gerahmten Fotos der Familie, Bildern aus Deutschland und aus Brasilien. In der rechten Raumhälfte stehen ein Esstisch aus Holz, sechs dazu passende Stühle, daneben eine Tür, die in die kleine Küche weist. Wir befinden uns in einem hellen und gemütlichen Raum, der mit viel Bedacht und Sorgfalt gestaltet worden ist und für Maria Zöllner das mit Stolz betrachtete Herzstück ihrer Wohnung darstellt.

Auf den ersten Blick erweckt nichts den Anschein, Maria Zöllner könnte sich in einer prekären Lage befinden. In den nächsten drei Stunden wird sie uns jedoch einen tieferen Einblick in ihre Lebenswelt gewähren, der einmal mehr zeigt, dass auch Frauen mit gewissem Grundkapital und Ersparnissen im Alter mit zunehmender Vulnerabilität und Ängsten zu kämpfen haben, die über finanzielle Unsicherheiten hinausgehen können und oft unsichtbar sind. Im Falle Maria Zöllner ahnte selbst die Familie lange nichts von ihren Sorgen. Denn gerade dieser wollte und will sie nicht zur Last fallen. Ein Leben im Dienste der Familie. Dieses Motiv durchzieht bis heute als roter Faden ihre Lebensgeschichte und scheint sich in ihrer Vorstellung bis über den Tod hinaus weiterzuspinnen.

Im Jahr 1943 in São Paulo geboren, wuchs Maria Zöllner dort mit ihrem Bruder bei Tante und Onkel auf – die leiblichen Eltern waren im Jahr 1947 bei einem Autounfall verstorben. Von der deutschstämmigen Tante von Beginn an zweisprachig erzogen, hatte Maria außerdem das Privileg, eine deutsche Privatschule zu besuchen, die sie im Alter von 18 Jahren abschloss, um daraufhin als Sekretärin bei VW zu arbeiten. Ein Jahr später lernte sie ihren zukünftigen Ehemann kennen, den sie mit 21 Jahren heiratete. Und obwohl das

erste Kind erst vier Jahre später zur Welt kam, war klar, dass sie als Ehefrau gleich aufhören würde zu arbeiten.

*»Ich war eben bei VW, ich hatte einen guten Job. Ja, dann habe ich geheiratet. Und anstatt, dass mein Onkel sagt: »Hier, du arbeitest aber weiter.« Nichts da, das ist so, die Frau. [...] Ja, die Frau ging nicht arbeiten.«*

Im Jahr 1969 wurde die Tochter und zwei Jahre später der Sohn geboren. Die Familie zog aufgrund der berufsbedingten Versetzung des Ehemanns von der Millionenstadt São Paulo nach München, ein zentraler Wendepunkt in Marias Biografie. Denn obwohl sie das Leben im Kreis ihrer Familie in Brasilien liebte, ließ sie dieses hinter sich, um sich in Deutschland ein neues aufzubauen. Letztlich eine Entscheidung, die sie jedoch vor allem für die Karriere ihres Mannes, nicht aber im Sinne ihrer eigenen Wünsche traf. Zwar fing sie mit der Einschulung der Kinder wieder an zu arbeiten, jedoch handelte es sich dabei um eine *»unangemeldete Stelle«* in einem Modehaus, die Maria gerade so viel einbrachte, dass sie ihrem Mann ohne weitere steuerliche Abgaben dabei *»helfen«* konnte, den Kredit für das inzwischen gekaufte Reihenhaus abzuzahlen. Und so lebte Maria all die Jahre in Abhängigkeit von der Erwerbsarbeit und dem Gehalt ihres Mannes. Sie war, wie sie selbst sagt, bereits in Brasilien *»für den Mann erzogen«* worden und lebte auch in Deutschland weiter nach den normativen Vorstellungen einer Ehefrau und Mutter. Und zunächst tat sie das auch gerne; sie musste mit der Zeit jedoch feststellen, dass sie immer weniger bereit war, diesen *»Paraderollen«* zu entsprechen und dabei ohne eine weitere Lebensaufgabe zu sein.

Die Konsequenz: 1983 ließ das Paar sich scheiden – ein weiterer Wendepunkt in Marias Leben. Aus beruflichen Gründen ging ihr Ex-Mann zunächst zurück nach Brasilien, doch sie und die Kinder blieben in München. Dies war wieder eine Entscheidung, die Maria trotz der eigenen Sehnsucht nach der brasilianischen Heimat und der dort lebenden Familie für ihre Kinder traf:

*»Na ja, und die Überlegung, dann nach Brasilien zurückzugehen, das hat sich gar nicht groß getan, weil die Kinder dann hier so drin waren. [...] Ich bin so geteilt aufgewachsen, ich war immer geteilt. Also heute noch. [...] Und ich wollte das meinen Kindern nicht zumuten. Ich habe gesagt: »Okay, die sind hier, die leben hier, die gehen hier zur Schule, die sind hier eingeschult, die sollen eben, ja, die sind halt Deutsche.«*

So blieb Maria Zöllner mit ihren Kindern in Deutschland, fasste jedoch den Entschluss, eine zweite Ausbildung zur Kosmetikerin zu absolvieren, machte sich im folgenden Jahr selbstständig und betrieb vier Jahre lang ein eigenes Kosmetikstudio. Dies war eine Arbeit, die sie liebte, die ihr erstmals das

Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit vermittelte, die sie jedoch mit der Geburt ihrer ersten Enkeltochter im Jahr 1992 wieder aufgab. Sie wollte sich um Tochter und Enkelin kümmern. Womit sie sich auch in dieser Situation – zwar selbstverständlich und ohne zu zögern – entschied, das Wohl ihrer Familie in den Vordergrund zu stellen, nicht aber das eigene Alter abzusichern:

*»Na ja, und dann wurde meine Tochter schwanger. [...] Mit 21, gell, ja, 21 war sie. Und war mitten in der Ausbildung als Heilpraktiker [...], die war jeden Tag in der Schule. Na ja, und dann sagt sie also, ihr Vater sagt: ›Ja, dann nehmen wir eine Tagesmutter.‹ Und da hat [meine Tochter, Anm. d. Verf.] gesagt: ›Tagesmutter kommt nicht infrage, ich gebe mein Kind nicht einer fremden Frau.‹ Also sie hätte aufgehört. Die Ausbildung ging drei Jahre und sie war [...] mittendrin. Und ich habe auch gesagt: ›Nein, ihre Zukunft ist wichtiger, die muss das zu Ende machen.‹ [...] Und na ja, ich habe dann [...] gesagt: ›Ich gebe mein Enkelkind nicht irgendeiner fremden Frau [...] und habe mein Geschäft verkauft. [...] Ich weiß noch, am ersten, die [meine Enkelin, Anm. d. Verf.] ist am 20. April geboren, am ersten April habe ich mein Geschäft übergeben.«*

Im Alter von 50 Jahren und nach einem Jahr, in dem sie sich nahezu ausschließlich um ihre Enkeltochter gekümmert hatte, beschloss Maria sich erneut für eine Stelle zu bewerben und fand schließlich eine Anstellung in einem Einrichtungshaus. Dort arbeitete sie bis 2003 in Vollzeit, die erste Anstellung also, die es ihr ermöglichte, elf Jahre in die gesetzliche Rentenkasse einzuzahlen. Als sie 61 war, wurde ihr Arbeitsvertrag dann umgestellt, die Vollzeitstellung in einen 450-Euro-Job umgewandelt. Der Minijob war eingeführt worden und mit ihm wurde für die vielen Beschäftigten, insbesondere Frauen, die einen solchen annahmen oder annehmen mussten, die Unmöglichkeit gesetzlich zementiert, für ihr Alter ausreichend vorsorgen zu können:

*»Ja, das ist ganz schön, wenn man einen Mann hat, der arbeitet, und die Frau verdient noch 450 dazu, das ist klar. Aber das ist natürlich für so Frauen, alleinstehend oder so, ist das gar nichts. Da [...] zahlt man ja nicht in die Rente. Das waren diese 450 ohne Sozialabgaben. Und da habe ich noch sieben Jahre bei der Firma gearbeitet. Sieben Jahre auf 450-Euro-Basis.«*

Im Jahr 2011 – da war Maria 68 – folgte dann die endgültige Kündigung, Maria sei zu alt. Für sie selbst war dies schwer nachvollziehbar, im Gegenteil, sie konnte und wollte weiter erwerbstätig sein. Und so arbeitete Maria die folgenden drei Jahre als, wie sie selbst sagt, »Mama für alles«, für 10 Euro die Stunde in einem brasilianischen Nagelstudio, bis sich dieses im Jahr 2014 auflöste. Seither findet Maria mit nun Anfang siebzig keine Arbeit mehr, niemand möchte sie in ihrem Alter noch anstellen:

»Ich habe also immer wieder gefragt [...]. Aber das ist, wenn du dann an die 70 bist, du kriegst nichts mehr. [...] Ich meine, ich kann ja nicht sagen, ich bin 68 oder so was. Ich muss dann schon sagen, ich bin 70, oder 71 [...]. Das ist zu alt dann, du kriegst nichts mehr. [...] Geh mal zum Arbeitsamt, irgendwie, die tun dich ja mit 50 schon abschreiben. Von einem, wie sagt man, Umschulungskurs in den nächsten. Die Politik hat schon viel versucht, dass man also die Älteren behält, wegen der Erfahrung und so weiter. [...] Was man kriegt, ist Putzfrau und Altenpflege. Was anderes gibt es nicht.«

So besteht für Maria Zöllner heute kaum eine Möglichkeit, regelmäßige Einnahmen zusätzlich zu ihrer kleinen Rente zu generieren. Sie erhält 650 Euro reguläre staatliche Rente und zusätzlich 250 Euro aus der Betriebsrente ihres geschiedenen Mannes. Zum Glück gehört ihr die Wohnung, allerdings werde oft vergessen:

»Man wohnt ja nicht umsonst, wenn es Eigentum ist. Das kostet ja auch monatlich sehr viel Geld. Aber es gehört einem wenigstens, man hinterlässt was für die Kinder. Und eine Immobilie in München ist ja nicht schlecht. [...] Nicht schlecht für die Nachkommen, ja.«

Maria Zöllner zahlte von ihren 900 Euro Rente monatlich seinerzeit 228 Euro Hausgeld, das auch wie Mieten ansteigen kann; 2018 waren es bereits 280 Euro. Aber das Hausgeld ist in diesem Fall viel geringer als die Durchschnittsmiete für eine Zwei-Zimmer-Wohnung in München, »mit meiner Rente könnte ich gar nichts anfangen, könnte ich nicht einmal Miete in München zahlen«.

Trotz des Wohneigentums bedarf es seit dem Ende ihrer letzten Erwerbstätigkeit weiterer Lösungen, um mit den knappen finanziellen Mitteln wirtschaften zu können. Auf die Weihnachtsgeschenke zu verzichten, ist dabei nur eine von vielen Strategien des Sparens. Insbesondere die Heizkosten versucht Maria zu senken; ihre Heizung bleibt so lange und oft wie möglich aus:

»Also ich spare auch Strom, ich spare Wasser, ich spare alles. (lacht) Also sparen, bloß nicht mehr verbrauchen [...] alles wird teurer. Bei mir gibt es eben keine Gehaltserhöhung.«

Dass sie ihre Wohnung trotz finanzieller Belastung nicht verkauft und sich vom Erlös ihre knappe Rente aufstockt, hat nicht nur damit zu tun, dass die Miete für eine andere Wohnung viel teurer wäre, sondern nicht zuletzt auch mit ihrer Familienorientierung. Sie möchte ihren Kindern später ein Erbe hinterlassen. Und so spart sie ihre letzten Rücklagen und das Erbe auf, insbesondere auch für den Fall, dass sie pflegebedürftig wird:

»Ich habe noch ein Polster, aber es wirft keine Zinsen mehr ab, es schrumpft praktisch. Die Angst ist die Pflege, weil das kostet einfach. [...] Deshalb habe ich das auch zu Weihnachten geschrieben, ich höre auf mit Geschenken, weil auf einmal sind 500 Euro weg.«

So entspringen ihre Sparstrategien nicht zuletzt auch der Angst, für ihre Familie finanziell zu einer Belastung zu werden:

»Also Pflegefall zu werden, so was, das will ich nicht und das will ja niemand, aber man kann es sich ja nicht aussuchen. [...] Ich bin nicht so abgesichert, besteht schon eine Lücke zwischen Rente und was so ein Altersheim, Pflegeheim kostet. [...] Es bleibt immer eine Lücke, die eben dann die Kinder bezahlen müssen. Und das ist mein Horror. Wenn meine Kinder für mich bezahlen, also alles, bloß das nicht das. [...] Ja, weil ich das nicht will. Die müssen ja von mir irgendwie noch was kriegen, oder? Aber nicht für mich was bezahlen. Also Nein [...].«

Ihre Familie folglich immer im Hinterkopf, lautet Marias größtes Ziel, so lange wie möglich unabhängig zu bleiben. Und so handelt es sich bei den beschriebenen Strategien nicht allein um materielle, sondern auch um körperliche Vorsorgemaßnahmen: Sie achtet auf ihre Ernährung, fährt Fahrrad, macht ihre morgendlichen Yogaübungen; all das, um möglichst lange gesund zu bleiben. Nach dem Vorbild ihrer eigenen Mutter soll selbst ihr Sterben weder zu Lebzeiten noch nach dem Tod eine Belastung für die Familie darstellen:

»[...] bei meiner Mutter da waren alle Dokumente, alles was wir brauchten. [...] Es war alles da, die hatte alles in Ordnung. Die war nicht bettlägerig, die war nicht krank, die war gar nichts, die ist gestorben und fertig.«

Die zentralen Wendepunkte auf Maria Zöllners Lebensweg waren die Migration mit ihrem Ehemann nach Deutschland, die Scheidung und der Entschluss, hier zu bleiben und sich beruflich neu zu orientieren, und dann die Aufgabe der beruflichen Selbstständigkeit mit der Geburt ihres ersten Enkelkinds. Alle diese Schritte ergaben sich aus ihrer Familienorientierung. Allerdings programmierten sie auch Stück für Stück eine finanzielle Abhängigkeit im Alter vor. Zwar hatte es Maria Zöllner geschafft, sich nach der Scheidung zunächst aus der finanziellen Abhängigkeit heraus zu begeben, sie hatte sich ihre Selbstständigkeit erkämpft, diese jedoch im Sinne familiärer Fürsorge wieder aufgegeben und die eigenen Wünsche und Zukunftssicherungen in den Hintergrund gestellt.

Auf den ersten Blick scheint Maria Zöllners E-Mail zum ersten Mal eine Entscheidung für sich und gegen die Familie zu sein, wenn sie auch schweren Herzens getroffen wurde. Doch auf den zweiten Blick wird klar, dass auch dieses Geständnis, im Hier und Jetzt nicht mehr im gewohnten Maße

die Familie zu beschenken, erneut primär eine Entscheidung für die Familie darstellt, der sie später nicht zur Last fallen will. Dabei wird die eigene Zufriedenheit nicht zuvorderst an der eigenen Situation bemessen, sondern an der Situation derjenigen, die man (ein Leben lang) umorgt.

### 5.1.2 Mütterlichkeit im Spannungsfeld gesellschaftlicher Sorgefigurationen

Wie viele der für diese Studie Befragten ist Maria Zöllner Mutter und Großmutter. In ihrer Selbsterzählung rekurriert die Interviewte mehrfach auf Ängste und Sorgen bezüglich ihrer finanziellen Situation, die sie stets in einen Verweisungszusammenhang mit ihrer Rolle als Mutter stellt. Sie verhandelt nicht nur Vorstellungen von guter Mutterschaft und damit einhergehender familiärer Sorgelogiken, sondern entwickelt auch Strategien, um diesen trotz des Knappheitsregimes weiterhin zu genügen. Maria Zöllner ist zum Zeitpunkt des Interviews 73 Jahre alt. Sie ist geschieden, hat zwei Kinder und zwei Enkelkinder. Sie erhält insgesamt 900 Euro Rente, davon 250 Euro aus der Betriebsrente des Ex-Mannes. Sie hat Wohneigentum, das sie im Monat 280 Euro kostet. Bis zu ihrem 70. Lebensjahr deckte sie ihre Lebenshaltungskosten über einen geringfügigen Zuverdienst und die Zinserträge ihres gegenwärtig schrumpfenden Kapitals. Seit dem Wegfall des Nebenjobs, ein Umstand, den sie als Altersdiskriminierung wahrnimmt, kompensiert sie ihre Einkommenseinbußen durch verstärkte Sparstrategien (sparsames Haushaltsmanagement, Konsumverzicht, Mobilitätsreduktion) sowie diverse Vorsorgepraktiken (Gesundheitsprophylaxe, Versicherungsinvestitionen, rechtlich-formelle Maßnahmen). Ihre Bearbeitungsstrategien sind dabei stets verklammert mit ihrer dominanten mütterlichen Subjektposition. Zentral und handlungsleitend ist ihre Angst dem Ideal mütterlicher Fürsorge zukünftig nicht mehr gerecht werden zu können. Maria Zöllners Lebensverlauf gleicht einer weiblichen Normalbiografie mit Migrationsgeschichte. Die kontinuierliche Sorge um die Familie bildet den Mittelpunkt ihrer Lebensgeschichte. Mütterlichkeit fungiert als Zentrum narrativer Identität.

Mutterschaft bzw. Mütterlichkeit verstehe ich im Folgenden als historisch situierte Wissensformationen (Speck 2016). Sie werden mittels Leitbildern transportiert und sind als »kulturelle Semantiken [zu begreifen], die Sinn vermitteln und Orientierung schaffen und zugleich Anforderungen und

Normen vorgeben. Sie reduzieren Komplexität und sind handlungsleitend« (ebd., S. 27), wie Sarah Speck prägnant formuliert. Konkret beschreibt die Soziologin und Geschlechterforscherin Mutterschaft als

»familiale Beziehung mit eigener Spezifität [...] oder als geschlechterdifferenzierendes Deutungsmuster (u. a. Schütze, 1991; Speck, 2014), das sich auf eine bestimmte, an Schwangerschaft und Geburt anschließende Lebensphase bezieht und das kulturell weitverbreitete Filiationsprinzip aufruft. Demzufolge hat eine Frau für das Kind, das sie geboren hat, Fürsorge zu tragen [...]. Mit dem Filiationsprinzip gehen spezifische Erwartungen an Emotionen und Verhaltensweisen einher, die kulturell unterschiedlich ausgeprägt sind, etwa (Mutter-)Liebe, Fürsorglichkeit, ›Alltagsnähe‹, [...] ›körperliche Verfügbarkeit‹ (Tolasch, 2016, S. 218).« (Speck 2019, o. S.)

Das mütterliche Leitbild der westlichen Nachkriegsgesellschaft, in der das befragte Sample zeitlich (nicht zwingendermaßen geografisch) sozialisiert ist, verortete Mütter vor allem innerhalb der bürgerlichen Kleinfamilie. Dort wurden Mütter qua Geschlecht auf ihren Platz »im Haus« verwiesen, ihre dort getätigte Care-Arbeit qua Naturalisierung als familiärer Liebesdienst kapitalistisch entwertet und affektiv gerahmt (Bock und Duden 1977). Die Mitglieder der bürgerlichen Kleinfamilie wurden durch das *male breadwinner model* abgesichert. Während der Mann außerhalb des Hauses seine Arbeitskraft gegen einen sogenannten Familienlohn veräußerte, der die Ehefrau auch im Alter mitabsichern sollte, war es Aufgabe der Frau unbezahlte Fürsorge zu leisten. Der Mann trug die finanzielle Sorge für die Familie als Wirtschaftsgemeinschaft, die Frau und Mutter die regenerative Sorge. Normativ durch Leitbilder »guter Mutterschaft« sowie des »männlichen Familienernährers« gestützt, fungiert(e) die bürgerliche Kleinfamilie mit den in ihr verankerten Sorgelogiken als Wirtschaftsgemeinschaft und bildet bis heute die Grundlage kapitalistischer Produktionsweisen.

Gelingt das Funktionieren der Gemeinschaft nicht mehr eigenverantwortlich, greift der soziale Wohlfahrtsstaat u. U. unterstützend ein. So ist die Kleinfamilie nicht nur normativ als Sorgegemeinschaft definiert, sondern wird auch im Rahmen des gesetzlich verankerten familiären Subsidiaritätsprinzips als finanzielle Sorgegemeinschaft reguliert. Dort können grundsätzlich alle Mitglieder der Kleinfamilie unabhängig von ihrer familiären Position (Eltern, Kinder) u. U. gesetzlich verpflichtet werden, bedürftige Familienmitglieder finanziell mitabzusichern. In der Regel finanzieren sorgeberechtigte Eltern den Lebensunterhalt der Kinder, beispielsweise auch dann, wenn diese bereits volljährig sind, sich aber noch in der Ausbildung befinden. Das Subsidiaritätsprinzip trifft aber auch im Falle der

Bedürftigkeit der Eltern zu, u. a. bei Arbeitslosigkeit, Arbeitsunfähigkeit, Erwerbsminderung oder Pflegebedürftigkeit. Ein gewisses Jahreseinkommen vorausgesetzt, müssen Kinder dann anteilig für den Unterhalt – beispielsweise die Pflegekosten – der Eltern aufkommen.

Nicht nur für Maria Zöllner, sondern für das Gros der befragten Mütter im Sample stellte gerade diese theoretische Möglichkeit, aufgrund von Altersarmut für die eigenen Kinder zur finanziellen Belastung zu werden, eine der größten Zukunftssorgen dar (Götz 2019a, S. 73–75; Götz und Schweiger 2018). Als »Horrorvorstellung« bezeichnete Maria Zöllner gar das Szenario, in dem die Kinder ihre potenziellen Pflegekosten bezahlen müssten, und setzt alles daran dies zu verhindern. Jolanda Fischer, zweifache Mutter, Frührentnerin und altersarm, scheute lange die Beantragung staatlicher Unterstützungsleistungen trotz formeller Berechtigung, aus Angst ihre Kinder könnten dadurch in die Unterhaltspflicht genommen werden. Als Straßenzeitungsverkäuferin versuchte sie stattdessen ihre Erwerbsminderungsrente niedrigschwellig aber selbstständig aufzustocken. So scheint Mütterlichkeit im Widerstreit zu umfassenden und reziproken Sorgelogiken familiärer Subsidiarität<sup>110</sup> zu stehen und durch Altersarmut herausgefordert zu werden.

Dabei spielt es kulturwissenschaftlich keine Rolle, ob die Sorgen und Ängste der Gesprächspartnerinnen berechtigt waren bzw. eine rechtliche Grundlage haben. Relevant sind vielmehr die Beobachtungen ihrer Existenz und die Fragen, wie sie sich konstituieren und in welcher Weise sie handlungsleitend wirken. Ausgehend von Maria Zöllner interessiere ich mich im Folgenden dafür, wie sich Mütterlichkeit affektiv in die Bewertungs- und Handlungsmuster der Betroffenen einschreibt und dabei nicht nur familiäre Tauschlogiken im Umgang mit Altersarmut, sondern auch subjektive Vorsorgepraktiken in Relation zur imaginierten prekären Zukunft strukturiert. Auf welche Normen und Deutungen von Mütterlichkeit wird hierbei zurückgegriffen? Wie genau konstituiert sich das Ideal mütterlicher Sorge im

---

110 Kinder sind unterhaltspflichtig für ihre pflegebedürftigen Eltern, wenn diese die Pflege, etwa in einem Pflegeheim, nicht selbst bezahlen können. Zunächst greifen jedoch die Pflegeversicherung, dann das Einkommen, die Rente und das Vermögen des Elternteils. Dann muss gegebenenfalls die Ehepartnerin oder der Ehepartner für die Kosten aufkommen. Danach erst müssen Kinder Elternunterhalt leisten, jedoch nur, wenn sie über ein gewisses Einkommen verfügen. Die eigenen Unterhaltspflichten der Kinder und Ehepartner, zum Beispiel Rücklagen für die eigene Altersvorsorge oder zu begleichende Schulden, sind außerdem vorrangig. Die Höhe der Unterhaltszahlungen ist somit von vielen Faktoren abhängig und muss im Einzelfall berechnet werden.

Feld weiblicher Altersarmut? Welche konkreten Strategien werden hierbei eingesetzt, um den Spagat zwischen finanzieller Mangelökonomie einerseits und dem Ideal mütterlicher Sorge andererseits aufrechtzuerhalten? Die hier gestellten Fragen verfolgend, werde ich Maria Zöllners Strategien im Umgang mit Altersarmut ausdeuten, bezüglich ihrer Handlungsmacht einordnen und die identifizierten Thesen anhand weiterer Fallbeispiele empirisch verdichten. Die Analyse zeigt nicht zuletzt, dass »(Groß-)Mütterlichkeit« als kulturell symbolischer Bezugspunkt sowohl als Begrenzung als auch als Ressource fungiert, um Altersarmut zu ver- und bearbeiten.

### 5.1.3 Selbstaufgabe, Fürsorge und Liebesdienst

»Man kann nicht über Mutterschaft schreiben, ohne über die eigene Mutter zu schreiben. Meine Mutter war immer da. Meine Mutter schmierte mir die Schulbrote und wartete mit dem Mittagessen auf mich. [...] Meine Mutter lachte mit mir, hörte mir zu, tröstete mich, erzählte mir Geschichten. Meine Mutter brachte mich ins Bett, sie betete mit mir und ließ meine Kinderzimmertür einen Spaltbreit offen. Genau so, dass es nicht zu dunkel und nicht zu hell war. Meine Mutter war immer da. [...] Meine Mutter war vor allem meine Mutter. Eine fürsorgliche Mutter – was sie sonst ausmacht, davon weiß ich nicht viel.«

(Kaiser 2021, S. 17)

Maria Zöllner hat Angst davor, für ihre Kinder zur finanziellen Belastung zu werden. Lange Zeit verheimlichte sie die Altersarmut vor der Familie. In einer E-Mail an ihre Kinder und Enkelkinder teilte sie diesen schließlich mit, dass sie zu Weihnachten keine Geschenke mehr machen könne und legte erstmals ihre finanzielle Situation offen. Anders als Hilde Meyer, deren Verschweigen der Armutssituation auf Scham und Schuldgefühle aufgrund ihrer emanzipierten Subjektposition und das neoliberal befeuerte Scheitern an den eigenen Autonomieansprüchen zurückzuführen ist (5.2), liegt Zöllners anfängliches Schweigen in ihrer dominanten mütterlichen Subjektposition begründet, wie ich im Folgenden weiter ausführen werde. Die Projektmitarbeiterin erhielt genannte E-Mail während des Forschungsprozesses. Die Armutssituation ihrer Großmutter war ihr gänzlich unbekannt gewesen. Erst die Offenbarung und Bitte der vermeintlich vertrauten Maria

Zöllner, an Weihnachten auf materielle Geschenke zu verzichten, erschütterte das bis dahin gefestigte Fremdbild der eigenen Großmutter als unverletzliches und stets umsorgendes Subjekt, wie aus informellen Gesprächen mit der Kollegin hervorging.<sup>111</sup> Maria Zöllner begründet das Schreiben ihrer E-Mail affektiv. Den Betreff der Mail beschreibt sie als Herzensangelegenheit und ihren Zustand als bedrückend, da sie das weihnachtliche Geschenkeritual aufgrund finanzieller Nöte nicht mehr wie gewohnt fortführen könne. Damit rekurriert die »Mami – Omi«, so die selbstbezeichnende Signatur am Ende der Mail, bereits in ihrem ersten Satz auf die sogenannte Mutterliebe, die seit dem 18. Jahrhundert integraler Bestandteil des Leitbilds guter Mutterschaft<sup>112</sup> ist und nicht nur fest in Maria Zöllners Selbstbild verankert ist, sondern, wie die oben skizzierte Unwissenheit der Enkeltochter zeigt, auch in deren Fremdwahrnehmung reproduziert und gestützt wird. Alltagsweltlich als naturgegebenes und instinktives Gefühl angenommen, moderiert die Mutterliebe bestimmte Verhaltensmuster innerhalb der Mutter-Kind-Beziehung (Thiessen 2019, S. 1142). Die liebende Mutter stellt die eigenen Bedürfnisse zurück und legitimiert ihren Subjektstatus über das Wohlergehen der Kinder. So wird der erklärte Geschenkeverzicht in der Mail als bedauernde Notwendigkeit konstruiert, die jedoch einem umfassenderen Plan dient: Als eine von vielen Sparmaßnahmen soll damit einer vermeintlich zukünftigen finanziellen Belastung der Kinder und Enkelkinder vorgebeugt werden.

Die Mutterliebe ist jedoch nichts »Unumstößliches«, wie Elisabeth Badinter in ihrer kulturhistorischen Analyse aufdeckt, sie ist »im Gegensatz zur verbreiteten Auffassung – kein Grundbestandteil der weiblichen Natur« (Badinter 1992, S. 12). Als Mythos entlarvte Simone de Beauvoir die Mutterliebe, die dem Wesen der Frau weder biologisch noch instinktiv anhafte, sondern dem Geschlechterverhältnis entspringe, bereits 1949 in

---

111 Bezüglich der Vor- und Nachteile verwandtschaftlicher Verhältnisse in Forschungsbeziehungen und einer reflexiven Umgangsweise mit dem damit verbundenen Grad an Nähe siehe ausführlich Kapitel 3.2.3. An dieser Stelle ist der Zugang zu intimen empirischen Zeugnissen – hier der persönlichen E-Mail –, wie auch die erweiterte Reflexionsebene – in diesem Fall die Perspektive der Enkeltochter –, in ihrer gewinnbringenden und analytisch produktiven Funktion hervorzuheben.

112 In Abgrenzung zur »guten Mutter« existiert im (west-)deutschen Kontext beispielsweise das nationalsozialistisch geprägte Bild der sogenannten »Rabenmutter«. Aktuellere Studien untersuchen, wie die Vorstellung von Mutterschaft gegenwärtig zwischen den antagonistischen Leitbildern der Supermami auf der einen und der Rabenmutter auf der anderen Seite oszilliert und welche Auswirkung diese Bilder auf die Alltagspraxis von Müttern haben (Schmidt und Götz 2010).

»Das andere Geschlecht« (Beauvoir 2011). Die Geschlechterforschung hat seither mehrfach gezeigt, dass die Mutterliebe eine diskursive Erfindung der Neuzeit (Badinter 1992; Schütze 1991) ist, die sich mit der Verwissenschaftlichung – allen voran der Psychoanalyse – zunehmend als weibliches Gefühl konstituiert hat und diejenigen Frauen, die diesem Ideal nicht entsprachen, hysterisierte. Ein fehlender Wille zur Aufopferung und Hingabe wurde psychoanalytisch pathologisiert, die kranke Mutter wurde der Gefährdung des Kindeswohls für schuldig erklärt (Speck 2016, S. 34 f.). Eine derartige Subjektposition, die sich ausschließlich über die Sorge um andere konstituiert, schließt das eigene Selbst aus. Die Mutterliebe und das darin implementierte Ideal der mütterlichen Fürsorge – ein Mechanismus, der Weiblichkeit mit Mütterlichkeit gleichsetzt – lässt sich demnach als affektiver und vergeschlechtlichter Kitt begreifen, der Frauen auf ihre Rolle als Mutter zurückwirft, die sich aus Liebe um die Kinder kümmert und damit die kapitalistische Produktionsweise unhinterfragt und unentlohnt aufrechterhält. Die Psychoanalytikerin Jessica Benjamin kommt in diesem Zusammenhang zu folgendem Schluss: »In dem Maße, wie konkrete Formen mütterlicher Fürsorge und Anerkennung schwinden, wird der Verlust daher durch die symbolische Beschwörung der Mutterschaft repariert« (Benjamin 1999, S. 199). Benjamin stellt diesem Ideal der Mütterlichkeit die Subjektivität der Mutter gegenüber und argumentiert weiter, »daß zur Subjektivität der Mutter [...] auch Unvollkommenheit gehören muß, damit sie für sich selbst und ihr Kind real sei. Reale Subjektivität verlangt nicht von ihr, selbstständig, perfekt und in jeder Hinsicht zuständig zu sein. Dennoch«, so führt Benjamin weiter aus, »bleibt dieses Ideal meist außer Zweifel« (ebd., S. 207). Auch für Maria Zöllner steht dieses Ideal außer Zweifel. Vielmehr wird sie angerufen, diesem, je mehr es gefährdet wird, mittels anderer Strategien gerecht zu werden.

Besonders deutlich wird diese Beschwörung der Mutterschaft im Sinne der permanenten Selbstaufgabe in Maria Zöllners E-Mail, in der sie dafür plädiert, das weihnachtliche Geschenkeritual zu überdenken und stattdessen den Fokus auf das familiäre Zusammensein zu legen. Dies begründet sie zunächst mit einer veränderten Zinspolitik, die sie zu einer sparsameren Haushaltsführung zwingt, und konkretisiert dies im Folgenden anhand einer differenzierten Darstellung ihrer monatlichen Ausgaben. Dabei unterteilt sie in Fixkosten (Krankenversicherung, Wohngeld, Strom/Heizung), Haushaltskosten (spezifiziert sie nicht weiter) und sogenannte Extras. Wohingegen sie Fix- und Haushaltskosten zwar als »notwendige Übel« negativ

bewertet aber nicht weiter darauf eingeht, bedürfen die sogenannten »Extras« einer gesonderten Rechtfertigung. Sie fallen so gesehen nicht unter die Rubrik der selbsterklärenden Notwendigkeiten, die zum (Über-)Leben gehören. Auffällig ist, dass es sich hierbei um Konsumgüter (Benzin, Zigaretten) und Dienstleistungen (monatlicher Haarschnitt) handelt, die Maria Zöllner ausschließlich für sich selbst beansprucht, ein »Selbst«, das in der mütterlichen Subjektposition so nicht verankert zu sein scheint. Mobilitätsansprüche, Genuss- und Suchtmittel sowie Selfcare-Bedürfnisse scheinen mit dem Ideal mütterlicher Fürsorge im Widerstreit zu stehen und bedürfen einer gesonderten Legitimation. Lediglich den monatlichen Haarschnitt, den sie zwar auch vor den E-Mailadressat\*innen rechtfertigen zu müssen meint, kann sie zumindest selbstbewusster einfordern (»den brauche ich«), was sich auf ihre langjährige Tätigkeit in feminisierten, körpernahen und schönheitsoptimierenden Berufsfeldern zurückführen lässt und darüber hinaus mit generellen Vorstellungen hegemonialer Weiblichkeit und vergeschlechtlichten Schönheitsidealen einhergeht. In ihrer E-Mail legt Maria Zöllner demnach Rechenschaft ab über Menge und Verteilung ihrer finanziellen Ressourcen, um letztlich ihre langfristigen Finanz- und Sparpläne mitzuteilen und zu begründen. Dabei konstruiert sie auch ein »Notfall«-Szenario, das erlauben würde, von dem beschriebenen Sparplan abzuweichen und auf das Vermögen – das imaginierte Erbe – zurückzugreifen. In Not geraten können in diesem Szenario nur die Kinder und Enkelkinder, die potenziell eigene Notlage wird hier nicht erwähnt und damit diskursiv ausgeschlossen. Die Mutterliebe moderiert demnach ein hingebungsvolles, aufopferndes Verhalten gegenüber den Kindern, das Maria Zöllner nicht nur in der Mail darstellt, sondern das sich wie ein roter Faden durch ihre Biografie zieht und sich als unhinterfragbares Gefühl konstituiert.

Diskursiv naturalisiert und affektiv inkorporiert geht die Mutterliebe Hand in Hand mit sich selbst zurückstellenden Handlungsweisen, in denen die eigenen Bedürfnisse nur eine marginale Rolle spielen. Das Narrativ sowie die Praxis der Selbstaufgabe sind zentral in Maria Zöllners Lebensgeschichte, die sich entlang derjenigen Ereignisse strukturiert, in denen Zöllner ihre eigenen Wünsche (berufliche Karriere, Rückzug nach Brasilien, Selbstständigkeit, Selbstverwirklichung) zugunsten der Familie zurückstellt. Im Gespräch identifiziert sie die vergangenen fürsorglichen Handlungen durchaus als ursächlich für ihre gegenwärtige prekäre Situation, und dennoch wird dieser Aufopferungswille auch jetzt nicht in Frage gestellt. Im Gegenteil, die Angst davor, diese mütterliche Fürsorgepolitik

nicht mehr aufrechterhalten zu können, ist ein weiteres zentrales Narrativ in ihrer Selbstverhandlung. Liebe und Angst sind hier über das mütterliche Subjekt verklammert, die Praxis der Selbstaufgabe ist das kontinuiersstiftende Moment der biografischen Erzählung, das gegenwärtig durch die Altersarmut gefährdet wird. Auch in diesen Argumentationslogiken zeigt sich, dass das Muttersein in dieser zeitspezifischen Verankerung westlichfordistischer Gesellschaftsformationen andere Selbstentwürfe des Frau-Seins ausschließt. Von den eigenen Kindern umsorgt zu werden oder abhängig zu sein würde demnach eine biografisch inkorporierte Sorgelogik verkehren, eine Aussicht, die Zöllner in letzter Konsequenz in ihrer Subjektwerdung verunsichert. Die mütterliche Subjektposition konstituiert sich ausschließlich über das Ideal mütterlicher Fürsorge, das andere Selbstentwürfe und Sorgelogiken ausschließt. Die Angst zur Belastung zu werden ist somit auch eine indirekte Angst davor seinen Subjektstatus zu verlieren. Altersarmut in ihrer Verschränkung mit Mutterschaft verunsichert so gesehen das Subjekt in seinem existenziellen Sein.

Das Leitbild guter Mutterschaft und damit einhergehende Vorstellungen von Fürsorge zeigen sich in diesem Fallbeispiel und darüberhinausgehend in vielen weiteren Gesprächen derart verinnerlicht, dass eine flexible Anpassung der Sorgefigurationen kaum möglich erscheint. Eine Beobachtung, die sich nicht zuletzt in den ablehnenden Positionierungen zum weiter oben erwähnten Subsidiaritätsprinzip widerspiegelt. So ist eine bedürfnisorientierte Sorgegemeinschaft von staatlicher Seite durchaus gewollt und durch entsprechende Gesetzgebungen verankert, mikroperspektivisch liegt sie jedoch, wie ich gezeigt habe, außerhalb des Vorstellungsraums des Möglichen und zeigt sich daher als nicht alltagstauglich. Vielmehr verhandeln die Akteurinnen dieses über Sorgen und Ängste moderierte imaginierte Bedrohungsszenario »Der Staat holt es sich dann von den Kindern zurück«, wie es beispielsweise Maria Zöllner problematisiert, im Sinne ihrer eigenen Logik der Praxis über noch rigidere Sparmaßnahmen und Verzichte oder körperliche Vorsorge- und Präventionsmaßnahmen. Auch das Weiterarbeiten nach der Rente trotz körperlich unzumutbarer Anstrengungen, um den Kindern nicht zur Last zu fallen, wie es beispielsweise die oben erwähnte Jolanda Fischer unternimmt, konnte als fallübergreifende Bewältigungsstrategie identifiziert werden.

#### 5.1.4 Zur Umdeutung der mütterlichen Gabe – Familiäre Tauschlogiken unter prekären Bedingungen

In ihrer Mail greift Maria Zöllner zwei weitere zentrale Topoi auf, die auch von anderen Gesprächspartnerinnen immer wieder thematisiert wurden: Das Bedürfnis, sogar die Freude daran (»so gerne ich es tue«), die Kinder und Enkelkinder an Weihnachten zu beschenken, wie auch die Angst davor, als Pflegefall das letzte finanzielle Polster, bzw. imaginierte Erbe aufzuzehren. Beide Topoi adressieren im Kleinen (Geschenke) wie im Großen (Erbe) eine Form der Gabe, die hier in materieller Gestalt das fortzuführen scheinen, was Maria Zöllners gesamten Lebensverlauf anhand der permanenten Selbstaufgabe für die Sorge und das Wohl der Kinder in biografischer Kontinuität prägte. Mit Blick auf die Kulturgeschichte des Weihnachtsfestes arbeitet Wolfgang Kaschuba heraus, dass dieses zunächst durch eine Bandbreite an Bräuchen und Ritualen geprägt war. Auch Größe und Identität der Festgemeinschaft variierte je nach geografischer Region. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Weihnachten zu einem kulturellen Raum bürgerlicher Ideale. Das Weihnachtsfest, so Kaschuba, zog sich zunehmend auf eine

»Form der bürgerlichen Weihnacht zurück, in der das ›Gemeinschaftliche‹ bei Weihnachtsbaum und Kerzenlicht, bei Weihnachtsliedern und Geschenken nur noch im engen Familienkreis stattfand. So geriet Weihnachten zur Inszenierungsbühne der bürgerlichen Familie, in dessen Lichterglanz man sich seine Zuneigung beweisen konnte.« (Kaschuba 2003, S. 180)

Nicht nur Weihnachten, sondern auch andere gesellschaftlich ritualisierte Ereignisse, wie beispielsweise Geburtstage, die anhand materieller Tauschlogiken und spezifischer Bräuche strukturiert sind, wurden im Zusammenhang mit Altersarmut vielfach problematisiert. Laut dem Volkskundler Andreas Bimmer ist der Brauch

»keine beliebige, spontan ablaufende Handlung, sondern erfordert eine bestimmte Regelmäßigkeit und Wiederkehr, eine den Brauch ausübende Gruppe, für die dieses Handeln eine Bedeutung erlangt, sowie einen durch Anfang und Ende gekennzeichneten Handlungsablauf, dessen formale wie zeichenhafte Sprache der Trägergruppe bekannt sein muss.« (Bimmer 2001, S. 445)

Bräuche können innerfamiliär variieren und sind immer auch Transformationsprozessen unterworfen. Nichtsdestotrotz ist gerade in der relativ stabilen und wiederkehrenden Abfolge von Festen und Riten die symbolische

Bedeutung verankert. »Im binnenfamiliären Bereich realisieren [...] [Bräuche] sich auf der kommunikativ-kulturellen Ebene«, so Bimmer weiter.

»Hier vollzieht sich die Gestaltung sowohl des familialen Alltags- als auch des Feiertagslebens. Dazu zählen Tagesabläufe, Arbeitsteilung, Feste im Lebenszyklus, familieneigene Formen der Zuwendung wie Schenken, Sexualität u. a.m. Die spezifische emotionale Beziehung der Familienmitglieder zueinander (positiv wie negativ) sichert auf längere Zeit die Konstanz und Kontinuität der Gruppe, so daß familiäre Traditionen wie z.B. eine bestimmte Form und ein bestimmter Ablauf des Weihnachtsfestes entstehen, gepflegt und erhalten werden können.« (ebd., S. 459)

In anderen Worten: Liebe und Zuneigung materialisieren sich vor dem Hintergrund einer kapitalistischen Gesellschaft in Form materieller Gaben, die anhand der sozialen Praxis des Schenkens zu ritualisierten Anlässen (Geburtstage, Weihnachten) in einer bestimmten Weise getauscht werden, um das Konstrukt der bürgerlichen Familie, und ich würde hier ergänzen, inklusive der dort verankerten Mütterlichkeit, zu reproduzieren.

Wohingegen die mütterliche Fürsorge in Form der Selbstaufgabe unveränderbar scheint, wie ich im letzten Abschnitt herausgearbeitet habe, gelingt es Maria Zöllner jedoch innerfamiliäre Rituale, Normen und Erwartungen des Gebens infrage zu stellen. Sie ergreift mit ihrer E-Mail das Wort, um eine Veränderung bisheriger weihnachtlicher Tauschlogiken einzufordern. Offensichtlich stand der materielle Gabentausch bis dahin im Zentrum der Familientradition. Die prekäre Lage gefährdet jedoch diese Tradition und mit ihr die Aufrechterhaltung der sie konstituierenden Gruppe, die sie zusammenhaltenden Beziehungsverhältnisse und die darin eingelagerten Subjektpositionen, so meine These.

Während viele Gesprächspartnerinnen auch das Schenken materieller Gaben als unveränderbar verhandeln, gelingt es Maria Zöllner diese Praxis zumindest zum Teil umzudeuten respektive anzupassen. Hier zeigt sich ein »feiner Unterschied« entlang habitueller Bewertungsschemata. Maria Zöllner schlägt in ihrer Mail vor, sich an Heiligabend nicht »mit x-Päckchen zu beschäftigen«. Die Familie solle sich stattdessen am Zusammensein erfreuen. Zusammensein definiert sie als »schönes Essen« und »guten Wein«. Ihre Argumentationsweise folgt demnach einer hierarchisierenden Unterscheidung. Den materiellen Geschenken, die bisher fester Bestandteil des familiären Weihnachtsritus waren, stellt sie das freudige Zusammensein der Familie gegenüber, das sie als vergemeinschaftendes und genussvolles Ereignis imaginiert. Durch die Abwertung materiellen Überflusses und die gleichzeitige Aufwertung immaterieller Tauschob-

jekte kann sie sich – trotz finanziellem Mangel und dem Eingeständnis, sich materielle Geschenke nicht mehr leisten zu können – dennoch als Gebende konstruieren. Dies gelingt jedoch nur vor dem Hintergrund eines großbürgerlichen Milieus (Pilotenfamilie, Expat-Biografie), dem sie angehört. Dass sie diese Bewertung überhaupt vornehmen kann, ist auf jene milieuspezifische Geschmackspräferenzen zurückzuführen, innerhalb derer nicht nur Quantitatives Qualitativem untergeordnet wird, sondern auch materiellen Gütern tendenziell ein geringerer Wert beigemessen wird als intellektuellem Austausch. Allein die Tatsache, dass sie sich via E-Mail schriftlich an ihre Familie wendet, kann hier bereits als Praxis interpretiert werden, die die besondere Bedeutung kommunikativer Interaktion für dieses Milieu untermauert. Erst dieses spezifische Bewertungsmuster, das aller Wahrscheinlichkeit nach innerfamiliär geteilt wird, ermöglicht Maria Zöllner überhaupt, gemeinschaftliches Zusammensein als Tauscheinsatz ins Spiel zu bringen. Nur dort, wo Antimaterielles einen Tauschwert besitzt, kann dieser auch strategisch eingesetzt werden. Diese Umdeutungspraxis familiärer Tauschlogiken gelingt Zöllner jedoch nur bedingt, in Punkto Erbe als weitere spezifische Form der Gabe eröffnet sich für Zöllner im Gegensatz zu den weihnachtlichen Geschenkeritualen kein Handlungsspielraum. Hier bleibt sie dem Ideal unterworfen, der Familie ein materielles Erbe hinterlassen zu müssen.

Als Kontrastfolie zu Maria Zöllner sei an dieser Stelle das Fallbeispiel Monika Tegt<sup>113</sup> (Rau 2019d) exemplarisch angeführt. Auch sie ist Mutter und Großmutter. So wie Maria Zöllner, die ihre Familie erst mit ihrer Mail über ihre finanzielle Situation in Kenntnis setzt, verheimlicht auch Monika Tegt ihre prekäre Situation vor ihren Kindern. Verrentet und altersarm, stockt sie ihre Rente mit einem geringfügig entlohnten Job im Callcenter auf. Auch Monika Tegt spart am Essen und Heizen, verzichtet weitestgehend auf soziale Teilhabe und versucht sich darüber hinaus durch Spaziergänge körperlich fit zu halten; einerseits, um so lange wie möglich weiterarbeiten zu können, andererseits präventiv, um gesundheitliche Kosten zu vermeiden. Auch in ihrem Fallbeispiel finden sich ähnlich affektiv gerahmte Versatzstücke der Mutterliebe sowie der Sorgen und Ängste den Kindern und Kindeskindern zur Last zu fallen, die auf die Wichtigkeit der mütterlichen Subjektivierung hinweisen. Die ehemalige Sachbearbeiterin verweist im Interview mehrfach auf die Gefährdung familiär ritualisierter Tauschlogiken

---

113 Interview vom 12.03.15, geführt von Irene Götz und Petra Schweiger.

durch ihre finanziell knappe Situation. Dabei problematisiert sie vor allem Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke. Im Umgang mit diesen zeigt sich ein Unterschied zum vorherigen Fallbeispiel. Im Gegensatz zu Maria Zöllner eröffnet sich für Monika Tegt kein Spielraum, um die familiären Geschenkerituale umzudeuten und an ihre finanziell knappen Mittel anzupassen. Daraus ließe sich ableiten, dass Materielles zumindest in Bezug auf kleinere Gaben hier milieuspezifisch einen anderen Stellenwert einnimmt als bei Zöllner. Tegt versucht daher durch andere Strategien durch die prekäre Lage zu navigieren ohne die gewohnte Form des Schenkens infrage zu stellen. Um die Enkelkinder also weiterhin beschenken zu können, verzichtet sie an anderen Stellen und kompensiert das fehlende ökonomische Kapital insbesondere durch ihre Arbeitskraft. Diese Strategie identifiziert sie als überaus fragil, die Frage, wie lange das Weiterarbeiten noch funktionieren könne bezeichnet sie als eine ihrer größten Sorgen. So ist die Arbeit im Callcenter zermürend und verursacht Schmerzen. Diese in Kauf zu nehmen, um die Kinder weder emotional noch finanziell zu belasten und darüber hinaus kleine Beträge zur Seite legen zu können, die in Geschenke investiert werden, ist wie bei Maria Zöllner in ihrer mütterlichen Subjektposition verankert. Ungleich Maria Zöllner, die sich aufgrund ihrer habituellen Konstitution den Geschenkeverzicht mehr oder weniger leicht als Strategie aneignen kann und sich dennoch als fürsorgliche Mutter subjektiviert, muss Monika Tegt anders durch ihre prekäre Situation manövrieren. Der Einsatz ihrer Arbeitskraft in Form körperlich begrenzter Ressourcen bei gleichzeitiger Geheimhaltung der eigenen Bedürftigkeit scheinen hier die letzte Handlungsmöglichkeit zu sein, um ihren mütterlichen Subjektstatus aufrechtzuerhalten. So sind die Geschenke für die Enkelkinder in Form materieller Gaben essentieller Bestandteil ihres Ideals mütterlicher Fürsorge und müssen im Knappheitsmanagement stets mitkalkuliert werden, um biografische Kontinuität zu erfahren.

In einem anderen Fallbeispiel investiert die wohnungslose Dawina Bublica<sup>114</sup> (Götz und Schweiger 2019), die zum Zeitpunkt des Interviews bei der Tochter auf dem Flur nächtigte, ihre Arbeitskraft trotz existenzieller Not weiterhin in das Wohlergehen der Familie. In den 1960er Jahren aus Kroatien nach Deutschland immigriert, um ihren beiden Töchtern hier ein »besseres Leben« zu ermöglichen, wie sie sagt, arbeitete sie bis zur gesundheitsbedingten Frühverrentung als Altenpflegerin und Stationsleiterin.

---

114 Interview vom 29.01.15, geführt von Irene Götz und Petra Schweiger.

Den Töchtern gelang mithilfe Publicas finanzieller Unterstützung der Bildungsaufstieg, sie selbst lebt heute in Altersarmut. Dieses Ziel eines »guten Lebens« auch für die Enkelgeneration weiterverfolgend, arbeitet sie in der Zahnarztpraxis der jüngsten Tochter unentgeltlich als Aushilfe. Die Tochter, selbst kinderlos, unterstützt wiederum die alleinerziehende Schwester bei der Ausbildungsfinanzierung ihrer drei Töchter, Publicas Enkelinnen; und die ältere Tochter bietet der wohnungslosen Mutter ein Dach über dem Kopf. Das hier aufgespannte Tauschgeschäft sichert den sozialen Aufstieg der Enkelgeneration, eine eigene Wohnung wird hintangestellt. Publica erhält zwar hin und wieder kleinere Geschenke von ihrer jüngsten Tochter, die sie als symbolische Aufwandsentschädigung für ihren Arbeitseinsatz in der Praxis versteht.<sup>115</sup> Eine monetäre Gegenleistung für die erwerbsförmige Unterstützungsleistung, die Publica vielleicht auch die Finanzierung einer eigenen Wohnung ermöglichen würde, ist jedoch auch für Publica ausgeschlossen. Fürsorge, so bestätigt sich hier ein weiteres Mal, ist Arbeit aus Liebe. Fürsorge, so lässt sich mit der Philosophin und Historikerin Tove Soiland untermauern, »ist eine Ressource die nichts kostet, die nicht in Rechnung gestellt werden kann« (Interview mit Tove Soiland 2016, S. 206).

Eine ähnliche Paradoxie, die sich der Frage nach einer »Logik der Logik« (Bourdieu 1993b, S. 167) versperrt, lässt sich auch im Fallbeispiel Monika Tegt nachzeichnen. Auch sie unterstützt ihre Tochter, in diesem Fall in Form unentgeltlicher Care-Arbeit. Einmal wöchentlich übernimmt sie die Betreuung der Enkelkinder, da die Tochter keinen Betreuungsplatz für diese bekommen hat und selbst in Teilzeit erwerbstätig ist. Diese mütterliche Gabe in Form von Fürsorge verhandelt Monika Tegt im Interview als problematisch – nicht aber, weil es keine Entlohnung gibt. Wie weiter oben bereits erwähnt, verheimlicht sie im Gegensatz zu Dawina Publica ihre prekäre Situation vor ihren Kindern und stockt ihre Rente durch den Minijob im Callcenter auf, den sie als enorm körperlich belastend wahrnimmt. Da die vom Arbeitgeber gesetzten Arbeitszeiten teilweise mit ihren Care-Verpflichtungen kollidieren und ihre Kinder nichts von ihrer Erwerbstätigkeit wissen, gerät sie hier an ihre Grenzen, dieses Arrangement aufrechtzuerhalten. Unseren Vorschlag,

---

115 Inwiefern hier auch kulturspezifische Vorstellungen von Mutterschaft zum Tragen kommen, soll zumindest als Frage vermerkt sein; erwähnenswert ist zumindest die Beobachtung, dass die Altersarmut in diesem Fallbeispiel kein Geheimnis ist. Dies könnte aber auch die Folge der Wohnungslosigkeit sein, die nochmal in einer anderen, existenzielleren Art prekarisiert und ein Verheimlichen der Notlage wohl erschwert.

ihre geringfügige und darüber hinaus körperlich belastende Beschäftigung aufzugeben und sich stattdessen die Betreuung der Enkelkinder entlohnen zu lassen – so schien uns dieses Arrangement auf den ersten Blick zumindest logisch und eine »Win-win-Situation« für alle Beteiligten zu sein – wiegelte sie vehement ab. Von den eigenen Kindern eine Gegenleistung, geschweige denn Geld zu verlangen, lag außerhalb des Vorstellungsbereiches. Monika Tegts Handlungsweisen folgen vielmehr einem anderen »praktischen Sinn«, einem, der in der Logik mütterlicher Fürsorge aufgeht, die eben nicht in Rechnung gestellt werden kann.

Auch mit Maria Zöllner sprachen wir über familiäre Tauschgeschäfte. Auch sie betrachtet finanzielle Unterstützung durch ihre Kinder als Unmöglichkeit. Kleinere praktische Hilfen, zum Beispiel im Haushalt, Reparaturen oder Instandsetzungen, kann sie hingegen annehmen, diese kollidieren nicht mit ihrem Selbstverständnis mütterlicher Fürsorge. Die Erziehungswissenschaftlerin Maya Dolderer beschreibt diesen praktischen Sinn mütterlicher Tauschlogiken im Gespräch mit Tove Soiland folgendermaßen:

»Die Psychoanalyse [...] geht davon aus, dass das bürgerliche Subjekt die Fürsorge in Form des Mütterlich-Weiblichen voraussetzt. Irigaray kritisiert, dass dieses Mütterliche, die Voraussetzung des Subjekts, in unserer Kultur als etwas Verfügbares imaginiert wird, als etwas, das einfach da ist und quasi preislos ist. Damit fügt es sich nicht in die Rationalität von der Warenwelt ein und wird in ihr nicht symbolisiert.« (Interview mit Tove Soiland 2016, S. 205)

Anders gesagt: Die mütterliche Gabe der Fürsorge besitzt keinen Tauschwert, sie lässt sich nicht kommodifizieren, sondern wird als selbstverständlich und als immer verfügbar angenommen, als etwas, das keine Gegengabe erwarten lässt. Zwar können kleinere auch materielle Geschenke als Anerkennung angenommen werden, eine monetäre Gegenleistung für die mütterliche Gabe ist hingegen ausgeschlossen. Die Währung des Tausches ist rein symbolisch und darf das mütterliche Subjekt nicht als Gebende gefährden. Weil sich die mütterliche Gabe nicht in Rechnung stellen lässt, kann sie auch im Falle finanzieller Not nicht gehandelt oder gewinnbringend eingesetzt werden.

So kann an dieser Stelle resümierend festgehalten werden, dass zur mütterlichen Gabe erstens Fürsorge und Liebe gehören, charakterisiert durch die Annahme permanenter Verfügbarkeit dieser, die in Form unbezahlter Care-Arbeit vollzogen wird. »Fürsorge«, so Soiland, »ist eine Gabe;

sie besteht nicht in einer von der Person trennbaren Handlung, sondern in der Beziehung: Die Gebende gibt einen Teil von sich« (ebd., S. 204). Soiland charakterisiert die mütterliche Gabe ausschließlich als Form von Fürsorge, die keine »symbolische Repräsentation« hat, sprich keinen Wert besitzt, nicht einmal eine Sprache (ebd., S. 210), und sich damit jeglicher Möglichkeit des Tauschhandels entzieht. Das mütterliche Subjekt kann sich seiner Anrufung unendlicher und bedingungsloser Fürsorge demnach nicht entledigen. Um weiterhin in der mütterlichen Subjektposition aufzugehen, muss Fürsorge uneingeschränkt vorhanden sein, ohne etwas im Tausch zurück zu erwarten (ebd., S. 207). Die mütterliche Gabe, so ließe sich Soilands Verständnis an dieser Stelle ergänzen, erhält durch die soziale Praxis der Schenkung zweitens ein materielles Gesicht. Das Geschenk symbolisiert den Status der Beziehung und erhält diesen aufrecht. Der Ablauf der Schenkung ist gesellschaftlich normiert und zeigt sich etwa in wiederkehrenden Ereignissen, wie Geburtstagen und Weihnachten, oder einmaligen Schenkungen wie dem Erbe. Schenkung als soziale Praxis folgt einer bestimmten, mit dem Industriekapitalismus überwiegend kommerzialisierten Form und einer bestimmten Funktion, nämlich der Reproduktion eines bestimmten Beziehungsverhältnisses, wie hier der (Groß-)Mutterschaft. Mit der Schenkung oder dem Gabentausch wird ein bestimmter Beziehungsstatus performt und die darin implementierten Subjektivitäten erst hergestellt. Schenken ist so gesehen die materielle Ausprägung von Zuneigung und Liebe und dient der Schenkenden dazu, innerhalb der mütterlichen Subjektposition aufzugehen. Diese materielle Seite der mütterlichen Gabe lässt dem Subjekt mehr Handlungsspielraum, auch wenn dieser wiederum von der sozialen Positionierung abhängt. Das (groß-)mütterliche Subjekt konstituiert sich demnach durch die (groß-)mütterliche Gabe in Form unbezahlter Fürsorge (Stichwort Care-Arbeit) sowie in Form ritualisierter und normierter Schenkungen materieller Gaben (Geburtstagsgeschenke, Weihnachtsgeschenke, Erbe, Urlaubsgeld). Da die Beziehungspflege in kapitalistischen Gesellschaftsformationen im Zuständigkeitsbereich der weiblichen Sphäre zu verorten ist, lässt sich auch das Schenken als vergeschlechtlicht strukturierte Praxis begreifen, mit der in erster Linie weibliche Beziehungsgefüge beständig gepflegt werden müssen und im Umkehrschluss durch die Verunmöglichung oder Gefährdung dieser Praxis eben diese auf dem Spiel stehen. Altersarmut gefährdet demnach drittens die mütterliche Gabe und damit letztlich die mütterliche Subjektwerdung. In anderen Worten: Schenken kann als soziale Praxis verstanden werden, mit

der das Konstrukt der bürgerlichen Familie in ritualisierter Form hergestellt und kontinuierlich erneuert wird und vor allem die jeweiligen Rollen in der Familie abgesichert werden. Ist diese soziale Handlung nicht mehr sicher, geraten auch die jeweiligen Positionierungen innerhalb des Konstruktes ins Wanken. Umso bemerkenswerter ist an dieser Stelle, dass Maria Zöllner aktiv das Wort ergreift und sich an ein derart traditionell besetztes und ritualisiertes symbolisch bedeutsames Feld herantraut, um dieses zumindest in Teilen umzudeuten, das Erbe als eine spezifische Form der Schenkung bleibt für sie dennoch unhinterfragbar. Dies ist viertens nur dort möglich, wo Antimaterielles einen Wert besitzt und gegen Materielles ein Stück weit geltend gemacht werden kann. In Milieus, in denen materielle Objekte und Waren einen hohen Stellenwert haben, scheint diese Strategie außerhalb des Vorstellbaren zu liegen. Damit lässt sich fünftens festhalten, dass sich die mütterliche Gabe in Form von Fürsorge als milieu- und klassenübergreifende, geschlechtsspezifische und sprachlich nicht-thematisierbare Form der Gabe zeigt, die nicht hinterfragbar und damit veränderbar ist, wohingegen es manchen Akteurinnen gelingt die Tauschlogiken materieller Gaben situativ umzudeuten. Indem sich Maria Zöllner jedoch weiterhin als Gebende konstruiert, verbleibt auch die neue angepasste Logik weiterhin einem Ideal mütterlicher Fürsorge unterlegen. Damit verstetigen sich mit und trotz der handlungsmächtigen Strategie der teilweisen Umdeutung der mütterlichen Gabe Vorstellungen von »guter« Mutterschaft, und damit auch ungleiche Geschlechterverhältnisse.

### 5.1.5 Handlungs(ohn)macht zwischen Melancholie, Zukunftsnegation und Kindeswohl

AR: *Vielen Dank für deine Bereitschaft, so viel über dich zu erzählen. Das war sehr spannend.*

MZ: *Ja, es ist halt so rauf und runter, kreuz und quer.*

AR: *Ja, wie das Leben halt so ist.*

MZ: *Ja eben. Ich sage, solange man gesund ist. Naja.*

MvR: *Wie stellst du dir denn deine Zukunft so vor eigentlich?*

MZ: *Meine? Ach [...], ich habe doch keine mehr, ist nichts mehr. [...] Ja, ich will nur noch / mir geht es gut, ich komme zurecht, ich kann keine großen Sprünge machen. Aber, du [gemeint ist MvR, die Enkeltochter] ihr seid alle gesund, ist doch alles okay. Ne?*

Auf die abschließende Frage, was Maria Zöllner sich von ihrer Zukunft erwarte, reagiert sie mit Wehmut, fast mit Empörung darüber, dass wir ihr überhaupt eine zusprechen. Sie verhandelt diese als nicht existent, das eigene Leben als bereits gelebt. Dieser melancholisch wirkende Gemütszustand wird nicht nur über ihren Tonfall transportiert, sondern auch durch ihre Rückfragen »Meine?« oder »[...] ist doch alles ok. Ne?« verstärkt. So kann ihre Antwort einerseits als klare Stellungnahme und souveräne Positionierung zur eigenen Zukunft gedeutet werden. Andererseits kann ihre fragende, lakonische Haltung darin auch als Sehnsucht nach einer alternativen Antwort interpretiert werden, die zwar nicht klar zu benennen ist, aber zumindest als solche im Raum steht. Mit dem Satz »Ja, ich will nur noch /« beginnt sie sogar diesen Raum kurzzeitig zu öffnen und die eigenen Wünsche transparent zu machen. Der Satz endet jedoch abrupt mit einer Pause. Was sie will bleibt im Verborgenen. Nicht zuletzt die Interjektionen »Naja« oder »Ach«, die hier intonatorisch als Seufzer zu lesen sind, untermauern ihre Niedergeschlagenheit ob der eigenen verwehrten Zukunftsimaginationen, der sie jedoch unmittelbar versucht auf einer rationalen Ebene entgegenzuwirken. Dies gelingt ihr ganz im Sinne hegemonialer Mütterlichkeit, innerhalb derer das Kindeswohl zum höchsten Gut erklärt wird und die Bedürfnisse der Mutter marginalisiert werden. Indem sie das Wohlbefinden der Kinder und Enkelkinder heranzieht und ihrer negierten Zukunft gegenüberstellt, kann sie sich handlungsmächtig erfahren. Die Kinder dienen so gesehen als soziales Kapital, um eine durch Altersarmut erschwerte Zukunftsplanung zu kompensieren. Handlungsmacht schöpft sie demnach aus dem Verneinen und Ablehnen einer eigenen Zukunft bei gleichzeitigem Sicherstellen und Festhalten am Wohlbefinden der Nachkommen. Dass diese Handlungsmacht auch als Ohnmacht gedeutet werden kann, als bereits vorstrukturierte und determinierte Handlungsoption, möchte ich im Folgenden anhand einer reflexiven Feldnotiz weiter ausführen.

*Nach dem Interview stehen meine Kollegin und ich in der überfüllten U-Bahn auf dem Weg zurück nach Hause. Das Gespräch noch frisch im Kopf, versuchen wir das Gesagte und möglicherweise offen Gebliebene gemeinsam zu reflektieren. Doch wollen wir nicht wirklich dahinterkommen, um was es hier im eigentlichen Sinne geht. Selbstverständlich, ein Paradebeispiel für ein aufopferungsvolles Leben ganz im Dienste guter Mutterschaft; das ist so offensichtlich, dass es uns als (alleinige) Interpretation zu trivial erscheint. Immer wieder bekräftigen wir uns gegenseitig, dass hier noch etwas anderes im Spiel sein muss, um dann erneut festzustellen, dass wir im Dunkeln tappen. Die Ratlosigkeit breitet sich aus zu einem bedrückenden Gefühl*

*und bleibt schwer an uns haften. Sicherlich bedrückt auch die Nähe zum Fall. Ich kann nur errahnen, wie es der Kollegin gehen muss, wie sie vergangene Momente mit ihrer Großmutter im Kopf durchspielt und mit den neuen Informationen abgleicht, wie sie mögliche Handlungsoptionen andenkt, um ihr beiseite zu stehen oder auch Erwartungshaltungen an sich selbst als Enkeltochter prüft, so führt ihre Involviertheit sicherlich nochmal zu einem anderen Nachhall des Gesprächs. Wir üben uns derweil in nachdenklichem Schweigen. Erst die U-Bahn-Ansage erlöst uns aus der Stille. »Nächster Halt« tönt es aus den Lautsprechern und wir verabschieden uns mit dem gegenseitigen Versprechen, dem – was auch immer es ist – weiter nachzugehen.*

*Bei der gemeinsamen Aufarbeitung und Verschriftlichung des Falles können wir den ersten Interpretationsansatz weiter vertiefen. Es lassen sich typisch biografische Muster und Dispositionen erkennen, die dem Ideal mütterlicher Fürsorge folgen und dieses trotz eigensinniger Wendungen reproduzieren. Die Kollegin ist sehr bemüht darum, Maria Zöllner über das Forschungsprojekt auf dem Laufenden zu halten und lädt sie zu diversen Veranstaltungen ein, die wir im Rahmen des Forschungsprozesses organisieren. So kommt es, dass ich Maria Zöllner mehrfach begegnen darf. Das Bild der gepflegten, interessierten und höflichen Frau bestätigt sich auch bei den folgenden Treffen. Maria Zöllner hatte nie Schwierigkeiten offen über ihre finanzielle Not zu sprechen, so mein Eindruck, und doch endeten unsere Begegnungen immer sehr abrupt, retrospektiv würde ich sagen, eingehüllt in eine andere Form des Schweigens. Dies eine typische Szene: Nach einer unserer Lesungen gehe ich zu Maria Zöllner, um sie zu begrüßen und mich für ihr Kommen zu bedanken. Die wie immer sehr elegant gekleidete steht gemeinsam mit ihrer Enkeltochter und anderen an einem der vielen Stehtische im Foyer des Veranstaltungsortes und unterhält sich angeregt. Mir fällt ihr bunter Seidenschal auf, den ich anerkennend bewundere. Sie bedankt sich und erklärt sofort, dass sie ihn für nur wenig Geld auf einem Flohmarkt erworben habe, neue Kleidung könne sie sich nicht mehr leisten. Sie nimmt also direkt Bezug auf ihre Armutssituation, das Thema natürlich, das uns verbindet und über welches wir uns überhaupt kennengelernt haben. Die anfängliche Offenheit kann jedoch nicht aufrechterhalten werden. Kurz danach beklemmende Stille. Keiner sagt etwas, es scheint als wüsste keiner angemessen auf ihren ehrlichen und direkten Umgang mit Altersarmut zu reagieren. Sie selbst ist es, die die angespannte Situation beendet, indem sie sich – für mich überraschend – verabschiedet. Irritiert und auch etwas erleichtert bleibe ich am Stehtisch zurück.*

*Erst einige Zeit nach dieser Begegnung sollte ich eine für mich plausible Erklärung für dieses immer wiederkehrende bedrückende und unangenehme Gefühl finden, das als Grundrauschen jede unserer Begegnungen begleitete; und das auch in der oben zitierten Schlussepisode des Inter-*

views zum Vorschein kommt. Psychoanalytisch kann diese übertragene Schwermut, die sich in unseren mehrfachen Interaktionen und Reflexionen über den Fall identifizieren lässt, als Melancholie gedeutet werden. Eine Melancholie, die uns immer wieder sprachlos zurückließ. So sollte ich erst in der weiteren theoretischen Auseinandersetzung begreifen, dass es im Wesen der Melancholie liegt, den Gegenstand der Trauer nicht zu kennen. Das zu Betrauende ist existent aber aus dem Bewusstsein der Trauernden ausgeschlossen. Judith Butler (2001) bezeichnet es unter Bezugnahme auf Freuds Theorie der Melancholie als das Verworfene. Sie geht davon aus, so Paula-Irene Villa, »dass das, was ein Subjekt in identitätslogischer Hinsicht ist, immer auch das beinhaltet was er oder sie nicht ist« (Villa 2012, S. 35). Dieses Verworfene, also das, was dem Subjektivierungsprozess inhärent ist aber mit der Subjektwerdung ausgeschlossen wird, lebt jedoch im Subjekt, in der »Psyche der Macht« als unterbewusste Sehnsucht, als »gesperartes Wissen und blockiertes Begehren« (ebd.) weiter und drückt sich im Gefühl der Melancholie aus. Die Trauernde wird zur Melancholikerin. Betrauert werden kann nur etwas das bewusst ist. Das Verworfene entzieht sich aber dem Bewusstsein und somit auch der Trauer. In Villas Worten: »Was nicht gewusst wird, kann auch nicht betrauert werden« (ebd., S. 51). Dieser theoretische Ansatz führte mich auf die Fährte, danach zu fragen, was genau das Verworfene im Fallbeispiel Maria Zöllner ist und wie dieses mit Altersarmut in Verbindung steht. Wie lässt sich das Verworfene konkretisieren, also das, was Maria Zöllner verwehrt ist zu sein und das sie selbst und auch wir nicht direkt in Sprache gießen können, das in der Melancholie jedoch immer wieder zum Vorschein tritt und ihre Strategien im Umgang mit Altersarmut formt?

Hinweise darauf liefern Maria Zöllners Verhandlungen über ihre Zukunft. Ein Blick in das Interview zeigt, dass es um eine konkrete – nämlich angewiesene – Zukunft geht, die sie verneint. Der miteinander verklammerte Verweisungszusammenhang von Altersarmut, Zukunftsnegation und Kindeswohl findet sich nicht nur in der zu Beginn des Unterkapitels zitierten kurzen Schlusssequenz des Interviews, sondern lässt sich auch anhand von Materialisierungen wie der Patientenverfügung oder wiederkehrender Narrative über das »richtige« Sterben verdichten.<sup>116</sup> Auch

---

116 Dass das Kindeswohl im Kontext von Mutterschaft als ermächtigende Strategie herangezogen wird, zeigt u. a. auch Anja Decker (2019) für den ländlichen Raum. Auf Basis einer mehrjährigen ethnografischen Studie konnte sie herausarbeiten, wie Mütter ihre Entscheidung von der Stadt

während des Interviews reden wir immer wieder über Maria Zöllners Zukunft. Ausgelöst durch die Altersarmut verhandelt sie diese als eine der größten Bedrohungsszenarien. Ihren zukünftigen Subjektstatus thematisiert sie vordergründig als pflegebedürftig und finanziell abhängig, da ihr ökonomisches Kapital (Rente, Ersparnisse, Pflegeversicherung) diesen nicht ausreichend absichern würden, so ihre Überlegungen. Dass ihre Kinder staatlich in die Pflicht genommen würden, ihre Pflege zu bezahlen, problematisiert sie in unserem Gespräch mehrfach als »Horrorvorstellung«. Um dieses imaginierte Zukunftsereignis zu verhindern, rekuriert sie auf zwei (potenzielle) Handlungsstrategien: den Abschluss einer Patientenverfügung sowie indirekt geäußerte Suizidpläne. Apparatemedizin als lebensverlängernde Maßnahme lehne sie konsequent ab, genauso wie langandauernde und damit kostspielige Pflegebedürftigkeit. Im Rahmen der Patientenverfügung erklärt das Vertragssubjekt seinen Willen darüber, wie im Falle der Unmündigkeit mit medizinischen Fragen umzugehen ist. Dieses »Stück Papier« ist für Maria Zöllner sowie für viele der Befragten von zentraler Bedeutung. Patientenverfügungen wurden im untersuchten Feld nicht nur abgeschlossen, sondern sorgsam zu Hause aufbewahrt oder permanent bei sich getragen, es wurde sich emotional oder ganz buchstäblich daran festgehalten. Mit Blick auf die armutsspezifischen und zukunftsimmanten Unsicherheiten ließen sich diese schriftlich und rechtlich abgesicherten Willenserklärungen als materialisierte Form letzter Handlungsmacht deuten. Gleichzeitig wird in Patientenverfügungen auch darüber verhandelt, was für die jeweilige Person als lebenswerter Zustand bewertet wird. Eine Zukunft, in der Maria Zöllner auf andere angewiesen ist, schließt sie mit diesem Vertrag kategorisch aus. Da es für den Bereich der Pflege keine adäquaten rechtlichen Absicherungen gibt, wie sie die Patientenverfügung für den medizinischen Bereich darstellt, greift Zöllner in dem Zukunftsszenario der als kostspielig verhandelten Pflegebedürftigkeit auf andere Handlungsmuster zurück, die jedoch einer ähnlichen Logik folgen. Mit Verweis auf einen zuletzt im Pflegeheim wohnenden Bekannten, der kürzlich verstorben sei, und von dem sie vermute, dass er sich das Leben genommen habe, stellt Zöllner, wenn auch zwischen den Zeilen, einen selbstbestimmten Tod auch

---

aufs Land zu ziehen und die damit einhergehenden neuen Herausforderungen unter prekären Bedingungen über das Wohl der Kinder legitimieren und dadurch einerseits Handlungsmacht generieren, gleichzeitig jedoch zur Aufrechterhaltung ungleicher Geschlechterverhältnisse beitragen.

für sich als durchaus legitime und bereits durchdachte Option dar. Ihre Aussagen bleiben diesbezüglich jedoch vage, da das Gespräch immer wieder ins Stocken gerät. Womöglich ist sie unsicher, ihre Überlegungen vor der Enkeltochter zu äußern. Wie realistisch ein Suizid für Maria Zöllner tatsächlich ist, bleibt an dieser Stelle offen, zentral ist jedoch die Tatsache, dass sie diesen überhaupt in Erwägung zieht und damit erneut eine symbolische Grenze setzt zwischen Autonomie und Abhängigkeit, wobei sie dem abhängigen Subjekt durch die Patientenverfügung wie auch durch ihren durchaus strategisch ins Spiel gebrachten Freitod das Existenzrecht abspricht. Durch diese Handlungslogiken verortet sie das abhängige Alter damit erneut außerhalb einer vorstellbaren Zukunft. Untermuert wird diese Logik durch die Erinnerungen an das Sterben ihrer Eltern. Dem plötzlichen und schnellen Tod der Mutter (*»Die war nicht bettlägerig, die war nicht krank, die war gar nichts, die ist gestorben und fertig«*), die ihr Ableben darüber hinaus im Vorfeld organisiert und vorbereitet hatte, stellt sie den langwierigen (*»hat zwei Jahre gebraucht zu sterben, war ganz furchtbar«*), kostspieligen und pflegebedürftigen Sterbeprozess des Vaters gegenüber. Auch in dieser Erzählsequenz unternimmt sie eine Bewertung auf der Ebene der *»(finanziellen) Belastung«*, zu der die Sterbenden für ihre Angehörigen werden können. Das Sterben in Maria Zöllners sozialem Umfeld eröffnet ihr so gesehen einen konkreten Vorstellungsraum verschiedener Handlungsmöglichkeiten, wobei sie diejenigen als gangbar bewertet, die der Familie so wenig wie möglich Arbeit abverlangen. Erneut verdichten sich hier Vorstellungen guter Mutterschaft, die das Wohl der Kinder adressieren und das eigene Angewiesen-Sein ausschließen und die zudem bis über den Tod hinaus handlungsleitend wirken. Zöllner verzichtet nicht nur auf eigene Wünsche und Bedürfnisse, sondern sogar auf ihre eigene Zukunft, ihr eigenes Weiterleben, insofern dieses die mütterliche Sorgelogik verkehren würde. Konkret: Sie negiert ihre potenziell abhängige Zukunft und das ganz bewusst. Sie betrauert den Verlust ihrer Zukunft auch nicht, sondern stellt diesen resolut fest (*»ich habe doch keine mehr, ist nix mehr«*) und dennoch spiegelt sich genau darin eine Schwermut.

Bevor ich auf diese zurückkomme und einen Erklärungsansatz für das Melancholische im Fallbeispiel Maria Zöllner entfalte, sei hier zunächst die Gesprächspartnerin Anne Osten<sup>117</sup> kontrastierend angeführt. Die kinderlose, alleinlebende ehemalige Aktivistin der Frauenbewegung verhandelt im Gegensatz zu Zöllner und vielen anderen Frauen und Müttern im Sample ei-

---

117 Interview vom 08.03.16, geführt von Esther Gajek und Alexandra Rau.

ne Zukunft im Alters- oder Pflegeheim gar als strategische Handlungsoption im Umgang mit Altersarmut: »dann habe ich gedacht, dann gehe ich doch gleich ins Altenheim, weil wenn die Rente so gering ist, also das mache ich auch später, dann muss der Staat Oberbayern, muss irgendwie das aufstocken, wenn ich im Altenheim bin.« Im Gespräch verweist sie mehrfach auf Freund\*innen in ihrer queeren Community, die bereits in einem Heim gemeinsam auf einer Station leben und zu denen sie engen Kontakt pflegt. Dabei berichtet sie durchweg positiv von ihren regelmäßigen Besuchen dieser. Dass sie relativ sorgenfrei in die Zukunft schaut und ein Leben im Altersheim derart optimistisch imaginiert, ließe sich somit einerseits auf ihre positiven Erfahrungen dort zurückführen. Andererseits, und das scheint mir hier der zentrale Unterschied zu Maria Zöllner zu sein, bedeutet ein Aufenthalt im Altersheim keine finanzielle Belastung für andere, ihr nahestehende Personen, sondern lediglich für den Staat. Staatliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen betrachtet sie dabei als legitime Option.<sup>118</sup> Eine angewiesene Zukunft stellt für Anne Osten demnach keine Gefährdung ihrer Subjektposition dar.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Fällen verläuft so gesehen entlang der Kategorie Mütterlichkeit. Am Fallbeispiel Anne Osten zeigt sich, welche Freiheiten respektive Handlungsweisen für sie mit dem Nicht-Muttersein einhergehen, die für Zöllner gerade aufgrund ihres Mutterseins ausgeschlossenen sind, jedoch – und hiermit komme ich nun auf die Melancholie zurück – in ihrer Psyche der Macht als blockiertes Begehren fortbestehen. Folgt man den weiter oben skizzierten Ansätzen einer Theorie der Melancholie, geht Zöllners Muttersein gleichzeitig mit dem Verlust des Nicht-Mutterseins einher. Das Verworfene, das Nicht-Muttersein also und was Zöllner konkret damit verbindet bleibt als unbewusste Sehnsucht weiterhin existent. Dieses Verworfene, so meine These, ist jedoch nicht die Sehnsucht nach einer unabhängigen Zukunft. Wie ich gezeigt habe, problematisiert Zöllner diese klar und deutlich und schließt sie für sich aus. Das Verworfene, das was Maria Zöllner sich unterbewusst wünscht und gerade deswegen nicht thematisieren kann, ist vielmehr etwas Dahinterliegendes, vielleicht zu umschreiben als ein unbekümmerter Blick in eine wie auch immer geartete Zukunft, ein sorgenfreier Zustand also, in dem ihr Sein und

---

118 Dass und wie die Abhängigkeit vom Staat, gerade auch im Kontext der autonomen Frauenbewegung, die dem Staat durchaus kritische gegenüberstand, zu inneren Widersprüchen führen kann und wie diese affektiv in Form von Scham und Schuldgefühlen zum Tragen kommen, werde ich unter Punkt 5.2 detailliert herausarbeiten.

Handeln nicht zuallererst und ausschließlich in Bezug zur Existenz anderer gedacht werden müssen; Das Verworfenene, das was Maria Zöllner verwehrt ist zu sein, ist demnach als potenzielle Existenzweise zu umreißen, in der das Ich nicht mit der Sorge für und um andere überlagert ist, sondern in der dem Ich mehr Raum zugestanden wird, in der das Ich aus dem Hintergrund nach vorne rückt und sich selbst erkennt. Und das bringt mich zurück zur Anfangssequenz und Maria Zöllners Satz »Ja, ich will nur noch /«. Psychoanalytisch gedeutet ist dieses abrupte Ende des Satzes nicht bewusst gesetzt, um damit etwas zu verheimlichen, sondern Ausdruck dessen, dass das mütterliche Subjekt gar nicht weiß, was es selbst will, weil das Selbst fernab mütterlicher Zuwendung nicht existiert. Was Maria Zöllner ganz konkret will, das weiß sie also nicht. Was das blockierte Begehren ganz konkret ist, lässt sich auch in dieser Analyse nicht weiter spezifizieren,<sup>119</sup> sondern lediglich innerhalb einer – nennen wir sie – unbekümmerten Subjektposition verorten; als eine mögliche Existenzweise, in der sie sich nicht um andere kümmern muss, in der sie für niemanden verantwortlich ist, in der sie weder Sorge tragen noch Sorgen haben muss.

Eine solche Existenzweise ist mit der Altersarmut jedoch in weite Ferne gerückt. Denn ihre Armutssituation, und das scheint mir der zentrale Punkt zu sein, verstärkt gegenwärtig genau diese Sorgen und zwar perspektivisch bis über den Tod hinaus – und damit auch das »blockierte Begehren« danach, diese Sorgen nicht zu haben. Altersarmut evoziert Melancholie, weil mit dem Muttersein das Nicht-Muttersein als versperrtes Wissen in der Psyche der Macht in diesem Fallbeispiel verstärkt adressiert wird. Kurzum: Eine sorgenfreie Zukunft scheint für Maria Zöllner durch die prekäre Lage obsolet zu sein und so befeuert die Altersarmut die verworfene Sehnsucht nach Unbekümmertheit. Das Verworfenene entzieht sich aber dem Bewusstsein und damit auch einer Thematisierung, zeigt sich lediglich in der Schwermut, die diesem Fall zugrunde liegt, die sich in jeder unserer Begegnungen wider-spiegelt.

Handlungsfähigkeit, so lässt sich hier abschließend festhalten, kann in diesem Fallbeispiel nur entlang von Maria Zöllners vordergründiger Subjek-

---

119 Als Kulturwissenschaftlerin möchte ich mir an dieser Stelle nicht anmaßen auf Basis einiger weniger Gespräche zu dem tatsächlichen Verworfenen in Maria Zöllners »Psyche der Macht« vorzudringen. Eine grobe Linie nachzuzeichnen, in welche Richtung sich ihr blockiertes Begehren bewegt, scheint mir jedoch durch die Dichte und Triangulation des empirischen Materials legitim und plausibel zu sein.

tivation über das Ideal mütterlicher Fürsorge gedacht werden. Dieses Ideal wirkt produktiv wie begrenzend auf die Möglichkeiten der Bearbeitung ihrer prekären Situation, so meine abschließende These. Indem sie ihr eigenes Wohlbefinden zurückstellt, gar ihre eigene Zukunft negiert und mit dem Wohlbefinden und der Zufriedenheit ihrer Nachkommen substituiert, kann sie sich einerseits handlungsmächtig konstruieren. Andererseits spiegelt sich in dieser Strategie auch eine Begrenzung wider, insofern eine abhängige Zukunft für sie in ihrer mütterlichen Subjektposition per se ausgeschlossen ist. Vielmehr wird sie subjekttheoretisch gezwungen, einen angewiesenen Subjektstatus zu vermeiden. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten entwickelt Zöllner entsprechende Vorsorgepraktiken (Patientenverfügung, Suizidpläne), um auch in Zukunft in einer fürsorglichen Subjektposition aufzugehen. Die Negation einer angewiesenen Zukunft und das Unvermögen ihre Sehnsucht nach einer gewissen Sorglosigkeit zu problematisieren können so gesehen auch als Handlungsohnmacht gedeutet werden.

#### 5.1.6 Das Schweigen der Mütter

Die Ausführungen haben gezeigt, dass Mütterlichkeit als zentrale Identifikation zu bedingter Handlungsfähigkeit im Feld weiblicher Altersarmut führt. Getreu dem mütterlichen Ideal bürgerlicher Gesellschaften ist die mütterliche Gabe der Fürsorge unbegrenzt und permanent verfügbar. Fürsorge im Sinne emotionaler, körperlicher aber auch materieller Care-Arbeit ist Arbeit aus Liebe. Die Mutterliebe als naturalisiertes Gefühl nimmt der mütterlichen Gabe jedoch ihren monetären Tauschwert. Die mütterliche Fürsorge hat somit keine kommodifizierbare Repräsentation. Mütterlichkeit ist aber nicht gegeben, sondern muss in der Praxis kontinuierlich hergestellt werden. Altersarmut gefährdet dieses Ideal mütterlicher Fürsorge und damit die Aufrechterhaltung der Subjektwerdung. Altersarmut prekarisiert den autonomen Subjektstatus, der jedoch für den Vollzug »unbegrenzter« Sorgearbeit und ritualisierter Liebesbeweise unabdingbar ist. Es wurde deutlich, dass und wie Maria Zöllner durch diese Prekarisierung navigiert, indem sie sich selbst noch weiter zurücknimmt (Narration in der E-Mail, Zukunftsnegation). Eine Selbstaufgabe, die dem Ideal unbegrenzter mütterlicher Fürsorge jedoch zuwiderläuft, weil sie sich am Ende des Tages immer nur auf ein endliches und immer schon angewiesenes Selbst beziehen kann. Aus einer mütterlichen Subjektposition heraus ist der Umgang

mit Armut daher, wie ich gezeigt habe, in erster Linie ein sorgenvoller, melancholischer und nicht zuletzt verschwiegener. So lange wie möglich werden die Sorgen vor dem Autonomieverlust verheimlicht, um den Schein des mütterlichen Ideals zu wahren. Als unhinterfragbare Selbstverständlichkeit vermisst die mütterliche Gabe nicht nur einen Tauschwert, sondern auch eine Sprache. Mit der mütterlichen Subjektwerdung verliert das Subjekt zudem einen identitätsstiftenden Anspruch auf eine unbekümmerte Existenzweise und damit auch die Möglichkeit diesen zu thematisieren. Eingehüllt in die Schweigsamkeit des Sozialen ist der Verlust des Nicht-Mutterseins, die Sehnsucht des Sorge(n)frei-Sein-Dürfens zwar fühl- aber nicht benennbar. Damit lässt sich dieses widersprüchliche und versperrte Begehren weder kollektivieren noch politisieren und schlussendlich auch in der Forschung nicht konkret versprachlichen. Dennoch gelingt es Zöllner Handlungsmacht zu generieren, die sich aber stets im Rahmen mütterlicher Anrufungen bewegt. Indem sie materielle Schenkungen als performativen Akt der Beziehungskonstruktion zum Teil durch immaterielle ersetzt und sich dadurch weiterhin als Gebende konstruiert oder ihre eigene Zufriedenheit trotz prekärem Ruhestand in Gänze am Wohl der Kinder misst, bleibt sie einer Logik verhaftet, die Mütterlichkeit auf das fürsorgende Muttersein begrenzt und andere Existenzen fernab des Mütterlichen ausschließt. Dieser Widerspruch zwischen der subjekttheoretischen Notwendigkeit permanent selbstaufopfernd und gebend zu sein und der faktischen Begrenztheit fürsorglicher Ressourcen wird, so lässt sich hier abschließend festhalten, erst durch Altersarmut alltäglich spürbar: In Form von Sorgen, Ängsten und Melancholie schreibt sich die Armut tief unter die (mütterliche) Haut, wirkt handlungsleitend und weist ein weiteres Mal über die materielle Ungleichheit finanzieller Not hinaus.

## 5.2 Scham und Schuldgefühle

### 5.2.1 »Ich habe lange gedacht: Ich sage es keinem Menschen, wie wenig ich kriege« – Ethnografisches Porträt<sup>120</sup>

April 2016. Wir sitzen in der Wohnküche einer kleinen 40-Quadratmeter-Wohnung in München und trinken Kaffee aus bunten Bechern. Der Tisch zeigt einige Gebrauchsspuren. Die Wohnung ist voll mit Büchern und Zeitschriften, an den Wänden gefüllte Regale, Plakate aus vielen Ländern, Postkarten mit berühmten Frauen und Zitaten. »Wie in einer studentischen WG«, scherzt die 71-jährige Hilde Meyer. Vor zwei Wochen ist sie über einen Verteiler ihrer Frauengruppe auf unser Projekt aufmerksam geworden: »Leben in München in finanziell schwierigen Zeiten?« Unser Aufruf, sich als Betroffene an unserer Studie zu beteiligen, sei der erste Schritt gewesen, sich öffentlich mit ihrer Situation auseinanderzusetzen. Zuvor habe sie noch mit niemandem außer ihrer engsten Freundin darüber gesprochen.

*»Ich habe lange gedacht: Ich sage es keinem Menschen, wie wenig ich kriege. In meinen Frauengruppen reden wir über viele verschiedene Themen, Frauenthemen natürlich, private und politische Themen, Altwerden und unsere eventuelle Hilfsbedürftigkeit, aber das Geldthema ist tabuisiert. Was jede zur Verfügung hat oder die Einkommensunterschiede, darüber herrscht tiefes Schweigen. Erst jetzt, auch weil mich meine Freundin ermutigt hat, habe ich mich entschieden mit euch zu reden. Ich war in einer ganz unguuten Gefühlsmischung. Einerseits war ich total wütend über meine kleine Rente. Andererseits habe ich mich aber auch geschämt. Ich fühlte mich schuldig, habe mir für meine Lage selbst die Schuld gegeben. Das war irgendetwas Altes, Frauen, hauptsächlich Frauen meiner Generation, fühlen sich oft schuldig, denken, nur sie haben versagt oder etwas falsch gemacht. Ich wollte das wegschieben und gleichzeitig wollte ich mich auch damit beschäftigen, aus diesem Grund habe ich mich auch zu euerm Interview gemeldet.«*

Hilde Meyer bekommt im Jahr 2016 monatlich rund 1000 Euro Rente; 460 Euro Miete bezahlt sie jeden Monat für ihre kleine Genossenschaftswohnung. Zwar hat sie noch etwas Ersparnes vom Verkauf ihres Reisebüros übrig, in das sie in den 1970er Jahren mit Freunden einstieg und das sie später in Eigenregie übernahm. Doch dieses finanzielle Polster schwindet kontinuier-

---

<sup>120</sup> Das nachfolgende ethnografische Porträt ist eine leicht überarbeitete Fassung des Textes »Warum keine Rentenpunkte für gesellschaftliche Arbeit? – Ein Leben für die Frauenbewegung« (Götz und Rau 2019), der erstmals im Sammelband »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen« (Götz 2019a) erschienen ist. Das Porträt basiert auf zwei Interviews mit Hilde Meyer, die ich gemeinsam mit Irene Götz am 18.04.16 und 28.10.16 jeweils in der Wohnung der Befragten geführt habe.

lich, nachdem sie monatlich darauf zurückgreifen muss, um die restlichen Fixkosten neben der Miete zu decken. Wie es weiter geht, wenn dieses aufgebraucht ist, weiß sie nicht. Hilde Meyer ist auch deswegen wütend, weil ihr durchaus bewusst war, was im höheren Alter auf sie zukommen könnte; weil sie ja wusste, dass sie für ihre Versorgung einmal würde allein – ohne Ehemann – aufkommen müssen. Intuitiv entschied sich Hilde Meyer früh gegen die Ehe:

*»Mir war immer klar, dass ich nicht heiraten würde und mir war auch klar, dass ich mit meinen familiären Hintergründen keine Kinder haben wollte. Ich war ja ein Kind der 1950er Jahre und jetzt waren die 1970er, aber es hatte sich noch nicht so viel geändert, eine Frau durfte bis 1977 nach offizieller Gesetzeslage nicht einmal arbeiten, wenn der Mann dies nicht gestattet hätte. Als alleinstehende Frau wusste ich früh, dass ich nicht in die Versorgungssituation kommen würde und ich für mich sorgen muss. Und da mir das von Anfang an klar war, hab ich immer gedacht, ich kann das auch. Aber dann war ich doch überrascht (lacht), am Ende dieser eigentlich ziemlich durchgearbeiteten Jahre, in denen ich zwar nicht so wahnsinnig viel verdient habe, aber immerhin meine 40 Jahre eingezahlt habe, dass ich dann mit einer so kleinen Rente dastehe, das hat mich überrascht, ja.«*

Neben ihrer fast 40-jährigen Berufstätigkeit war Hilde Meyer immer auch politisch aktiv. Rückwirkend identifiziert sie, typisch für die 1968er, zwei Gründe für ihre Politisierung: Einerseits die *»gesellschaftliche Entwicklung in der Nachkriegszeit, die Verdrängung des Faschismus«*, andererseits ihre *»Erfahrungen in [ihrer] Familie und die Bemühungen der Eltern, um jeden Preis die Fassade kleinbürgerlicher Normalität aufrecht zu erhalten.«* 1945 als jüngstes Kind und Nachzüglerin auf der Flucht geboren, wurde sie von den Eltern als Belastung empfunden, da diese nun eine weitere Person mehr versorgen mussten. Entsprechend erlebte Hilde Meyer ihre Kindheit als schwierige Zeit. Die Familie baute sich ein neues Leben in Berlin auf. Der Vater war krank, die Mutter sicherte mit ihrem Lohn als Krankenschwester das Überleben der Familie. Vom wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegsjahre profitierten sie nicht. Die Wertvorstellungen der Zeit bestimmten gleichwohl das Familienleben, Angepasstheit und protestantische Arbeitsethik, wie Hilde Meyer es beschreibt, gekoppelt mit einem nach wie vor *»halb faschistischen Menschen- und Erziehungsbild mit strengen Vorstellungen von Sitte, Ordnung und Rolle, die besonders den Töchtern gegenüber rigoros durchgesetzt und überwacht wurden«*. Damals war sie bereits sicher: *»So will ich nicht sein.«* Sie fing früh an, sich ihre *»eigenen Zusammenhänge zu basteln, um zu überleben«*; erst alleine, später mit Freunden und Freundinnen in der Schule. Anschließend, nachdem sie diese zum Ende der zehnten Klasse *»geschmissen«* hatte, um eine Ausbildung zur Reisekauffrau zu absolvieren, waren es gewerkschaftliche, studentische

und intellektuelle Kreise, die ihr neue Perspektiven vermittelten. Die Rolle der Frau und Fragen der Sexualität waren in diesem Umfeld in den frühen 1960er Jahren zunächst noch keine zentralen Themen:

*»Wir diskutierten politische Fragen, Lohn und Arbeitsverhältnisse, Streikrecht, Häuserkampf, aber bald auch Themen zur deutschen Vergangenheit. Auslöser war der Auschwitzprozess und der öffentliche Umgang mit diesem Thema, es brodelte in der Gesellschaft: Wiederaufbau, schweigende Mehrheit, Wirtschaftswunder versus Bürgerwiderstand und studentischer Aufbruch«, erzählt Hilde Meyer. Sie fing an, sich bei Demonstrationen politisch zu engagieren. Sie positionierte sich damit gegen »den Staat«, den sie wie viele der 1968er als repressiv wahrnahm, gegen die Politik des Verschweigens, gegen »kleinbürgerliche« Ideale, die sich im Bild eines »festen, geradlinigen Lebensverlaufs« verdichteten, gegen alles, was in ihren linken, alternativen Kreisen als spießig galt, wie Sicherheitsbestreben und Konsumorientierung. Das Zukunftsversprechen war dennoch ein positives:*

*»Ach, das Leben liegt vor uns, und Rente, so alt werde ich vielleicht gar nicht, wir kommen schon irgendwie durch. Aus heutiger Sicht scheint es naiv, damals war es ein optimistischer Blick in eine ferne Zukunft.«*

Nach ihrer Ausbildung zog Hilde Meyer 1967 nach München. Dort stieg sie in das Reisebüro ein, das sie später übernahm. Es folgte eine Zeit des Suchens, sie beteiligte sich in verschiedenen aktivistischen Kontexten und traf Ende der 1960er Jahre auf eine Gruppe von Frauen, die sich explizit mit feministischen Themen auseinandersetzten. Diese Begegnung war für sie lebensverändernd,

*»weil einerseits die Situationen in den gemischten Gruppen für mich unbefriedigend waren. Aber auch weil ich größtenteils mein Beziehungsleben unbefriedigend fand. Die Frauen forderten damals ja nicht nur die Gleichberechtigung, sondern das Recht auf Selbstbestimmung, das Recht über den eigenen Körper, das Leben und Begehren ein, dieser Anspruch führte ja direkt ins Private und zu heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der Beziehungen.«*

Aber das war genau, was Hilde Meyer suchte:

*»Hier ging es um meine Themen, Beziehung, Rolle und Lebenswirklichkeit, Sexualität, Schwangerschaft, die reale und empfundene Benachteiligung von Frauen im Privaten wie im Öffentlichen. Die Möglichkeiten der Frauen waren in den 1960er bis in die 1970er Jahre sehr eingeschränkt. Erst spät in den 1970ern, 1976 und 1977, gab es das Partnerschaftsprinzip, und bei einer Scheidung wurde das Schuldprinzip, das hauptsächlich für die Frauen nachteilig war, abgeschafft und erst 1997 wurde Vergewaltigung in der Ehe ein Strafbestand. Frauen waren in der Versorgerrolle eingesperrt. Und wenn sie darüber unglücklich waren, haben sie natürlich gedacht, sie sind diejenigen, die versagen und obwohl sie sich anstrengen, diejenigen, die es nicht auf die Reihe kriegen. Dass es ein strukturelles Problem war, wurde Frauen erst in den Selbsterfahrungsgruppen bewusst.«*

In sogenannten »cr-Gruppen, den consciousness raising-Gruppen«, trafen sich Frauen zum Gespräch in »geschützten Räumen«, in denen ausschließlich Frauen über die eigenen Erfahrungen und Gefühle sprachen, ohne unterbrochen oder bewertet zu werden. *»Dabei wurden gesellschaftliche Strukturen entlarvt, die Frauen daran hinderten anders zu handeln; sie setzten sich nicht zur Wehr, gaben sich selbst die Schuld und waren unglücklich.«*

Die rigide Familienpolitik der Nachkriegsjahre gab nur ein »richtiges« Frauenbild vor, nämlich das der verheirateten Frau, *»der Partner durfte gestorben sein, aber frei gewählt sollten wir keinesfalls alleine oder mit Frauen zusammen in Wohnungen leben. Für die Lesben, die sich in dieser Zeit auch begannen politisch zu artikulieren, gab es überhaupt keinen öffentlichen Raum. Für sie gab es nicht einmal ein Wort.«* In diesen feministischen Zusammenhängen war es für Hilde Meyer zum ersten Mal möglich, aus den begrenzten Zuschreibungsmustern und Rollenvorstellungen von »Tarzan und Jane«, wie sie es nennt, auszubrechen.

Beflügelt durch die Frauenbewegung engagierte sich Hilde Meyer in einer Vielzahl von Gruppierungen. Sie war in der Paragraph-218-Beratung tätig, in der Frauen über die juristischen Gegebenheiten und Möglichkeiten eines Schwangerschaftsabbruchs informiert wurden, und setzte sich aktiv für die Abschaffung dieses Paragraphen ein. Daneben organisierte sie, ebenfalls ehrenamtlich, Selbstverteidigungskurse für Frauen und war über einige Jahre noch beratend und helfend in örtlichen Frauenzentren aktiv. In der Summe bedeutete diese gesellschaftliche Arbeit praktisch eine Vollzeitätigkeit:

*»Also [...] neben der Projekt- und Gruppenarbeit kamen zu den Zentrums- und Beratungszeiten auch immer neue Frauen, die verschiedene Probleme und Wünsche hatten. Auf jeden Fall viel Zeit in Anspruch nahmen, Frauen, die einfach mal an einem entspannten Ort sein wollten, ohne Kinder, ohne Mann, ohne Pflichten, oder die eben einfach unser Ohr haben wollten, das Herz ausschütten, oder für all diese Variationen von Unzufriedenheit irgendwo einen Platz, einen Ruheort zu finden, wo man das einigermaßen besprechen und ein bisschen abladen konnte.«*

Außerdem arbeitete Hilde Meyer immer auch Vollzeit in ihrem Reisebüro. Kurz vor dem Renteneintritt 2010 verkaufte sie das Geschäft. Der Strukturwandel in der Tourismusbranche, hervorgerufen durch das Internet und die großen Online-Reiseunternehmen, machten ihr jedoch einen Strich durch die Rechnung und der tatsächliche Verkaufspreis lag weit unter dem, den sie als Ergänzung zu ihrer Rente einmal kalkuliert hatte. Hinzu kam die für sie damals erschreckende Feststellung ihrer monatlichen Rentenhöhe, die sie noch immer schwer fassen kann. Ihr sind dabei die in den letzten Jahrzehn-

ten gesetzlich beschlossenen realen Rentenabsenkungen durchaus schmerz-  
lich bewusst geworden:

*»Das reicht ja hinten und vorne nicht. Und da fühle ich mich jetzt schon betrogen. Ich habe lange meine Rentenbescheide beobachtet und hatte immer das Gefühl, es wird reichen. Aber dann wurde das Rentensystem verändert und es gab immer wieder neue Änderungen. Dadurch ist die Rente so geschrumpft, dass ich zum Beispiel in einer Stadt wie München fast nicht mehr leben kann, sondern auch schauen muss, wie ich da irgendwie über die Runden komme.«*

Ein Stück weit hilft Hilde Meyer ihr wenig auf Luxus und Konsum ausgerichtetem Lebensstil auch jetzt im Alter dabei, mit wenig zurechtzukommen. Sie beschreibt sich als weiterhin unabhängig von materiellem Besitz, der ihr nie viel bedeutet habe. Aufgewachsen in der Nachkriegszeit und in einer finanziell nicht privilegierten Familie, hat sie überdies das Sparen bereits in jungen Jahren gelernt. Später, in den linksalternativen Milieus und der Frauenbewegung, sei es überdies nicht um materiellen Besitz gegangen; im Gegenteil, man kämpfte für gesellschaftliche Veränderung und dazu gehörte auch, sich nicht von bürgerlichem Wohlstand, den man als Fassade oder falsche Ordnung ablehnte, abhängig zu machen.

Hilde Meyer möchte auch weiterhin gesellschaftliches Zusammenleben mitgestalten, über gesellschaftliche Schieflagen aufklären und diese Ungleichheiten verändern *»und jetzt geht es auch darum, wie wir alt werden wollen und in Würde leben können.«* Kopfschüttelnd erinnert sie sich daran, wie sie sich über die ungleichen Rechte der Geschlechter bewusst wurde:

*»Als junge Frau habe ich es nicht geglaubt, dass mir jemand Vorschriften machen kann, wie ich aussah, wie ich mich kleidete, welchen Beruf ich wählte, welchen Mann oder welche Frau und mit welchen Freunden ich mich traf. Ich wollte nicht glauben, dass es sogar verschiedene gesetzliche Regelungen dazu gab und einen sehr hohen sozialen Anpassungsdruck. [...] Das alles kann sich heute keine mehr vorstellen.«*

Dass sich diese gesellschaftliche Situation geändert hat, haben maßgeblich Frauen durch ein langjähriges feministisches Engagement und politische Arbeit sowohl in der Frauenbewegung als auch in Parteien und Institutionen bewerkstelligt.

Dennoch ist sich Hilde Meyer nicht ganz sicher, ob sie in ihrem Fall konkrete Forderungen an eine staatliche Altersvorsorge stellen dürfe, ob es für sie legitim sei, jene staatlichen Institutionen nun in die Pflicht zu nehmen, denen sie zeitlebens mit großem Vorbehalt gegenüberstand:

*»Also manche Frauen sagen, das, was wir in der Frauenbewegung angestoßen und verändert haben, unsere Forderungen nach mehr Freiheit, nach einem selbstbestimmten Leben, sowohl persönlich als*

*auch gesamtgesellschaftlich, hat ja die Lebenssituationen für alle Frauen verändert, ja, die Situation für die gesamte Gesellschaft, war also gesellschaftliche Arbeit. Für diese Arbeit sollte es Rentenpunkte geben! Trotzdem ist es für mich immer noch ein Widerspruch, mich so bürgerlich einzuordnen. Wir haben ja viele unserer Rechte gegen den Staat und seine Institutionen einfordern und durchsetzen müssen und nun wollen wir genau von diesem Staat, den wir ja auch als Feind gesehen haben, unsere Rente, also Geld bekommen. Ja, das ist wirklich ein Widerspruch für mich.»*

Zu diesem Widerspruch kommt noch ein anderes Gefühl hinzu, über das Hilde Meyer viel nachdenkt, weil sich hier biografisch etwas wiederholt: Erneut verspürt sie einen »Mangel« – wie damals als Kind, als Mädchen und später als Frau –, weniger wert zu sein und sich gleichzeitig selbst die Schuld dafür zu geben. Dieses Mal ist es die finanzielle Not, die ähnliche Emotionen in ihr weckt, ihr das Gefühl gibt etwas »falsch« gemacht zu haben, »da habe ich gemerkt, es ist immer noch da, das alte Schamthema. Wieder dachte ich, ich bin diejenige, die es alleine hätte schaffen müssen. Diese Erkenntnis, dass ich mir Vorwürfe mache, hat mich sehr getroffen.«

Hilde Meyer ist sich eigentlich über die strukturellen Rahmenbedingungen, die mit zu ihrer jetzigen prekären Situation geführt haben, bewusst – die Koppelung von Rentenpunkten ausschließlich an die Erwerbsarbeit und die Rentenabsenkungen der letzten Jahre, wohingegen gesellschaftliche Arbeit, die sie ein Leben lang geleistet hat, sich nicht in Rentenpunkten niederschlägt – und dennoch trägt sie diese inneren Konflikte hauptsächlich mit sich aus. Zu einem Outing bezüglich der eigenen faktischen Altersarmut ist sie noch nicht bereit. Ihre eigene Armutssituation kann sie nicht so öffentlich verhandeln wie andere politische »Frauenfragen«. Sie vergleicht es mit den Bewusstwerdungsprozessen in der Frauenbewegung: »Weil, ich, was das Geldthema betrifft, noch nicht da bin, wo ich sein möchte. Ich bin immer noch beschäftigt mit dem ›Ich habe es nicht geschafft‹-Thema. Ich habe es geschafft als Frau unabhängig und frei zu leben, aber ich habe noch nicht geschafft, für mich selbst im Alter zu sorgen.« Womöglich muss man erst wieder geschützte Räume schaffen, um darüber zu sprechen und die Schuldgefühle gemeinsam aufzulösen. Oder konkreter: frau muss Räume schaffen.

Oktober 2016. Sieben Monate nach unserem ersten Gespräch sitzen wir wieder in Hilde Meyers Küche. Wir nehmen dieselben Plätze ein wie beim letzten Mal, und wieder bereitet Hilde Meyer uns Kaffee zu, während wir unsere Unterlagen für das Interview sortieren. Es hat sich jedoch etwas geändert: Hilde Meyers Einstellung. Seit unserem letzten Gespräch habe sie nochmal viel nachgedacht:

*»Es hat sich vollkommen verändert. Das ist so sehr befreiend gewesen. Ich habe ein ganz anderes Gefühl zu mir selbst. Es ist ja total blockierend, wenn man immer denkt: Ich habe das alles falsch gemacht und ich habe versagt.«*

In ihren Frauengruppen kümmert sie sich nun stetig darum, das Thema einzubringen, nichtsdestotrotz ohne ihre persönlichen Erfahrungen preiszugeben. Zu ihrem Bedauern gab es bisher keine große Veränderung. Sie muss das Thema Altersarmut immer wieder anstoßen. Möglicherweise sind es die Einkommens- oder auch Klassenunterschiede, dass sich die Mehrheit für das Thema nicht sehr interessiert oder möglicherweise ebenso schamhaft verschweigt. Auch wenn sich Hilde Meyers finanzielle Situation seit dem letzten Mal nicht geändert hat, ist es dennoch für sie ein kleiner Erfolg, sich zumindest ihren Scham- und Schuldgefühlen gestellt zu haben.

### 5.2.2 Weibliche Altersarmut zwischen öffentlichem Diskurs und privater Tabuisierung – Auf den Spuren eines widersprüchlichen Zusammenhangs

Hilde Meyer ist eine der wenigen Gesprächspartnerinnen des Samples, die sich durch ein lebenslanges aktivistisches Engagement auszeichnen. Sie war zum Zeitpunkt des Interviews 71 Jahre alt und bezog eine Rente von 1000 Euro. Ihr Lebensverlauf weicht von einer weiblichen Normalbiografie ab, insofern sie sich bewusst gegen die Institution der Ehe sowie eine Mutterschaft entschied. Ihre Narration strukturiert sich entlang biografischer Momente der Emanzipation und Unabhängigkeit. In ihrer Lebensgeschichte dominieren die Brüche mit konventionellen Vorstellungen und gesellschaftlichen Idealen sowie ihre politischen Bemühungen diese zu verändern. Autonomie steht im Zentrum ihrer narrativen Identität. Diese sieht sie durch die Armutssituation gefährdet. In ihrer Selbsterzählung rekurriert sie auf Scham- und Schuldgefühle und stellt diese in einen Begründungszusammenhang mit der Tabuisierung ihrer prekären Situation. Sie verhandelt nicht nur moralische Fragen der Schuld, sondern auch Möglichkeiten ihre Armutssituation öffentlich zu thematisieren.

Viele unserer Gesprächspartnerinnen sprechen in anderen als den Interview-Kontexten nicht über ihre Armutssituation. Die bereits erwähnte ehe-

malige Versicherungsangestellte Monika Tegt<sup>121</sup> (Götz et al. 2017, S. 63–66; Rau 2019d) beispielsweise muss nach 40 Jahren Berufstätigkeit abends in einem Callcenter im Akkord telefonieren, ihre Rente von rund 900 Euro ist – im Jahr 2015 – ein paar Euro zu hoch, um aufstockende Grundsicherung zu beantragen. Ihren Kindern sagt sie nicht, wie knapp es bei ihr wirklich ist. »Nein die wissen nichts. Nein. Da sage ich nichts. Ja. Ja, das wäre, also das möchte ich nicht. [...] Ja, ich komme ja zurecht. [...] Die sehen das, ich komme zurecht, ja. Ich hab zwar mal gesagt kleine Rente und so, aber wie gesagt, ich würd das auch nicht sagen.« Ein Großteil unserer Gesprächspartnerinnen verschweigt die eigene Bedürftigkeit, sei es vor der eigenen Familie und dem engen Freundes- und Bekanntenkreis, wie Monika Tegt oder Hilde Meyer, oder – ein weiterer Befund des Forschungsprojekts – vor den Ämtern. Insgesamt bezogen in München im Jahr 2016<sup>122</sup> nur 5,5 Prozent der Rentner\*innen Grundsicherung im Alter, obwohl circa vier Mal so viele sozialhilfeberechtigt wären (Sozialreferat Landeshauptstadt München 2017, S. 142–145). Die Armutsforschung führt dieses Missverhältnis auf Bescheidenheit, Unwissenheit oder auch Scham zurück (ebd., S. 14; Vogel und Künemund 2018, S. 147). Gleichzeitig ist Altersarmut in politischen und medialen Diskursen zu einem dominanten Topos avanciert (Butterwegge 2012, S. 38). Zwischen dieser öffentlichen Problematisierung von Altersarmut auf der einen Seite und dem privaten Tabu auf der anderen Seite steht die Scham, die diesen Widerspruch erst erzeugt. Gründe für die statistische Realität der sogenannten verdeckten oder »verschämten Altersarmut« (Backes und Clemens 2013, S. 211–213) sind laut Butterwegge die Stigmatisierung von ökonomisch deprivilegierten Menschen und deren gesellschaftliche Marginalisierung, die sich insbesondere aus der individuellen Schuldzuweisung schöpfen und die gerade in der Verquickung mit neoliberalen Aktivierungsdiskursen an Triebkraft gewinnen (Butterwegge 2018, 85 f., 2012, S. 39–41).

Spezifisch an Hilde Meyers Fall ist ihr gesellschaftspolitisches, feministisches Engagement; auch wenn sie sich gerade aufgrund dessen der strukturellen und vergeschlechtlichten Dimension von sozialer Ungleichheit bewusst ist, empfindet sie dennoch Scham bezüglich der persönlichen

---

121 Interview vom 12.03.15, geführt von Irene Götz und Petra Schweiger.

122 Das Jahr 2016 dient hier als Bezugsjahr, da in diesem Zeitraum der Großteil der Daten erhoben wurde. Laut dem aktuellsten Münchner Armutbericht von 2022 ist der Anteil an Rentner\*innen, die Grundsicherung im Alter beziehen von 2016 bis 2021 kontinuierlich von 5,5 Prozent auf 6,4 Prozent gestiegen (Sozialreferat Landeshauptstadt München 2022, S. 34–36).

Altersarmut und hält sich bedeckt. Dem Widerspruch zwischen dem öffentlichen Diskurs, dem privaten Schweigen und den darin verhandelten Affekten will ich im Folgenden nachspüren. Ich interessiere mich dafür, wie das Schamgefühl bei Hilde Meyer entsteht, wie sie die potenzielle Schuld an der objektivierbaren Armutslage narrativ verhandelt, wie Scham, Schuld und Schweigen in diesem Fallbeispiel miteinander verwoben sind, ob und wie Hilde Meyer sich innerhalb dieses emotionalen Spannungsfeldes mit der Zeit doch auch handlungsmächtig erfährt und welche Rolle möglicherweise neoliberale Mechanismen hierbei spielen. In meiner nachfolgenden Analyse werde ich zeigen, wie soziale Ungleichheit vor dem Horizont neoliberaler Vergesellschaftung affektiv wirkt, konkret, wie die Altersarmut Hilde Meyer sprichwörtlich »unter die Haut geht«, um es mit Sara Ahmed zu sagen (Ahmed 2010, S. 216), und dass und wie Hilde Meyer unterschiedliche Strategien der Handlungsmacht entwickelt, die in ihrer widerständigen Potenzialität ambivalent zu bewerten sind.

### 5.2.3 Von kollektiven Kämpfen zum individualisierten Scheitern: Die affektiven Folgen der »List der Geschichte«

»Selber schuld, Katapult.«  
(*Stelling* 2018, S. 36)

Hilde Meyer schweigt. Ihre finanzielle Situation ist tabuisiert. Bis heute kann sie nur bedingt über ihre prekäre Lage sprechen, weil sie sich selbst die Schuld dafür gibt und sich schämt. In ihrem Fühlen, Denken und Handeln wird somit eine Interdependenz von Scham, Schuld und Schweigen sichtbar. In der Scham, so Sighard Neckel,

»dokumentiert sich die negative Selbstabwertung der eigenen Verletzung vor allem von konventionellen Normen, die in einer Gesellschaft vorherrschend sind. Schamgefühle können sich mit Schuld vermischen oder Schuldgefühle auch begleiten, wenn die verletzte Norm moralische Werte enthält, die vom betreffenden Individuum selbst geteilt werden.« (Neckel 1993, S. 272)

Folgt man dieser soziologischen Annäherung an eine Wesensbestimmung der Scham, dann ist Scham ein Affekt, der erst durch »Intersubjektivität« (ebd., S. 273) entsteht, die auf ein gemeinsames Moralsystem verweist. Wer sich schämt, erkennt dieses Moralsystem an und damit auch, dagegen verstoßen zu haben. Im Umkehrschluss kann, wer die Normen nicht anerkennt,

auch keine Scham verspüren. Hilde Meyer stellt in ihren aktivistischen und politischen Artikulationen gerade die konventionellen Normen hegemonialer Sorgefigurationen in Frage: die heteronormativen Kleinfamilie, die Versorgungerehe sowie den konservativen Staat. Um welche Normen geht es dann aber, die sie verletzt hat? Der Moment der Beschämung entfaltet sich in diesem Fallbeispiel, so meine These, im Rahmen anderer Moralvorstellungen, die Hilde Meyer hegt, nämlich diejenigen, die sie im Kontext ihres Engagements in sozialen Bewegungen miteingefordert und erkämpft hat und die sich gegenwärtig, in ihrer Verquickung mit neoliberalen Anrufungen, gegen sie gewendet haben.

Diese These soll im Folgenden ausgeführt werden. »Sich zu schämen«, so Sighard Neckel weiter, »dieses Gefühl ist an die Existenz eines Ich-Ideals gebunden, dessen gegenwärtige Verfassung als ein Manko empfunden wird« (ebd., S. 272). Hilde Meyers Ich-Ideal emergiert aus ihrer Sozialisierung in der Frauenbewegung. Diese ist das dominante Narrativ ihrer Selbsterzählung. Den Kontakt mit der Bewegung stellt die Interviewte als »*Schlüsselerlebnis*« heraus, das sie mit den Worten Bewusstwerdung, Politisierung und Radikalisierung umschreibt. Die Zeit in der Frauenbewegung habe sie als »*unglaubliche Aufbruchsstimmung*« erfahren, weil fortan plötzlich so viel möglich gewesen sei. Es sei darum gegangen mit Mythen aufzuräumen, sich über gemeinsame Erfahrungen auszutauschen, strukturelle Hintergründe zu analysieren, sich ungestört zuzuhören und sich ernst zu nehmen. Damit nimmt die Respondentin indirekt Bezug auf die Lebensphase vor diesem Schlüsselerlebnis. In dieser Phase erzählt sie sich als unerwünschtes Kind, das vor dem Hintergrunde der Nachkriegsgesellschaft zur zusätzlichen Belastung für die Eltern wurde, und anschließend als fehlerhaftes Mädchen, dem es nicht gelang sich an konventionelle Rollenbilder anzupassen. Ihre Kindheit und Jugend beschreibt sie aufgrund dessen als traumatisierend, geprägt von Gleichgültigkeit, Unsichtbarkeit, Ausgrenzung und Unterdrückung. Der spätere Kontakt mit anderen Frauen, die ähnliche Erfahrungen teilten, hätte zu einem »*Wandlungsprozess*« geführt. Vor dem Hintergrund der Frauenbewegung kam es für Hilde Meyer damit zu einer Neukonstituierung geteilter Wertevorstellungen. Dem konservativen Sicherheitsbestreben wurde Freiheit und Ungebundenheit entgegengesetzt, blindem Gehorsam und Autoritätsunterwürfigkeit wurden Wissen und Aufklärung gegenübergestellt, als zentrale moralische Ansprüche wurden fortan Gleichberechtigung der Geschlechter und die Autonomie der Frau formuliert.

Die Sozialisierung in der Frauenbewegung lässt sich demnach als einschneidender und ermächtigender biografischer Bruch identifizieren, der zur Etablierung einer neuen Identität führte, die es fortan zu verteidigen galt. Imke Schmincke arbeitet heraus, dass es in der Frauenbewegung um eine »nachholende Subjektwerdung« ging, »d. h. darum, das [...] autonome Subjekt zu werden, das Männer immer schon sein konnten. Erwerbssubjekt werden, Rechtssubjekt werden, politisches Subjekt werden – all dieses musste kollektiv erkämpft werden« (Schmincke 2018, S. 142). Diese in feministischen Diskursen der neuen Frauenbewegung hervorgebrachte Subjektposition ist demnach die »sozial bewohnbare Zone« (Villa 2013, S. 66) eines autonomen Subjekts, das u. a. auf die Herauslösung aus familiären, ehelichen und staatlichen Abhängigkeitsverhältnissen zielte. Dieses autonome Subjekt wird in Hilde Meyers Selbsterzählung zur zentralen narrativen Identität, es fungiert aus retrospektiver Perspektive als »Ich-Ideal«, um hier auf Neckel zurückzukommen.

Diesem Ich-Ideal wurde Hilde Meyer lange Zeit gerecht. Die Wertevorstellungen der Frauenbewegung konnten durch den politischen Kampf auch tatsächlich in mehr Rechte und soziale Teilhabe für Frauen transformiert werden. Die Interviewte erzählt sich in diesem Zusammenhang als politisch Engagierte, die diesen gesellschaftlichen Transformationsprozess mitvorantrieb, sie berichtet von den persönlichen Erfolgen ihrer aktivistischen Arbeit und konstruiert sich als dasjenige Subjekt, das sie miteinforderte: selbstständig arbeitend, ihr eigenes Geld verdienend, unverheiratet, sexuell befreit, in jeder Hinsicht autonom. Als Teil der sozialen Bewegung investierte sie in die Gleichberechtigung der Geschlechter und profitierte zugleich von den erwirkten Veränderungen.

Zeitgleich kam es jedoch zu einem neoliberalen Umbau des Sozialstaats, der soziale Ungleichheitsverhältnisse in anderer Hinsicht verschärfte. Laut Nancy Fraser hat die Neue Frauenbewegung diesem Umbau den Weg geebnet, und das, obwohl sie komplett andere Ziele verfolgte. Die Philosophin fasst diesen Zusammenhang folgendermaßen zusammen:

»Die kulturellen Veränderungen, die die Neue Frauenbewegung in Gang setzen konnte, dienten, so heilsam sie an sich sind, zugleich der Legitimation eines strukturellen Umbaus der kapitalistischen Gesellschaft, welcher feministischen Visionen einer gerechten Gesellschaft diametral zuwiderläuft. [...] Im Rückblick erkennen wir jetzt, dass der Aufstieg der Neuen Frauenbewegung mit einer historischen Wesensveränderung des Kapitalismus zusammentraf, nämlich dem Wandel von der staatlich organisierten Variante zum Neoliberalismus.« (Fraser 2009, 44, 49)

Die Neue Frauenbewegung und ihre kritische Positionierung zum vorherrschenden gesellschaftlichen System ist, wie Fraser nachzeichnet, damit als Teil der sogenannten Künstlerkritik zu verstehen, die Luc Boltanski und Ève Chiapello als Wegbereiter eines neuen, nämlich neoliberalen Geistes des Kapitalismus bezeichnen (Boltanski und Chiapello 2003). Dieser neue Geist zeigt sich auf wirtschaftspolitischer Ebene durch das Umsetzen marktradikaler Maßnahmen, sprich den Rückzug des Staates als regulierende Kraft bei gleichzeitigem Rückbau des staatlichen Sozialsystems – das sich aber bereits in seiner fordistischen Ausprägung an ein traditionelles Familienmodell richtete und Frauen überwiegend in Abhängigkeit eines Familienernährers absicherte (Lorey 2012, 17 f.; Aulenbacher 2009, S. 69–75). Die erhöhte Teilhabe von Frauen ging einher mit der staatlichen Umstrukturierung von »welfare« zu »workfare«, die sich in einer aktivierenden Arbeitsmarktpolitik äußerte. Für die Sicherung des Alters bedeutete der neoliberale Umbau konkret die sukzessive Senkung des Rentenniveaus, die Erhöhung des Rentenalters auf 67 Jahre und die Einführung des Drei-Säulen-Modells (Buntenbach 2012, S. 227 f.) und führte zu einer Ausweitung privater Vorsorge. Diese Vielzahl an rentenpolitischen Maßnahmen seit den 1990er Jahren, sowie die zeitgleichen Wandlungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt durch den Ausbau des Niedriglohnsektors und die Verbreitung atypischer und prekärer Beschäftigungsverhältnisse, beförderten zeitgleich eine Zunahme von Armut im Alter (2.1). In dem historischen Moment also, in dem sich die geforderten Ziele der Frauenbewegung nach politischer, rechtlicher und wirtschaftlicher Unabhängigkeit gegenüber dem fordistischen autonomen, männlichen Subjekt durchsetzten, wurde zeitgleich die Sorge um das Soziale privatisiert (Lessenich 2009), die neugewonnene Option der Unabhängigkeit sogleich zum Zwang zur Unabhängigkeit und Selbstverantwortung verkehrt.

Hilde Meyer fühlt sich schuldig, so die Interpretation, weil sie das, was sie politisch forderte, nämlich einen finanziell unabhängigen, autonomen Subjektstatus, der durch erhöhte soziale Teilhabe und gesellschaftlichen Wandel zunächst auch möglich wurde, jetzt im Alter aufgrund des strukturellen Umbaus jedoch nicht aufrechterhalten kann, in der neoliberal gewendeten Logik der Selbstverantwortung aber aufrechterhalten muss. Kurzum: Die kollektiv erkämpfte, neu gewonnene Autonomie wird durch den Abbau des Sozialstaats strukturell unterlaufen und durch die neoliberale Aktivierungsrhetorik in individuelles Scheitern gewendet. Dieser strukturell erzeugte Widerspruch spiegelt sich in Hilde Meyers Gefühl des Mangels wider. Durch

ihre explizite Ablehnung etablierter Versorgermodelle und das Wissen darum, im Alter auf sich alleingestellt zu sein, wiegt für sie die Schuld besonders schwer, da ihr ein Bewusstsein vorausgeht. Dieses Bewusstsein impliziert so gesehen eine aktive, selbstgewählte Handlungsentscheidung, die in der Rückschau die strukturellen Dimensionen, die jene Entscheidung zeitlich überlagern, negiert und das Subjekt auf sich selbst zurückwirft, indem es die Konsequenzen der Entscheidung als Selbstverantwortung deklariert. Jene feministischen Autonomiebestrebungen, die bei Hilde Meyer in einer vergangenen Phase ihrer Biografie also positive Gefühle erwirkten, haben paradoxerweise ihren Beitrag dazu geleistet, dass sich Hilde Meyer heute wieder defizitär empfindet. Gegenwärtig steht für sie nicht weniger als ihre autonome Subjektposition auf dem Spiel. Die Altersarmut wird zum Manko ihres Ich-Ideals und erzeugt Beschämung.

Dieses hier beobachtete Schuldgefühl, die eigenen Ansprüche aufgrund subjektiven Fehlverhaltens nicht erreicht zu haben, wird gegenwärtig zudem durch aktivierende Präventionsdiskurse befeuert. Führende Vertreterinnen dieses Diskurses, wie die ehemalige SPD-Politikerin Renate Schmidt oder die Finanzexpertin und Autorin Helma Sick (Sick und Schmidt 2015), warnen davor, sich auf den Ehemann zu verlassen und fordern dazu auf, sich frühzeitig und selbstständig um die Altersvorsorge zu kümmern. Auch private Organisationen nehmen sich der Problematik weiblicher Altersarmut nach amerikanischem Vorbild an. Sie verteilen nicht nur Spendengelder an Betroffene, sondern appellieren auch an die Selbstverantwortung jüngerer Generationen, finanziell vorzusorgen:

*»Handeln Sie bewusst, wenn Sie ihren Job – auch nur teilweise – aufgeben! Vereinbaren Sie mit Ihrem Partner die Übernahme Ihrer Rentenbeiträge während der Familienpause! Verhandeln Sie mit Ihrem Arbeitgeber über eine Betriebsrente, auch bei Teilzeit! Nutzen sie die Vorteile des Ehegattensplittings für SICH SELBST [sic]! Führen Sie selbstbewusste Gehaltsverhandlungen mit Ihrem Chef, Sie sind es wert! Sorgen Sie für eine private Altersvorsorge! Informieren Sie sich über geeignete Formen der Geldanlage! Handeln Sie jetzt!«<sup>123</sup>*

So lauten die Hinweise auf einem 2015 gedruckten Flyer der Münchner Charity-Organisation ZONTA, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Lebenssituation von Frauen zu verbessern und die hier exemplarisch steht für eine Reihe privater Organisationen und Akteurinnen, die sich in den letzten

---

123 Vgl. <https://zonta-muenchen-i.de/projekt-altersarmut-und-frauen/gemeinsames-projekt-der-m%C3%BCnchner-zontaclubs.html>.

Jahren dem Thema Frauen und Geld verpflichtet haben und den Diskurs um *financial feminism* zunehmend vorantreiben. *Financial feminism* verbindet dabei feministische Zielsetzungen mit finanzieller Selbstbestimmung, bleibt jedoch oft in einer neoliberalen Logik verhaftet, die strukturelle Ursachen von Ungleichheit meist außer Acht lässt. Auch in dem oben aufgeführten Zitat wird weder auf die strukturellen Ursachen weiblicher Altersarmut noch auf gesellschaftspolitische Handlungsmöglichkeiten verwiesen, um der vergeschlechtlichten Ungleichheit im Alter entgegenzuwirken. Wohltätigkeitsorganisationen wie ZONTA<sup>124</sup> sowie anderweitige Expertinnen, beispielsweise Natasha Wegelin (Madam Moneypenny)<sup>125</sup> oder Tori Dunlap (herfirst100k)<sup>126</sup> wollen vielmehr im Sinne des *financial feminism* anhand von Werbekampagnen, Seminaren, Büchern, Podcasts und Coachings finanziell aufklären und informieren.<sup>127</sup> Der feministisch gelabelte Präventionsdiskurs rund um weibliche Altersarmut zielt dabei darauf ab, Frauen für Geldfragen zu sensibilisieren und sie in Punkto Geldanlage und Vorsorgestrategien zu ermächtigen. Durch die oft gesetzte, neoliberale Rahmung wird die Verantwortung für die Vermeidung von Altersarmut jedoch gleichzeitig auf die Adressatinnen selbst übertragen, Altersarmut als ihr eigenes Verschulden vermittelt. Auch wenn sich Hilde Meyer bereits im Rentenalter befindet, richtet sich dieser Diskurs indirekt auch an sie und vermittelt den Anschein, in der Vergangenheit nicht genügend vorgesorgt, somit »falsch« gehandelt zu haben. Ihr Schuldgefühl geht darüber hinaus auf den bewusst gewählten unkonventionellen Lebensstil zurück. Ihre Schuld abzumildern,

---

124 Vgl. <https://zonta-vorsorge-gegen-altersarmut.de/>.

125 Vgl. <https://madamemoneypenny.de/>.

126 Vgl. <https://herfirst100k.com/>.

127 Neben den hier aufgeführten Aufklärungsmaßnahmen, die sich insbesondere an jüngere Generationen richten, arbeiten private Charity Clubs, wie beispielsweise ZONTA oder auch Lichtblick darüber hinaus auch mit spezifische Hilfsprogrammen für Bedürftige, um Altersarmut unmittelbar entgegenzuwirken. Ohne diese Programme per se kritisieren zu wollen, so bieten sie für viele von Altersarmut Betroffene sicherlich wichtige Anlaufstellen und Unterstützungsmöglichkeiten, sei dennoch kritisch zu bemerken, dass es sich hierbei um Lösungsansätze handelt, die gerade nicht an der strukturellen Ursache des Problems ansetzen, somit keine nachhaltige Verbesserung sozialer Ungleichheit versprechen. Kritisieren lässt sich außerdem, dass sie durch das Verteilen von Spendengeldern an Bedürftige zwar sozialstaatliches Versagen kompensieren, dies jedoch nicht auf Basis demokratisch legitimer, sondern organisationsinterner Auswahlkriterien. Vgl. hierzu <https://zonta-muenchen-i.de/projekt-altersarmut-und-frauen/gemeinsames-projekt-der-m%C3%BCnchner-zontaclubs.html>; <https://seniorenhilfe-lichtblick.de/>.

indem sie auf den gesamtgesellschaftlichen Nutzen verweist, den ihr Kampf für Frauenrechte hervorgebracht hat, hilft ihr nur bedingt weiter.

In Hilde Meyers Narrativ verdichten sich demnach biografische Dispositionen mit gegenwärtigen Diskursverschiebungen hin zum eigenverantwortlichen Subjekt. Ihre Altersarmut wird damit zum Signum des Scheiterns an neoliberalen Anforderungen, vor allem aber an den eigenen moralischen Ansprüchen, die Teil einer Kollektivität sind, nämlich derjenigen der Frauenbewegung. Schuld und Scham unterscheiden sich laut Neckel insofern, als dass Scham viel stärker an Intersubjektivität gebunden ist, »Scham ihren Referenten in einer Norm nur findet, sofern diese durch andere repräsentiert ist« (Neckel 1993, S. 272). Hilde Meyer schämt sich demnach vor der miterzeugten Kollektivität, in der ihr »Ich-Ideal« verankert ist. Die Frauenbewegung ist ihr Referenzrahmen. Sie schämt sich, so die Interpretation, weil sie sich innerhalb der dort gesetzten Norm der Autonomie, die manche weiterhin erfüllen können, als defizitär erfährt. Die Scham entfaltet sich dann vor dem Hintergrund klassenspezifischer Positionierungen. Der ehemalige kollektive Wunsch nach Unabhängigkeit wird abgelöst durch den Zwang zur Unabhängigkeit und verortet den Erfolg derjenigen als selbstverdient, die diesem Zwang aufgrund einer privilegierten sozialen Positionierung gerecht werden können. Das Scheitern hingegen wird als Selbstverschuldung deklariert. Die Scham erhält diese Spaltung aufrecht, indem sie verschleiert, dass die Frage des Könnens keine des Wollens ist, sondern eine der sozialen Positionierung. Die Scham entsteht im Rahmen dieses kollektiv erschaffenen Moralegebäudes, das neoliberal gewendet das Kollektiv in Gewinnerinnen und Verliererinnen der Emanzipation teilt und die strukturellen Ursachen dieser Teilung ausblendet. Diese »List der Geschichte«, wie sie Nancy Fraser (2009) beschreibt, verleibt sich Hilde Meyer affektiv in Form von Schuld- und Schamgefühlen ein. Die Konturen der für Hilde Meyer »sozial bewohnbaren Zone« verschwimmen und damit auch ihr Subjektstatus. Hilde Meyer wird unsichtbar, sie verstummt.

### 5.2.4 Ambivalenzen der Handlungsmacht – Schweigen als unterwerfende und ermächtigende Praxis

»Ich werd's nicht los Bea, die Sorge nicht und nicht die Scham. Egal was ich mir ausdenke: Es bleibt ein schwacher, ein zu kurzer Trost.«

(Stelling 2018, S. 266)

»Die Stimme der Scham ist leise, ihre Sprache aber konkret« (Neckel 1991, S. 23), um hier ein weiteres Mal Neckel zu bemühen. Denn wer als Ausgeschlossene dennoch versucht das »symbolisch verminte Gebiet zu betreten, wird durch Beschämung unter Kontrolle gehalten« (ebd., S. 275); ein Mechanismus, der sich auch im Fallbeispiel Anne Osten<sup>128</sup> widerspiegelt. Die ehemalige Sachbearbeiterin, 1941 geboren, erhält heute einen Rente von 850 Euro und war wie Hilde Meyer während ihres gesamten Berufslebens ehrenamtlich und politisch engagiert. Sie bezeichnet sich selbst als arm, sei schockiert darüber gewesen, mit ihrer Rente »durch alle gesetzlichen Raster zu fallen«, da ihr Rentenbetrag knapp zu hoch sei, um einen Wohngeldzuschuss zu erhalten. Sie erzählt, dass sie zu Beginn ihres Renteneintritts versuchte, offen über ihre finanziell knappe Situation zu sprechen, um ihren Unmut zu teilen und auch um ihren Fall zu politisieren. Sie habe sich mit anderen Frauen solidarisieren wollen, von denen sie annahm, dass diese sich in einer ähnlich prekären Lage befanden:

»Weil ich dachte, ich bin ja jetzt nicht die einzige Arme, die in der Stadt rumläuft, bloß die anderen sagen es vielleicht nicht. Das ist ja bei der Krebserkrankung genauso. Ich treffe so viele Frauen, die an Krebs erkrankt sind, die nie ein Wort verloren haben. Gut, und dann habe ich mir gedacht, nein, jetzt mache ich es so, jetzt tue ich das [mit dem Geld] im Altenzentrum mal thematisieren. [...], weil die haben so Programme, wo sie auch mal ein paar Tage verreisen oder so was.«

Sie habe auch daran gedacht, Strategien auszutauschen, wie man mit wenig Geld in München zurechtkomme. Mit ihrem Anliegen stieß sie jedoch nicht auf Resonanz, im Gegenteil, es stellte sich eine ganz andere Dynamik ein:

»Und dann hat der Herr M. zu mir, [...] gut, am Anfang habe ich es auch gar nicht so negativ empfunden, dann hat er gesagt: ›Ja Frau Osten, und weil Sie so wenig Rente haben, Sie können dann einen Antrag stellen auf Zuschuss.‹ Und das war, Bogenhausen ist halt auch so ein besonderes Eckchen und so, und das war dann so, dass die anderen das natürlich auch gehört haben und dann immer gesagt haben: ›Ja Frau Osten, wir waren da und da, so was können Sie sich gar nicht leisten, wo wir dahin gehen.‹ Oder wenn ich mal was Nettos anhatt: ›Mei, wo haben Sie denn das her, eigentlich können Sie

128 Interview vom 08.03.16, geführt von Esther Gajek und Alexandra Rau.

*sich das doch nicht leisten. < Und es hat sich dann so eingebürgert, dass ich praktisch die einzige Verarmte war. [...] Hinten rum sind einige zu mir gekommen, haben gesagt: >Ja, also so, das ist schön, dass Sie so ehrlich damit umgehen, aber wir haben schlechte Erfahrungen gemacht und so. < Und ehrlich gesagt, nach ein paar Jahren, da war ich selber so. Ich habe mir gedacht, alles thematisiere ich, aber das, wo ich selber so betroffen bin, mache ich nicht mehr, weil es ist wirklich so eine Stigmatisierung [...].«*

Dieses kurze Beispiel zeigt: Anne Osten wird nach ihrem Zugeständnis nur mehr als »die Arme« adressiert. »Im Blick eines anderen«, hier bezieht sich Neckel auf Sartre,

»verliert das Subjekt seine Souveränität. Wie immer der einzelne sich und seine Welt auch entwerfen mag, ist er im Wahrnehmungsfeld eines anderen erst einmal fixiert, wird er in seiner ganzen Komplexität auf die Aspekte der Persönlichkeit reduziert, die der anderer gerade wahrnehmen und für seine Freiheit verfügbar machen kann.« (Neckel 1993, S. 273; vgl. Sartre 1980, S. 356)

Anne Osten wird also auf Armut reduziert. In jeder sozialen Interaktion wird die Armut thematisiert und problematisiert. Die Armut wird ihr auf den Leib, man könnte sagen, in den Leib hineingeschrieben, (Stichwort: Struktur, die unter die Haut geht) und mit ihr alle Armutsstereotype. Armut wird zum Stigma, zum sozial negativ bewerteten Merkmal, zum Makel, weil die gegenwärtigen Imaginationen über die Armut in einer neoliberalen Leistungsgesellschaft dem Subjekt die Schuld für die Armut zusprechen. Anne Osten wird somit durch diese vielen subtilen Nebensätze beschämt und kontrolliert, indem sie letztlich aufhört über ihre finanzielle Situation zu sprechen.

Die vorherigen Ausführungen haben gezeigt, wie Scham in ihrer Begleitung von Schuldgefühlen im Feld weiblicher Altersarmut zur Tabuisierung der eigenen prekären Situation führt. Es wurde deutlich, dass sich der Mechanismus der Beschämung begrenzend auf die Handlungsmacht auswirkt, indem er das Potenzial zu sprechen einschränkt. Das Subjekt wird dadurch entmächtigt, bisweilen ohnmächtig. Auch Hilde Meyer schweigt. Sie hat sich im Gegensatz zu Anne Osten in ihrem Umfeld gar nicht erst auf das verminte Gebiet gewagt, auch ihre Armutssituation wird hier durch den Mechanismus der Beschämung unsprechbar gemacht; zumindest bis zu dem Moment, in dem sie sich entschließt, als Interviewpartnerin am Forschungsprojekt teilzunehmen. Für Hilde Meyer ergibt sich dadurch ein Fluchtpunkt aus der Ohnmachtssituation, es eröffnet sich ein begrenzter Raum, in dem sie das Schweigen bricht und sich handlungsmächtig erfahren kann. Dieses

Verhältnis von Sprechen und Schweigen soll im Folgenden im Fokus stehen. In einem nächsten Schritt will ich zeigen, wie sich innerhalb dieses Verhältnisses Handlungsmacht entfaltet; hierfür reflektiere ich einleitend den Forschungsprozess mit Hilde Meyer.

*Ich werde Hilde Meyer heute zum fünften Mal treffen. Ich bin nervös. Anlass unseres Treffens ist die große Buchpräsentation des Forschungsprojekts »Prekärer Ruhestand«. Es sind über 100 Gäste anwesend. Ich bin nervös, weil ich heute das Porträt von Hilde Meyer lesen werde, ihr heute eine Stimme gebe und immer wieder daran zweifle, ob ich den »richtigen« Ton treffe; den Ton, der es erlaubt ihre Scham und Schuldgefühle nachvollziehbar zu machen und der sie dennoch nicht zu erkennen gibt; den Ton, der die gesellschaftliche Dimension der Scham offenlegt, und im besten Falle für sie auch zu einer emotionalen Überwindung dieser beiträgt. Wir haben im Vorfeld mit ihr abgesprochen, ihr Porträt zu präsentieren, wenngleich in anonymisierter Form, denn Hilde Meyer heißt in Wirklichkeit wie alle unsere Interviewten anders. Nach kurzem Zögern hat sie zugestimmt. Doch im ersten Moment war sie sich nicht sicher, hatte Bedenken erkannt zu werden. Ich habe unsere Gespräche als sehr ehrlich und reflektiert wahrgenommen, sie selbst als nachdenkliche Person, die versucht Frau über die eigene Gefühlswelt zu werden. Ich sehe sie in meinem wissenschaftlichen Ich von außen, möchte ihr immer wieder die strukturellen Hintergründe ihrer prekären Situation vor Augen führen. Doch das, was ich sage, das weiß sie bereits, das wird ihre Perspektive nicht ändern, die Emotionen sind stärker als ich.*

*Nach unserem ersten Interview lud sie mich ein, in ihrer Frauengruppe über das Forschungsprojekt zu berichten, in der Hoffnung dort Impulse zu setzen und ein Stück weit zu einer Enttabuisierung weiblicher Altersarmut beizutragen. Auch in diesem Raum wusste keiner von ihrer eigenen Betroffenheit, geschweige denn, dass wir bereits ein Interview mit ihr geführt hatten. Gemeinsam mit einer Freundin erwartete sie mich am Veranstaltungsort. Wir begrüßten uns herzlich, tauschten ein paar Nettigkeiten aus. Über das Interview, den Kontext, über den wir uns kennengelernt hatten, sagte ich natürlich nichts; musste ihre Betroffenheit selbst geheim halten, wurde zu ihrer Komplizin, was ich respektierte. Und doch regte sich in mir der Wunsch, das Schweigen zu brechen, der schmerzlichen Isolation ein Ende zu bereiten. Wenn nicht hier, wo würde sonst sensibel mit der Thematik umgegangen werden, dachte ich. Es war wie zu erwarten ein informiertes Publikum, Frauen, denen gerade auch die strukturellen Ursachen weiblicher Altersarmut bewusst waren und doch war ich am Ende überrascht. Nach meinem Vortrag diskutierten wir angeregt in informeller Runde, in der mehrere Frauen immer wieder betonen mussten, wie erfolgreich und wohlhabend sie seien. Das irritierte mich. Warum war es so wichtig, sich abzugrenzen, sich selbst*

als nicht arm zu thematisieren? Allein die Tatsache, dass sie Frauen waren, schien sie nun mit dem Stigma der Altersarmut zu versehen, von dem sie sich befreien wollten. Ich konnte nun ein bisschen besser verstehen, warum es Hilde Meyer selbst in diesen Räumen schwerfiel, sich zu »outen«, wie sie es nannte.

In meinem Arbeitszimmer hängt eine Postkarte von ihr. Mit dieser Postkarte hat sie uns das unterschriebene Formular zur Autorisierung ihres Porträts mitgeschickt. Darauf dankt sie uns dafür, dass wir sie ein Stück weit begleitet haben in ihrem Bewusstwerdungs- und Reflexionsprozess, ihr den Raum geöffnet haben einmal anonym alles auszusprechen und zu sehen, wie es sich anfühlt. Der Prozess das Porträt zu finalisieren war für sie mitunter am schwierigsten. Nachdem wir ihr die erste Textfassung geschickt hatten, hörten wir lange nichts von ihr. Auch damals war ich nervös, ob wir den »richtigen« Ton getroffen hatten. Ich wurde immer angespannter, dachte unsere Aussagen hätten sie verletzt und befürchtete, sie würde am Ende ihre Teilnahme am Forschungsprojekt doch zurückziehen, was eine eklatante Erkenntnislücke bedeutet hätte. Nach zwei Wochen endlich eine E-Mail von ihr. Darin gestand sie uns, dass es in der Tat schwierig für sie war, das Porträt zu lesen, unsere bruchstückhafte Fremdwahrnehmung mit ihrem Selbstbild abzugleichen, Passungen zu finden, Diskrepanzen zu verarbeiten, nochmal konfrontiert zu sein mit der eigenen Scham. Hinzu kam das permanente Nachdenken darüber, ob sie hinter unseren Worten erkennbar sein könnte, welche Daten anonymisiert werden müssten, um sich selbst im Verborgenen zu halten. Sie schickte uns das Dokument schließlich zurück, überarbeitet an mehreren Stellen. Durch ihre gewünschte Anonymisierung ist dem Porträt Tiefenschärfe verloren gegangen; und wieder war es das Geheimhalten, das Tabu, das über diesem Fall lag, das auch uns nicht erlaubte, Armut in all ihrer Differenziertheit zu schildern. Nach der erneuten Überarbeitung ging das Porträt nochmal an Hilde Meyer, sie unterschrieb die Autorisierung und wir erhielten schließlich die Postkarte von ihr.

Mein Blick wandert von der Postkarte auf den Ausdruck ihres Porträts. Ich mache nochmal zwei Lesedurchgänge, packe anschließend meine Sachen und fahre zur Buchpräsentation. Ich habe Hilde Meyer fast drei Jahre nicht mehr gesehen. Als ich ankomme, scannt mein Blick die Veranstaltung, doch ich kann sie nirgendwo entdecken. Ich treffe meine Projektkolleginnen, kann mich aber kaum auf Gespräche einlassen. Ich will Hilde Meyer gerne vor der Präsentation begrüßen, bevor ich ihre Geschichte mit den vielen Menschen im Raum teilen werde, bin aber wie immer unsicher wie ich ihr in der Öffentlichkeit begegnen soll. Dann entdecke ich sie im Publikum. Ich gehe zu ihr, halte mich kurz, bin sehr bedacht darauf, wieder nichts zu sagen, das zu erkennen gäbe, dass ich gleich über sie sprechen werde. Ihre Bekannte, die neben ihr sitzt, stellt sie mir nicht vor. Als ich dran bin, trete ich auf die Bühne und beginne zu lesen. Normalerweise legt sich meine Nervosität nach den ersten drei bis vier Sätzen, dieses Mal

*lese ich zehn lange Minuten bestimmt, mit Haltung aber angespannter Stimme Hilde Meyers Porträt, fühle mich merkbar erleichtert, nachdem ich die Bühne wieder verlassen habe. Nach der Lesung habe ich das dringende Gefühl, sie zu fragen, wie es ihr damit ging, ihre eigene anonyme Geschichte zu hören. Sie ist noch da, steht aber inmitten einer größeren Gruppe, kein guter Zeitpunkt, zu ihr zu gehen. Innerlich beschliesse ich, ihr lieber am nächsten Tag eine E-Mail zu schreiben, das ist sicherer. Gegen Ende des Abends ergibt sich dann doch noch eine Gelegenheit. Aus dem Augenwinkel sehe ich sie alleine vor dem Büchertisch stehen. Ich eile zu ihr. Sie umarmt mich und erzählt, dass sie ganz aufgeregt gewesen sei, als ich anfing zu lesen, weil sie dachte, jetzt gleich merke ihre Freundin, dass ich über sie, Hilde, spreche; doch die Freundin habe sie nicht erkannt. Ihre Körperhaltung signalisiert mir, dass dies das Ende unseres kurzen Gespräches ist und wir verabschieden uns. Auf dem Rückweg begegne ich ihrer Bekannten, unsere Blicke treffen sich für einen Moment und ich denke: Sie weiß nichts von Hilde Meyers Altersarmut.*

Diese Forschungsreflexionen zeigen zweierlei. Zum einen wird die handlungsbegrenzende Wirkmacht von Scham deutlich. Wie schon beim Fallbeispiel Anne Osten zeigen die Ausführungen, dass sich die Scham auf einem »symbolisch verminten Gebiet« entfaltet. Was möglich ist zu sagen und was nicht, muss jedes Mal aufs Neue vorsichtig und bedacht verhandelt werden. Diese Unsicherheit, die Hilde Meyer im Umgang mit ihrer Armutslage immer wieder thematisiert, begleitete den gesamten Forschungsprozess, sei es beim Verfassen ihres Porträts, beim Präsentieren desselben in der Öffentlichkeit oder auch in den direkten Begegnungen mit der Gesprächspartnerin. Die Unsicherheit übertrug sich in Form von Nervosität und Angespanntheit auch auf mich und meine Verhaltensweisen während des Forschungsprozesses, schrieb sich nicht nur in mein Nachdenken über den richtigen Ton, sondern selbst in meine Stimme ein. Im Hintergrund stand also stets die Frage, welche Daten genutzt werden dürften, ohne für die Betroffene eine Kaskade an Beschämungseffekten auszulösen, wie sie Anne Osten geschildert hat. Diese Gratwanderung zwischen Schweigen und Sprechen dominierte den Forschungsprozess und verdeutlicht die Intensität affektiver Wirkmacht auf Handlungsoptionen, die in letzter Konsequenz auch den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess beeinflussen, wenn relevante Informationen unter Verschluss gehalten werden müssen, um die Betroffenen nicht zu gefährden. Zudem wurde nochmal deutlich, wie das verschämte Schweigen zwischenmenschliche Nähe unterbindet, wie das Schweigen hier ganz plastisch Distanz herstellt; man denke noch einmal an die öffentlichen Räume, in denen ich Hilde Meyer immer nur flüchtig

begegnen konnte. Das Schweigen schließt aus, es vereinzelt Subjekte und isoliert sie mit ihren Gefühlen. Schweigen entmachtet, es verobjektiviert, weil es das Subjekt stets auf sich selbst zurückweist und Subjektivität nur im Rahmen von Sozialität existiert.

Zum anderen zeigen die Forschungsreflexionen auch Formen von Handlungsmacht. So entschließt sich Hilde Meyer aktiv dafür, ihre Armutssituation öffentlich bzw. semiöffentlich zu machen. Das Interview als geschützter Raum dient ihr dazu, sich mit der Scham und der inneren Zerrissenheit auseinanderzusetzen. Das Forschungsprojekt »Prekärer Ruhestand« wird für sie zur Möglichkeit ihre politischen Anliegen zu verfolgen, nämlich zu einer Enttabuisierung von Altersarmut beizutragen. Dabei kann ihre aktive Antwort auf unsere Interviewanfrage erneut als Reaktion auf neoliberale Anrufungen gedeutet werden. In dieser Lesart ist das Sprechen über ihre Armutssituation mit uns im Interview Ausdruck der allumfassenden Eigenverantwortlichkeit und zunehmenden Therapeutisierung der Gesellschaft (Illouz 2009). Im Sinne der permanenten Selbstoptimierung soll sich das neoliberale Subjekt mittels therapeutischer Maßnahmen mit sich selbst auseinandersetzen und emotionale Problemlagen bearbeiten (Rau 2016B). So betrachtet wird das Interview zu einer Art »Therapiesitzung« und die Forscherinnen zu »Therapeutinnen«, denn die Methode des narrativen Interviews bietet wie keine andere, Raum für Selbstreflexion. Sprechbar wird das Tabu in dieser Konstellation, weil die Mechanismen der Beschämung ausgehebelt werden, wenn nicht schon während des Interviews durch die kritische Haltung der Forscherinnen, so zumindest im Nachhinein durch die strukturelle Ausrichtung des Interviews als anonymer Raum. Durch diese aktive und selbstreflexive Auseinandersetzung mit ihrer prekären Situation, der Arbeit am Selbst, kann sich Hilde Meyer in unserem Gespräch handlungsmächtig erfahren. Gerade was diese Bearbeitung der eigenen Gefühlslage angeht, ist die Rhetorik des »Selberschaffens« das leitende Narrativ in Hilde Meyers Erzählung. Eine derart selbstverantwortlich ausgerichtete Form der *agency* birgt jedoch gleichzeitig die Gefahr in sich, auch die Selbstverschuldung weiter zu bestärken; ein Zusammenhang, den auch die Kulturwissenschaftlerin Silke Meyer im Kontext finanzieller Knappheit herausarbeitet (Meyer 2015). Auf Basis narrativer Interviews mit ver- und überschuldeten Menschen stellt sie fest, dass die »moralische Aufwertung« von *agency*, wie sie sich im Ausdruck des »Selberschaffens« auch bei Hilde Meyer widerspiegelt, für die Akteur\*innen zu einem »fatalen Schulden- und Schuldverständnis« führe, da es vor allem die strukturellen Bedingungen von Ver-

schuldung negiere. »Die narrative Konstruktion von *agency* entlastet zwar das Subjekt einerseits, zugleich belastet sie es auch mit der Eigenverantwortlichkeit« (ebd., S. 177), beschreibt Silke Meyer die empirisch beobachtete Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Ermächtigung über das Narrativ des »Selberschaffens« im Kontext ökonomischer Knappheit, welche das Feld der Verschuldung wie auch das der weiblichen Altersarmut gleichermaßen konstituiert.

Andererseits erfährt Hilde Meyer Handlungsmacht, indem sie im Verlauf des Forschungsprozesses Entscheidungen trifft. Sie erteilt nicht nur ihre Zustimmung das Porträt in die Projektpublikation aufzunehmen und ihren Fall öffentlich präsentieren zu dürfen, sondern verfügt auch, wie und in welcher Form dies geschehen darf. Ihre anonymisierte Alltagsrealität ist damit nicht nur Gegenstand der Forschung, sondern sie ist Co-Autorin ihres Porträts und wird damit zur Kollaborateurin im Rahmen des Forschungsprojekts, das gemeinsame Ziel verfolgend, zu einer Enttabuisierung weiblicher Altersarmut beizutragen. Die Anonymität erlaubt ihr, sich dem abwertenden Blick zu verweigern, der sie als schuldig stigmatisiert. Hilde Meyers konkrete Handlungsmacht liegt darin, das Schweigen bedingt zu brechen. Indem sie sich aktiv entscheidet wann, mit wem und unter welchen Bedingungen sie spricht und wann sie schweigt, erobert sie sich ein Stück weit ihre Sprecherinnenposition zurück. Auch weil sie sich dadurch als politisches, aktivistisches Subjekt erfährt und damit biografische Kontinuität herstellt, konstruiert sie sich letztlich als handlungsmächtig. Wenn das Subjekt im Blick eines anderen seine Souveränität verliert, weil dieser es immer nur reduziert auf einen Aspekt seiner komplexen Persönlichkeit wahrnehmen kann, um hier nochmal auf Sartres Gedanken zurückzukommen, dann kann der Moment, in dem sich Hilde Meyer bewusst entscheidet, sich selbst nicht zur Projektionsfläche moralischer Deutungen zu machen, als souveräner und ermächtigender Akt gelesen werden. Indem sie ihre Geschichte über das Forschungsprojekt sprechbar macht, sich aber geschützt durch die Anonymität den konkreten abwertenden Blicken anderer entzieht, behält sie ihre Souveränität.

Schweigen ist hier, wie ich gezeigt habe, ambivalent zu verstehen: Schweigen kann als Unsprechbarkeit gedeutet werden, als Ohnmacht, die durch den sozialen Ausschluss der Beschämung erzeugt wird. Schweigen im Sinne des anonymen Sprechens kann aber auch als aktive Strategie bewusst und zielgerichtet eingesetzt werden. Diese Ambivalenz, die sich hier affekttheoretisch aufspannt, handelt Hilde Meyer jedes Mal neu für sich

aus. Ihre Handlungsmacht bewegt sich dabei stets in einem Spannungsfeld zwischen der neoliberalen Anforderung, ihren emotionalen Zustand, sprich ihre »*ungute Gefühlsmischung*«, wie sie es nennt, selbstreflexiv und therapeutisch zu lösen, und der subversiven Strategie, durch anonymes Sprechen biografische Konsistenz sowie Solidarität herzustellen. Abschließend sind diese Momente der Handlungsmacht zu verstehen als kurze Fluchtpunkte, in denen sich Hilde Meyer der Unterwerfung verweigert. Zu fragen bleibt, ob durch diese Formen von *agency* auch der Modus jener sozialen Figuration bewegt werden kann, innerhalb derer sich die Scham konstituiert.

### 5.2.5 Zur alltäglichen und gesellschaftlichen Dramatik der Scham

AR: *Ich würde gerne noch mal zu deinem Gefühl der Scham zurückkehren.*

HM: *Da wo es wehtut.*

Zusammenfassend zeigt sich, wie Scham, Schuld und Schweigen gesellschaftlich eingebettet und miteinander verwoben sind und in ihrer Interdependenz zu bedingten Handlungsoptionen führen. Dass Armut schambesetzt und oft tabuisiert ist, hat die Armutsforschung vielfach belegt (siehe vorherige Ausführungen). Die empirische Analyse hat gezeigt, wie sich eine neoliberale Symbolik der Scham im Feld weiblicher Altersarmut konstituiert und was dies für das Subjekt bedeutet. Ich habe dargestellt, dass die Altersarmut insbesondere eine politisch sozialisierte, aufgeklärte und autonome weibliche Subjektposition insofern herausfordert, als dass diese durch die neoliberale Wendung feministischer Forderungen zum Scheitern verurteilt ist. Durch die Zeitlichkeit wird ein strukturell bedingter Widerspruch erzeugt, den sich Hilde Meyer einverleibt. Die alltägliche Dramatik der Altersarmut zeigt sich hier ein weiteres Mal affektiv als Scham und weist über die materielle Ungleichheit hinaus. In ihrer emotionalen Zerrissenheit findet Hilde Meyer keine Ruhe, oder vielmehr »keinen Ruhestand« als einstiges Versprechen der fordistischen Arbeitsgesellschaft. Dieser unauflösbare Widerspruch, in dem sich Hilde Meyer befindet, ist gesellschaftlich erzeugt, wird durch Beschämung unaussprechbar gemacht und verlagert sich in sie hinein. Scham verweist in ihrem Wesen so gesehen auf das Privateste, die Scham ist aber keine »*private matter*«, wie ich unter Punkt 2.3.3 bereits mit Sara Ahmed gesagt habe. Das Private ist politisch, so die zweite Frauenbewegung, zu der sich auch Hilde Meyer zugehörig fühlt. Ebenso ist auch

Scham politisch bzw. gesellschaftlich strukturiert, entzieht sich aber einer Politisierung. Scham funktioniert über die Entkoppelung der Individuen von anderen und das Isolieren des Selbst mit den eigenen schmerzhaften Gefühlen. Die Scham entwickelt ihre konkrete Wirkmacht also, indem sie Individuen abwertet, durch das Schweigen vereinzelt und wahrscheinlich gerade deshalb den Individualisierungstendenzen des Neoliberalismus so gut in die Karten spielt. Mit einer affekttheoretischen Perspektive erscheint Scham im Feld weiblicher Altersarmut als Modus und Movens (Bargetz 2013, S. 220) neoliberaler Machtverhältnisse. Scham, so könnte man weiter sagen, ist nicht nur, wie es die Philosophin Ágnes Heller einst feststellte, »ein gesellschaftlicher«, sondern ein neoliberaler »Affekt par excellence« (Heller 1980, 1985), da das Individuum im Rahmen neoliberaler Normen der Selbstverantwortung immer nur verlieren kann; der Neoliberalismus so gesehen Beschämung permanent erzeugt, weil das neoliberale Subjekt schon im Vorhinein zum Scheitern verurteilt ist.

»Indem ihr schweigt, schluckt und verschleiert, schont ihr uns nicht, sondern haltet uns in Unwissenheit. Privatisiert außerdem gesellschaftliches Unrecht – denn dass es euch nicht gut geht, bemerken wir, glauben aber, das habe rein persönliche Gründe.« (Stelling 2018, S. 216)

### 5.3 »Warum das Prekariat schweigt« – Neuauflage einer alten Fragestellung

Pierre Bourdieu stellt in seinem impulsgebenden Aufsatz »Prekarität ist überall« (1998) nicht nur die These auf, dass Prekarität als neuartige Herrschaftsform fungiere, die politisch gewollt sei, sondern verhandelt auch die bis heute viel rezitierte Frage, warum das Prekariat schweigt (Götz und Lemberger 2009a, S. 23–26). Prekarität beschreibt er dort als Zukunftsangst und Planungsunsicherheit aufgrund sozial entsicherter Arbeitsverhältnisse. Als irritierend empfand er die Beobachtung, dass sich unsichere Beschäftigungsverhältnisse zunehmend ausbreiteten und darüber hinaus in die alltägliche Lebensführung hineinwirkten, aber niemand Widerstand zu leisten schien. Eine politische Mobilisierung gegen prekäre Arbeits- und

Lebensbedingungen blieb – zumindest zum Zeitpunkt seiner Analyse<sup>129</sup> – aus. Schweigen, so meine Interpretation der Bourdieuschen Fragestellung, versteht er in erster Linie als eine kollektive Schweigsamkeit. Diese basiert nichtsdestotrotz auf dem Schweigen vieler einzelner und verhindert dadurch eine wirkmächtige Sprecher\*innenposition, die es vermag ein politisches Gegengewicht zu formieren und der voranschreitenden Prekariisierung regulierend entgegenzuwirken. Warum also schweigt das Prekariat? Die prekär Beschäftigten fürchteten sich davor, so Bourdieu, in noch unsicherere Verhältnisse abzudriften, weshalb sie nicht aufbehrten und sich gegen die unzumutbaren Arbeitsbedingungen wehrten. Er schreibt:

»Indem sie [die Prekarität, Anm. der Verf.] die Zukunft überhaupt im Ungewissen läßt, verwehrt sie den Betroffenen gleichzeitig jede rationale Vorwegnahme der Zukunft und vor allem jenes Mindestmaß an Hoffnung und Glauben an die Zukunft, das für eine vor allem kollektive Auflehnung gegen eine noch so unerträgliche Gegenwart notwendig ist.« (Bourdieu 1998a, S. 97)

Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang auch von Gefühlen der Ersetzbarkeit oder der permanenten Angst vor Arbeitslosigkeit und liefert damit implizit eine affekttheoretische Erklärung für das Schweigen des Prekariats. Affekte, die systematisch von Unternehmen und staatlichen Agenturen genutzt würden, um gezielt auszubeuten. Die Verknappung von sicheren Arbeitsplätzen positioniere die Arbeitnehmer\*innen in Konkurrenzverhältnisse zueinander, die jegliche Solidarität untereinander verunmöglichten. Da-

---

129 Im Jahre 2001 sollte sich ausgehend von Mailand eine Protestwelle gegen prekäre Verhältnisse in Bewegung setzen, die sich in den darauffolgenden Jahren mit über 100.000 Demonstrierenden auf zahlreiche europäische Städte ausweitete. Es formierten sich aktivistische Gruppierungen, die mit verschiedenen Aktionen und einem gemeinsamen Protesttag am 1. Mai dazu aufriefen, die zunehmende Prekarisierung von Arbeits- und Lebensverhältnissen zu kritisieren und politische Lösungen zu fordern. So sind nicht zuletzt auch die Begriffe der Prekarität und Prekarisierung, im Gegensatz zum Begriff der Exklusion, aus der sozialen Bewegung heraus entstanden. Losgelöst von identitären Zuschreibungen und basierend auf gemeinsamen Erfahrungen prekären Arbeitens und Lebens wurde beispielsweise mittels der Figuren der Santa Precario und Precaria versucht, politische Forderungen zu entwickeln. Motakef spricht in diesem Zusammenhang von Bourdieus Geistern, die er rief (Motakef 2015, S. 35). Er selbst, 2002 verstorben, konnte nichts mehr von den sogenannten EuroMayDay-Paraden mitbekommen. Der Höhepunkt der Proteste lässt sich rückwirkend um die Nullerjahre verorten. In diesem Zeitraum entstanden darüber hinaus diverse Forschungen, die sich der Bewegung aus unterschiedlichen Perspektiven annahmen (u. a. Hamm und Adolphs 2008, 2009; Hamm und Sutter 2010). Ab 2012 wurde es wieder still um die selbsternannten Prekariere. Hier lässt sich nur mutmaßen, dass die Heterogenität der Gruppe doch zu groß war, um einen langfristigen und nachhaltigen politischen Kampf zu führen.

mit zeigt Bourdieu indirekt, dass und wie diese neue Form des Regierens und Regiert-Werdens über Prekarität affektiv moderiert wird.

Als weiteres Argument dafür, warum kein oder nur punktuell kollektiver Widerstand erwächst, lässt sich außerdem die Heterogenität des Prekariats anführen (Standing 2015; Götz und Lemberger 2009a). Als gesellschaftsübergreifendes Phänomen kann Prekarisierung keiner spezifischen Gruppierung zugeordnet werden. Die Auswirkungen von Prekarisierungsprozessen sind derart verschieden, genau wie die Bewältigungsformen. Das Prekariat existiert sozusagen nicht, zumindest nicht im identitätspolitischen Sinne. Man könnte hier also fragen: Was hat eine von Armut betroffene Rentnerin mit einem prekär Beschäftigten Paketzusteller gemeinsam? Oder auch, um auf die unterschiedlichen sozialräumlichen Positionierungen innerhalb der hier konstruierten Gruppe »alter armer Frauen« zurückzukommen: Was hat eine migrantisierte, im informellen Sektor tätig gewesene Putzkraft mit einer ehemals gut situierten Hausfrau aus dem bürgerlichen Milieu und nun geschiedenen Rentnerin gemeinsam, außer dass sie mit ihrem monatlichen Renteneinkommen unterhalb der Armutgefährdungsschwelle liegen? Die Prekarier werden im sozialen Raum unterschiedlich positioniert, integriert, ein- und ausgeschlossen (Götz und Lemberger 2009a, S. 23), sodass sich die individuellen Problemlagen nur schwer kollektivieren und politisch mobilisieren lassen.<sup>130</sup> Der Wirtschaftswissenschaftler Guy Standing (2015) schreibt dieser neuen Klasse des Prekariats aufgrund ihres inhomogenen Charakters gar eine gesellschaftliche Explosivität zu. So seien diejenigen, die keine kollektive Stimme hätten, anfälliger dafür, sich populistischen und rechtsextremen Gruppierungen anzuschließen.<sup>131</sup>

Die analytischen Ausführungen unter Punkt 5.1 und 5.2 zeigen, dass auch das Feld weiblicher Altersarmut ein Feld des Schweigens ist. Schweigen entpuppt sich als komplexes und affektgeleitetes Handlungsmuster, innerhalb dessen Schamgefühle nur eine mögliche Ursache darstellen. Selbst das Motiv des Schweigens oder der Inhalt des Verschwiegenen müssen der Schweigenden nicht zwingendermaßen bewusst sein. So changiert das Schweigen als soziale Praxis zwischen affektivem Zwang und aktiver

---

130 Vgl. letzte Fußnote zu den EuroMayDay-Paraden, vor allem Hinweise zum Abklingen der Protestbewegung. Wie ließen sich beschriebene habituelle und sozialräumliche Unterschiede überwinden und die Gemeinsamkeiten kollektivieren, um sie politisch sprechbar zu machen? Dies wären nach wie vor zentrale, offene Fragen.

131 Zum Zusammenhang affektiver Implikationen des prekären Ruhestands und gesellschaftlicher Spaltungstendenzen siehe außerdem Kapitel 4.3.

bisweilen ermächtigender Handlungsstrategie. Die »Schweigsamkeit des Sozialen« (Hirschauer 2001) konstituiert sich, wie gezeigt wurde, nicht ausschließlich in einer Schwarz-Weiß-Logik im gegensätzlichen Sinne allumfassender Offenbarung auf der einen Seite und unbeirrbarer Verschwiegenheit auf der anderen. Vielmehr geht es um die Nuancen, die Grautöne dazwischen. Wem wird die eigene Altersarmut preisgegeben und wem nicht? Welche Rolle spielt der Zeitpunkt? Was wird erzählt und welche Aspekte werden möglicherweise weggelassen? Inwieweit schweigen Frauen auch, in der »Psyche der Macht« eingeschlossen, als dulddende Hausfrauen und Mütter? Warum wird Armut im Alter im öffentlichen Diskurs alarmierend problematisiert und im privaten oft tabuisiert? – So die zentralen Fragen, die durch die letzten Kapitel führten.

Die Bourdieuschen Thesen zum Schweigen des Prekariats lassen sich aufbauend auf den hier gewonnenen Erkenntnissen also weiterdenken. Erstens kann das individuelle Schweigen im Gegensatz zu Bourdieus Überlegungen auch als ermächtigende Praxis gedeutet werden. Die Schweigenden werden damit nicht auf eine passive, unterdrückte Rolle reduziert, sondern treten als aktiv Handelnde auf das Spielfeld. Ob das selbstermächtigende Schweigen auch auf soziale Ungleichheitsverhältnisse zurückwirkt, bleibt kritisch zu hinterfragen. Zweitens kann im Anschluss an die vorgelegte Analyse auch das Spektrum der affektiven Ursachen für eine kollektive Verschwiegenheit erweitert werden. Prekarisierte Alltagsarrangements sind im Feld weiblicher Altersarmut die Folge finanzieller Knappheit, Planungsunsicherheit und große Zukunftsängste davor, wie lange das fein austarierte System der Alltagsbewältigung noch standhält. Sie sind hier ebenso zentral wie bei Bourdieus prekär Beschäftigten. Und auch hier lässt sich – Stand heute – empirisch beobachten, dass es kein oder kaum Aufbegehren gegen die Institutionalisierung weiblicher Altersarmut gibt; auch hier lässt sich feststellen, dass eine flächendeckende Solidarisierung Betroffener, ein Aufstand von unten, nicht realistisch erscheint; wenn auch im Rahmen dieser Forschung niedrigschwellige Aktionen und Formate (teilnehmend) beobachtet werden konnten, die mit dem Ziel der Enttabuisierung und Politisierung punktuell die soziale Schweigsamkeit zu durchbrechen schienen. Anders als bei Bourdieus Arbeiter\*innen geht es im hier untersuchten Feld aber nicht zentral um die Angst davor, seinen Job zu verlieren – auch wenn dieser Aspekt durchaus vorkommt. Nichtsdestotrotz sind, wie ich gezeigt habe, auch hier Affekte im Spiel. Betroffene schämen sich, weil sie selbst nicht ausreichend vorgesorgt haben, weil sie mit dem geschiedenen Mann

schlecht verhandelt haben, weil sie sich verkalkuliert haben oder auch, weil sie jetzt auf einen »Vater« Staat angewiesen sind, dem sie kritisch gegenüberstehen. Das Schuld-Narrativ zeigt sich hier als einer der zentralen Gründe für die verschämte Altersarmut.<sup>132</sup> Die Scham isoliert ihr Subjekt und zwingt es durch Beschämung zum Schweigen. Gespräche waren zudem bedrückend, die Betroffenen blicken melancholisch in ihre Zukunft. Melancholie identifiziere ich als Indikator für ein im Unterbewusstsein versperrtes Begehren danach, abhängig und gleichzeitig sorglos sein zu dürfen. Gerade diese familiäre Angewiesenheit ist im bürgerlich-mütterlichen Ideal jedoch ausgeschlossen, das stets dem Credo »Mehr Geben als Nehmen« folgt; Altersarmut erwirkt jedoch in vielen Fällen eine zunehmende Abhängigkeit von der Familie. Mütterlichkeit und familiäre Netzwerke zeigen sich daher weniger als Kapital im Umgang mit Altersarmut denn als zusätzliche Belastung, die für die Betroffenen jedoch nicht als solche benennbar ist, sich aber in Form von Schwermut über das Gemüt legt. Weil die Melancholie den Gegenstand der Schwere ins Unterbewusste verdrängt, lässt sie auch ihr Subjekt nicht sprechen. Mütterlichkeit als Konzept der Sorge für andere befeuert das Schweigen über Armut und gibt diesem eine spezifische »weibliche« Note.

Auch wenn die Mechanismen der Schweigsamkeit hier in unterschiedlicher Weise wirken, führen sie dennoch zum selben Ergebnis. Beiden Affekten, der Scham wie der Melancholie, liegt eine vergeschlechtlichte Strukturierung zugrunde, die das weibliche Subjekt in je spezifischer Weise in der Konfrontation mit armutsbedingter Verunsicherung verstummen lässt und damit gesellschaftlich isoliert. Das melancholische Subjekt, in dem hier untersuchten Fall das prekarierte mütterliche Subjekt, ist wie das beschämte emanzipierte Subjekt eines, das in der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen auf sich selbst zurückgeworfen wird. Isolation und Vereinzelung sind die Folgen. Scham und Melancholie sind aber keine individuellen, sondern durch gesellschaftliche Verhältnis-

---

132 Wie ich unter Punkt 3.2.5 ausführlich dargestellt habe, ist davon auszugehen, dass ein schamhafteter Umgang mit Altersarmut auch das für diese Studie zugrundeliegende Sample begrenzte. Wo das konsequente Verschweigen der prekären Lebensverhältnisse als unmittelbare Folge der Scham zu Tage tritt, bleibt die Unsichtbarkeit der ihr zugrundeliegenden Perspektive zurück. Auch in qualitativen Forschungskonzepten entsteht hier eine Leerstelle. Grundlage der Analysen waren demnach nur diejenigen Subjektpositionen, aus denen heraus sich zumindest für ein Sprechen im Kontext des Forschungsprojekts entschieden wurde, warum auch die Gründe der Scham hier nur annähernd erfasst werden konnten.

se hervorgebrachte Gefühle. Sie schreiben sich in spezifisch weiblich prekarierte Subjektpositionen ein, verwehren eine kollektive Sprechbarkeit über Altersarmut und tragen damit zur Persistenz sozialer Ungleichheitsverhältnisse bei. Ein möglicher Auf- oder Widerstand gegen prekäre Verhältnisse wird auch im Feld weiblicher Altersarmut affektiv erschwert und verschwindet meist in der Schweigsamkeit des Sozialen. Zwar kann das konstatierte kollektive Schweigen sicherlich auch auf die Heterogenität der sozialen Positionierungen altersarmer Frauen zurückgeführt werden. Eine explizit affekttheoretische Perspektive, kann hier jedoch Neues ans Licht bringen und Bourdieus Thesen ergänzen. Inwiefern dieses Affektregime auch politisch gewollt ist, lässt sich an dieser Stelle lediglich in Ausblick stellen.

## 6. Verkörperungen

### 6.1 Existenzielle Ängste und Hoffnung

#### 6.1.1 »Gott, was kommt jetzt daher? Was passiert mir alles?« – Ethnografisches Porträt<sup>133</sup>

*DB: Es muss schnell gehen. Ich habe auch sehr viele Schlafstörungen. Also [ich] sage. Wo ich Angst habe, wenn ich ins Bett gehe. Ja, da habe ich schon manchmal Schwierigkeiten.*

*AR: Angst wovor?*

*DB: Das weiß ich nicht. Das kann ich nicht sagen. Dass ich vielleicht nicht mehr aufstehe. Ich weißes nicht. Aber das habe ich schon. Aber wenn ich dann einschlafe, bin ich dann [am] anderen Tag wach und sage: »Hoppla, bist doch wieder aufgewacht.«*

Dagmar Bergers Schlafzimmer ist der kleinste Raum ihrer Dreizimmerwohnung in einer Münchner Siedlung für Soziales Wohnen. Das Bett, 90 Zentimeter breit, steht an der einen Wand, an der anderen ein Einbauschränk entlang des gesamten Zimmers. Dieser ist voller Kleider, die sie mir stolz präsentiert, hauptsächlich von ihrer verstorbenen Mutter oder selbstgenähte Trachtenmode ihrer Schwester. Über dem Bett ist ein Holzbrett angebracht, auf dem unzählige Puppen, allesamt Geschenke ihrer Tante, sitzen und ihren Schlaf bewachen. Dagmar Berger zeigt mir auch das kleine Bad direkt

---

133 Das nachfolgende ethnografische Porträt ist eine leicht überarbeitete Fassung des Textes »Was kostet der Tod? Ein Leben mit Schulden« (Rau 2019e), der erstmals im Sammelband »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen« (Götz 2019a) erschienen ist. Das Porträt basiert auf zwei Interviews mit Dagmar Berger sowie mehreren informellen Telefonaten. Das erste Interview führte ich am 08.07.15 in einer karitativen Einrichtung des Landesverbands »Bayerisches Rotes Kreuz«. Für das zweite Interview am 18.03.16 durfte ich Dagmar Berger in ihrer Wohnung besuchen.

gegenüber dem Schlafzimmer und am Ende des Ganges ein weiteres Zimmer, das früher ihre mittlerweile erwachsene Tochter bewohnt hat. Dieses dient ihr heute als Abstell- und Bügelkammer. Am meisten hält sie sich jedoch im Wohnbereich auf, dem größten Zimmer mit integrierter Küchenzeile, von dem aus man außerdem noch auf einen kleinen Balkon gelangt, den sie hauptsächlich zum Rauchen nutzt. Die meisten Gegenstände in der Wohnung sind Geschenke oder Erbstücke der Mutter. So auch das Sofa, auf dem wir uns im März 2016 unterhalten. Dort erzählt sie mir, dass sie seit einer Zwangsäumung vor etlichen Jahren überschuldet ist, weil sie die Miete von ihrem Gehalt nicht bezahlen konnte, und dass sie heute Grundsicherung bezieht. Durch diese werden auch ihre Miet- und Heizkosten abgedeckt. Eigentlich sei die Wohnung zu groß für sie allein, aber bis jetzt sei ihre Sachbearbeiterin kulant gewesen, da sie hier schon über 20 Jahre wohne. Der Fernseher, der im Hintergrund läuft, ist ein Geschenk ihres Lebensgefährten, wie sie betont. Hierfür habe er ihr extra den Kaufvertrag gegeben, denn im Falle einer Wohnungsbesichtigung des Gerichtsvollziehers könne der Fernseher sonst gepfändet werden, so ihre Angst: *»Ich habe ja einen Offenbarungseid gemacht. Erst vor kurzem war ich wieder dort. [...] Ja, dass ich, zahlungsunfähig bin. Aber nicht, weil ich nicht mag, sondern weil ich einfach nicht kann.«* Ihre finanziellen Mittel sind beschränkt und somit ihre Möglichkeiten, das Leben bis zu dessen Ende würdevoll zu gestalten. Gerade die Frage, wie sie wohl einmal sterben wird, ist für die 75-Jährige in letzter Zeit drängender geworden.

Ich treffe Frau Berger bereits zum zweiten Mal. Unsere erste Begegnung fand ein dreiviertel Jahr zuvor in einer nahegelegenen sozialen Einrichtung, der sogenannten »Offenen Altenhilfe« des Landesverbandes »Bayerisches Rotes Kreuz« statt, in der sie diverse Angebote nutzt, sich Unterstützung holt und mindestens einmal die Woche zum Mittagessen geht. Beim ersten Treffen stellte sie sich folgendermaßen vor:

*»Ich bin die Frau Berger, geborene Kaiser. Bin 1941 hier in München geboren. Habe 1959 geheiratet, 1961 eine Tochter geboren, 1963 einen Sohn. [...] Und dann sind die Schicksalsschläge losgegangen. Meinen Sohn haben Sie dann mitgenommen, zum Kegeln[n]. Da sagte er: »Kugel auf den Kopf.« [...] Der wird jetzt 51 Jahre. Ist schwerstbehindert. [...] Dann haben die Schicksalsschläge angefangen. Dann habe ich einen Bekannten gehabt, von dem habe ich mehr Schläge gekriegt, als was zu essen. Etliche Narben und so. Ach, und dann sind auch die Krankheiten losgegangen. [...] Ach Gott. [...] Ja, dann habe ich das Trinken angefangen. Ich war dann ganz schwere Alkoholikerin. Das habe ich jetzt aber alles im Griff. Und ja, meine Tochter ist überwiegend bei meiner Schwester groß geworden. Ich war ja in der Arbeit. Weil, ich war ja in der Gastronomie. In der Früh um zehn bis auf die Nacht zwei, drei. Ja, dann habe ich, wie gesagt, mit Krankheiten angefangen. Habe ich Brustkrebs gekriegt. Ich habe dann auch abgenommen. Habe dann innerhalb von vier Wochen, zwei Herzinfarkte gehabt. Ist*

*aber jetzt erst in den letzten vier, fünf Jahren. Da war ich siebzig. Ja, und wie gesagt, das Trinken habe ich aufgegeben, bloß das Rauchen habe ich nicht geschafft.»*

Wenn Dagmar Berger über sich und ihr Leben spricht, dann dominieren die tragischen Momente. In ihrer schweren Kindheit kümmerte sie sich vor allem um die Schwester, da die Mutter, täglich vielbeschäftigt, versuchte, die kleine Familie durchzubringen, nachdem der autoritäre Vater sie verlassen hatte. Es folgte ein nicht minder autoritärer Ehemann. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor. Ihren Unterhalt versuchte sie das gesamte Erwerbsleben hindurch als Kellnerin zu bestreiten – in einem Arbeitsumfeld, das ihr auch den Weg aus der Alkoholsucht erschwerte, die letztlich auch zu ihrer großen Krise und Überschuldung beigetragen hatte.

Der Kegelunfall des Sohnes sei der Beginn einer Reihe von Schicksalsschlägen gewesen, die ihr weiteres Leben folgenreich durchzogen. Gesehen habe sie ihn das letzte Mal, als dieser acht Jahre alt war, zunächst habe der Vater den Kontakt zwischen Mutter und Sohn zu verhindern gewusst, später sei sie psychisch zu labil gewesen, um sich einem Wiedersehen zu stellen. Nach dem Unfall des Sohnes kam es einige Jahre später zur Scheidung. Ihr Ex-Mann zog nach Norddeutschland und nahm den Sohn mit, ein weiteres einschneidendes Erlebnis für die bereits alkoholranke Dagmar Berger:

*»Das war ganz böse. War auch bei einem Psychologen. [...] da war eine Nervenklinik. Und irgendwie muss mir das einmal zu viel geworden sein. Weil, bei mir war das so schlimm. Ich habe dann in meinem Suff, mit der Hand das Fenster rausgehauen. Also ich habe da durchgedreht. Das war in der Zeit, wo der Erich [Dagmar Bergers Exmann, Anm. d. Verf.] den Thomas [Dagmar Bergers Sohn, Anm. d. Verf.] mitgenommen hat und dann habe ich eine Zwangsräumung gehabt. Ich konnte ja die Miete dann nicht mehr zahlen.«*

Nach ihrem Zusammenbruch erhielt Dagmar Berger Wohngeld und die Sozialwohnung, in der sie heute noch lebt. Sie blieb alleine mit der Tochter zurück. Immer wieder versuchte sie, ihren Sohn zu sehen, doch sein Vater ermöglichte dies nicht. Warum, bleibt in unserem Gespräch offen.

Dagmar Berger kam wieder auf die Beine und verbrachte ihre Tage vor allem damit, den Lebensunterhalt für sich und ihre Tochter zu verdienen. Bis vor einigen Jahren arbeitete sie als Kellnerin. Als junge Frau hatte sie eine Ausbildung als Servicekraft im Bayerischen Hof absolviert. Sich im gehobenen Restaurant-Segment zu etablieren, war ihr jedoch nicht möglich. Vielmehr hielt sie sich nach der Ausbildung mit dem wenigen Trinkgeld und den schlecht bezahlten Jobs in kleinen Eckkneipen über Wasser. Mit 60 erhielt Dagmar Berger eine teilweise Erwerbsminderungsrente, da sich ihr Gesund-

heitszustand verschlechtert hatte, und sie arbeitete nur noch stundenweise. Diese Erwerbsminderung kostete sie jedoch Rentenpunkte. Im Jahr 2016 erhielt sie lediglich 279 Euro eigene Altersrente aus versicherungspflichtiger Erwerbstätigkeit. Die Mütterrente für ihre beiden Kinder, die sie seit 2014 zusätzlich bekommt, ist hier bereits inkludiert. Dass sie ihr gesamtes Leben in der Gastronomie tätig war und, wie in dieser Branche früher nicht ungewöhnlich, nicht immer korrekt angemeldet wurde, erklärt überdies ihre kleine Rente. Diese stockt sie mit Grundsicherung auf.

Seit ihrem Zusammenbruch in jüngeren Jahren konnte Dagmar Berger ihren Lebensunterhalt irgendwie – aus einer Kombination aus Wohngeld, Kellnern und der teilweisen Erwerbsminderungsrente – bestreiten, ihre Schulden konnte sie jedoch nie vollständig begleichen. Sozialleistungen sind nicht pfändbar und mit ihrem Kellnerinnengehalt blieb sie immer unter der Pfändungsfreigrenze. Da Rente und Aufstockung kaum zum Leben reichten, stand sie dann auch nach ihrem 65. Lebensjahr weiter hinter der Theke: *»Habe noch stundenweise ein bisschen schwarz gearbeitet. Ja. Ich wäre ja sonst nicht über die Runden gekommen.«* Eigentlich hätte sie diesen Zuverdienst beim Sozialamt angeben müssen, doch diese Problematik erübrigte sich von selbst. Denn nach dem zweiten Herzinfarkt gab sie ihre Arbeit ganz auf. Da war sie 70 Jahre alt.

Kurz davor lernte sie ihren jetzigen Lebensgefährten kennen, er war Gast in jener Kneipe, in der sie damals arbeitete. Er sei im gleichen Alter, *»pensionierter«* Psychologe und nehme einen wichtigen Platz in ihrem jetzigen Leben ein.

*»Und wie gesagt, wenn ich den Franz nicht hätte, dann täte es schon böse ausschauen. Weil [...] ich wüsste nicht, ob ich noch dasitzen täte, oder schon irgendwo untergegangen wäre.«*

Mit ihm unternimmt sie gelegentlich Ausflüge ins Münchner Umland. Franz lädt sie ein; sie selbst könnte sich diese kurzen Tagesreisen, von denen sie schwärmt, nicht leisten. Auch wenn sie keine Wohnung teilen, verbringen sie die meiste Zeit ihres Alltags zusammen. Meistens sitzen sie auf der Couch; er sieht fern und Dagmar Berger spielt Kartenspiele auf dem Computer, den er ihr besorgt und eingerichtet hat. Mit ihrem Partner habe sie das erste Mal in ihrem Leben erfahren, wie es ist, Zuwendung zu bekommen, er helfe ihr in den Mantel oder reiche ihr die Hand beim Aussteigen aus der Tram:

*»Das war eine Umstellung, das kann ich gar nicht sagen. Ja, Sie lachen, aber wenn du das nicht kennst. Das ist schlimm. Das ist ganz schlimm. Heute noch.«*

Dagmar Berger holt eine Fotokollage, die prominent an der Wand neben dem Fernseher hängt. Bilder ihres 75. Geburtstages, den sie gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten gefeiert hat. Zu sehen ist eine kleine Runde. Auch wenn Franz an diesem Tag an ihrer Seite war, war der 75. für Dagmar Berger ein sehr schwieriger Geburtstag, denn er symbolisiert für sie das Altwerden und in letzter Konsequenz auch das Sterben. Diesem blickt sie ungewiss und der Zukunft überhaupt angstvoll entgegen:

*»Wer weiß, was noch alles zukommt auf einen. Jetzt ist, war sehr schwer, wie ich jetzt 75 geworden bin, war es sehr schwer. Acht Tage vorher schon gekämpft, mit mir selber. Habe ich gesagt: »Gott, was kommt jetzt daher? Was passiert mir alles? Das hast du hinter dir, das kann doch bloß noch schlimmer werden.« Ich habe richtig zu kämpfen gehabt, dass sie [Sozialarbeiterinnen der »Offenen Altenhilfe«, Anm. d. Verf.] zu mir gesagt haben: »Frau Berger, bitte seien Sie so gut und gehen Sie zum Psychiater.« [...] So hat das gearbeitet mit mir. Ich wollte das gar nicht aber ich habe da Schwierigkeiten gehabt. [...] Ja, die 75 hat mich so gestört. [lacht] Da habe ich gesagt: »[...] Was kommt denn hier, wie lange lebst du noch? [...] Wie stirbst du?«*

Dagmar Berger hat genaue Vorstellungen davon, wie sie nicht sterben möchte. Auf gar keinen Fall möchte sie abhängig sein und alleine »dahinvegetieren«. Von anderen ihr fremden Menschen gepflegt zu werden, ist ihr ein Horror. Diese Negativbilder eines langsamen, einsamen und schmerzvollen Sterbens speist sie aus Erfahrungen ihres Umfelds. Erst kürzlich wurde ihre Nachbarin, die nur einige Jahre älter war, von einem dreiwöchigen Krankenhausaufenthalt zurückgebracht:

*»Die haben sie rauftragen müssen. Die kann nicht mehr laufen. Jetzt liegt sie im Bett drin. Tochter kümmert sich nicht mehr. [...] Jetzt kümmert sich der Sohn. [...] Jetzt fährt er alle Tag her, ganz kurz, wenn er Zeit hat. [...] Und jetzt ist sie den ganzen Tag alleine da drüben. [...] früher hat sie mal aufgemacht, wenn ich rübergegangen bin oder geklingelt habe. Jetzt kann sie nicht mehr aufstehen und kann nicht einmal die Tür aufmachen. [...] Nein, das, nein, nein. Das möchte ich nicht.«*

Dagmar Berger berichtet außerdem von dem langen Leidensweg eines Bekannten aus der »Offenen Altenhilfe«, der vor kurzem gestorben sei. Sie erinnert sich daran, dass er so nicht mehr leben wollte, daran, wie er zusammenbrach und nicht mehr laufen konnte, wie er vom Krankenhaus zur Reha und zunächst wieder nach Hause gebracht, dann jedoch wieder ins Krankenhaus eingeliefert wurde und dort schließlich verstarb. »Ich sag Ihnen, nein, das möchte ich nicht.« Deswegen hat sie auch eine Patientenverfügung abgeschlossen, die sie immer bei sich trägt:

»[...] Ich möchte keine Pflege haben. Das habe ich auch schriftlich in meiner Tasche drin. Keine Pflege, weil das täte ich nicht packen. Waschen und Füttern und nein. Der Typ Mensch bin ich nicht. [...] Das finde ich furchtbar.«

Zu viel Zeit ihres Lebens habe sie schon in Krankenhäusern verbracht. Wenn das Ende komme, solle es schnell kommen. Diese Orte, »wo die Kranken drin sind oder die noch Lebenden«, möchte sie möglichst vermeiden. Der Zustand des Gerade-Noch-Lebens, des abhängigen Überlebens, ist für sie schlimmer als der Tod.

Selbst die Nutzung von technischen Hilfsmitteln kommt für Dagmar Berger nicht in Frage, auch wenn der Arzt ihr dies mehrmals empfohlen hat:

»Ich wohne im ersten Stock. Der Doktor hat auch gesagt: ›Frau Berger, schaffen sie es noch oder soll ich einen Wagen...‹ – ›Ich, einen Wagen?‹ Dann hat er gesagt: ›Sie kriegen einen Badewannenheber.‹ Weil rein komme ich, aber raus komme ich nicht mehr, weil ich Angst habe, dass ich ausrutsche. Sagte er ohne Weiteres: ›Ich verschreibe Ihnen das, ohne Weiteres kriegen Sie das.‹ [...] Und ich meine: ›Ich und einen Badewannenheber? Oh nein!‹ [lacht.]«

Dagmar Berger nimmt ihre Eigensinnigkeit, wie sie es nennt, mit Humor. Sie will keinerlei Hilfsmittel benutzen, die nach außen hin ihre körperliche Zerbrechlichkeit symbolisieren, den Prozess des Alterns sichtbar machen und damit auch den Tod ins Bewusstsein rücken. Auch einen Gehstock, den der Arzt ihr verschreiben wollte, lehnt sie ab. In dieser Sache sei sie wie ihre Mutter, stellt sie schmunzelnd fest:

»Also die hätte bestimmt einen Stock gebraucht, [...] aber: ›Nein. Sag, spinnst denn du, was meinst du denn was die Leute sagen, wenn Frau Oberreiter mit einem Stock ankommt?‹«

Überhaupt scheint die Mutter für sie in vielerlei Hinsicht ein Vorbild zu sein. »Mutti« nennt sie sie liebevoll, wenn sie von ihr spricht. Wie schon bei unserem ersten Gespräch in der sozialen Einrichtung erzählt sie mir vom Sterben der Mutter. Wie diese wolle sie auch einfach »die Augen zumachen«. Fast wie auswendig gelernt gibt sie den Verlauf Wort für Wort wieder, als ob die bloße Wiederholung der Geschichte ihren Wunsch erfüllen könnte, einen ähnlich schönen Tod zu finden:

»Und dann denke ich immer an meine Mutti. [...] Und dann ist sie ins Krankenhaus gekommen, mit ihrem Alzheimer. [...] Und dann liegt sie im Bett drin, dann sagt sie zu meinem Schwager: ›Sag mal, hast du eine Maß Bier für mich?‹ ›Freilich, hat er gesagt, ›Oma‹. Und der hat Oma gesagt zu ihr. ›Sicher habe ich‹ und dann haben sie ihr so ein kleines Glas gegeben mit so viel Bier drin. Hat sie das getrunken und dann hat sie gesagt: ›Manfred, hast du auch einen Schnaps für mich?‹ Sagt er: ›Freilich, Oma, habe ich für dich einen Schnaps.‹ Dann hat er ihr die Lippen vollgeschmiert, die hat sie dann abgeschleckt und dann hat sie gesagt: ›So, und jetzt schleicht's euch, jetzt geht in euer Bett,«

*hat sie gesagt, weil sie hat das nicht mehr registriert. Sagt sie: »Jetzt bin ich besoffen, jetzt mag ich schlafen.« Und dann sind meine Schwester und Manfred gegangen, und wie sie dann draußen waren und haben die Wohnungstür aufgesperrt, ist das Telefon gegangen. War die Ärztin dran, hat gesagt: »Die Frau Oberreiter hat die Augen zugemacht.« Es war ihr letzter Wunsch und den haben wir ihr erfüllt. Und so schnell möchte ich das auch. Dass ich einfach auf einen anderen Menschen nicht mehr angewiesen bin. Und das macht mir Sorgen. Das macht mir ganz, ganz große Sorgen.«*

Dagmar Berger will selbstbestimmt sterben. Zu oft in ihrem Leben fand sie sich in einer Situation wieder, die sie ohnmächtig hinnehmen musste, seien es die vielen Schicksalsschläge, die Autorität des Vaters und des geschiedenen Ehemanns oder ihre beruflichen Möglichkeiten. »Das war damals so, so war die Erziehung«, reflektiert sie heute. Zum Nachdenken sei neben den vielen Jobs ohnehin keine Zeit geblieben, das könne sie erst jetzt, seit sie im Ruhestand ist. Wenn schon nicht das Leben, will sie zumindest das Sterben im Rahmen des (finanziell) Machbaren beeinflussen. So will sie die Kosten der Beerdigung übernehmen. Sie möchte nicht, dass ihre Tochter, die selbst ein bescheidenes Leben führt, am Ende dafür aufkommen muss. Hinterlassen wird sie ihr nichts. Und auch hier ist es der Lebensgefährte, der sie in diesem Fall unterstützt. Aus Angst vor einer Pfändung gibt sie ihm jeden Monat 26 Euro in bar, die er für sie in eine Sterbegeldversicherung einzahlt; ein informeller Weg, den sie glaubt, gehen zu müssen.

Dagmar Bergers Vorstellungen vom Sterben, trotz eines spät gefundenen Partners als Stütze, sind somit auch geprägt durch Denkmöglichkeiten und Erfahrungen, die keine rein subjektiven oder zufälligen sind, sondern durch das Hineingestelltsein in den sozialen Raum geprägt wurden. Ihre Ängste haben nicht zuletzt mit ihrer Position im Leben zu tun: Sie fürchtet, so sterben zu müssen, wie sie gelebt hat – in mancher Hinsicht einsam und arm, schicksalhaft, wie sie so oft betont. Das Wissen um institutionelle Hilfen des Sozialstaates und der modernen Medizin, die Linderungen der Palliativmedizin und kostenlose Hospize scheinen aus dieser marginalisierten gesellschaftlichen Positionierung unzugänglich. Dies spiegeln ihre eindrücklichen Beispielgeschichten vom hässlichen Tod, dem sie den schönen Tod ihrer eigenen Mutter entgegenstellt. Es bleibt die Ambivalenz des Älterwerdens, einerseits zu wissen, dass das Ende des Lebens sicher näher rückt und andererseits nicht zu wissen, was das Alter bringt oder wie alt man wird. Eine Unsicherheit, der sich Dagmar Berger bewusst ist, und die sie nachts nicht schlafen lässt. Eine Unsicherheit, der sie sich dennoch in gewisser Weise selbstbestimmt entgegenstellt. Indem sie, solange es geht, auf technische Hilfsmittel, den Badewannenheber oder Gehstock – die Insignien des Ver-

falls – verzichtet; indem sie generell versucht, sich einzurichten mit dem Wenigen, was sich mit Grundsicherung machen lässt.

Dagmar Berger begleitet mich zur Tür. Wir verabschieden uns. Beim Gehen streift mein Blick die Tür der Nachbarin und kurz denke ich daran, wie sie dort in ihrer Wohnung im Bett liegt. Ich denke auch daran, wie Dagmar Berger später womöglich mit ihrem Lebensgefährten gemeinsam im Wohnzimmer auf der Couch sitzen und von unserem Gespräch erzählen wird, wie er sich wieder verabschieden wird, wie Dagmar Berger sich zu den Puppen ins Schlafzimmer legen und mit dem Wunsch einschlafen wird:

*»Wenn es heute so weit ist, dann möchte ich schon, dass es schnell geht. [...] Da möchte ich dann lieber die Augen zumachen.«*

### 6.1.2 Zur Feldspezifik von Körperlichkeit

Dagmar Berger strukturiert ihre Lebensgeschichte entlang des Körpers. Gesundheit und Krankheit dominieren ihre Selbsterzählung. Sie thematisiert ihre Zukunft über den Körper, wenn sie beispielsweise vom Dahinvegetieren oder vom Sterben spricht, wie auch ihre Vergangenheit, die sich auf Erinnerungen an ihren Alkoholmissbrauch, ihre mehrfach erlittenen Herzinfarkte und Angstzustände, die vielen Krankenhausaufenthalte, durchgeführten Operationen, psychiatrischen Behandlungen sowie langandauernde Medikamenteneinnahme stützt. Dagmar Berger verhandelt körperbedingte Möglichkeiten und Grenzen, nach dem Renteneintritt weiterzuarbeiten, sowie den eigenen Körper zu bearbeiten, sei es durch das Ablehnen altersspezifischer Unterstützungstechnologien oder das Hinterfragen ihres Gesundheitsverhaltens. Nicht zuletzt problematisiert sie auch den Zusammenhang zwischen ihrer finanziellen Knappheit und ihrem körperlichen Zustand, wenn sie ihr endgültiges Ausscheiden aus dem Arbeitsmarkt im Alter von 70 mit ihrem zweiten Herzinfarkt begründet. Die Verletzlichkeit des Körpers lässt sich in diesem Fallbeispiel als Zentrum narrativer Identität identifizieren. Dagmar Berger war zum Zeitpunkt des Interviews 75 Jahre alt. Die Respondentin bezog Grundsicherung im Alter, war verschuldet und befand sich seit mehreren Jahren in einem Privatinsolvenzverfahren. Ihr Lebensverlauf folgt einer weiblichen Mittelschichtsnormalbiografie nur insofern, als auch für Berger die Ehe sowie Mutterschaft als unhinterfragte Institutionen galten. Anders als Mittelschichtsfrauen war Berger aufgrund

ihrer gesellschaftlichen Positionierung jedoch gezwungen, trotz Kindern und Carverpflichtungen ständig zu arbeiten und die Betreuung der Kinder innerfamiliär (Schwester, Mutter) zu organisieren. Armut trotz intensivem Arbeitseinsatz ist charakteristisch für dieses Milieu, das meist durch Arbeit im Niedriglohnsektor bestimmt wird. Berger lebt dementsprechend nicht erst seit Eintritt in den Ruhestand in Armut. Die ehemalige Servicekraft war schon vorher auf aufstockende Sozialleistungen angewiesen und ist biografisch einem deprivilegierten Arbeiter\*innenmilieu zuzuordnen.

Vielen Gesprächspartnerinnen dient der Körper als Bezugspunkt, um die erfahrene Armutssituation zu verhandeln. Als induktiv gewonnener Kode gibt der Körper im vorliegenden Kapitel eine weitere Blickrichtung auf das Feld der weiblichen Altersarmut vor; so formierten sich im empirischen Material um die Kategorie »Körper« eine Vielzahl an Narrativen und Handlungsweisen (Götz et al. 2017, S. 63–66; Götz 2017, S. 117 f.). In Anlehnung an Robert Gugutzer verstehe ich den Körper als Produzenten und Produkt von Gesellschaft (Gugutzer 2004, S. 6). »Was immer wir mit unserem Körper tun«, so Gugutzer, »wie wir mit ihm umgehen, wie wir ihn einsetzen, welche Einstellungen wir zu ihm haben, wie wir ihn bewerten, empfinden und welche Bedeutung wir dem Körper zuschreiben, all das ist geprägt von der Gesellschaft und der Kultur in der wir leben« (ebd., S. 5). Dass die Befragten ihren Körper von sich aus thematisierten, ist zunächst nicht als Besonderheit – als neuartiger Befund – einzuordnen, sondern lässt sich darauf zurückführen, dass Körper in der Moderne an reflexiver Bedeutung gewonnen haben (Villa 2008, S. 254–260). Angetrieben durch die zweite Welle der Frauenbewegung wurde die Verfügbarkeit von Körpern neu verhandelt und rückte damit ins gesellschaftliche Bewusstsein. Im Zuge neoliberaler Diskursverschiebungen verpuffte jedoch das emanzipatorische Moment, »Frau« über den eigenen Körper zu sein. Wie Paula-Irene Villa feststellt, wurden die neuen Besitzansprüche (u. a. symbolisiert durch den Slogan »Mein Bauch gehört mir«) – aus feministischer Perspektive sicherlich unbeabsichtigt – in eine »Rohstoffisierung« (ebd., S. 254) des Körpers verkehrt. Der Körper wurde zur Ressource und seine Optimierung im Rahmen des neoliberalen Gesundheitsimperativs (Schroeter 2007; Schroeter und Zimmermann 2012) zur Selbstverantwortung deklariert. Nicht zuletzt kann die Thematisierung des Körpers im untersuchten Feld auch als Altersspezifik gedeutet werden. So hat die Altersforschung mehrfach belegt, dass der Körper eine zentrale Dimension im Alter darstellt, die sich maßgeblich auf das Wohlbefinden und die Handlungsspielräume älterer Menschen

auswirkt (Backes und Clemens 2013, S. 214 f.). Der Körper zeigt sich im Alter als Prekaritätsfaktor, mit dem Betroffene ganz unabhängig von finanziellen Ressourcen aufgrund physiologischer Alternsprozesse und potenzieller Alterskrankheiten (ebd., S. 215) mehr oder weniger konfrontiert sind. Wenn also das Verhandeln und Bearbeiten der Armutssituation auch und sogar zu großen Teilen über Körperlichkeit moderiert wird, dann ist dies einerseits mit der Reflexivierung des Körpers in der Moderne sowie mit allgemeinen Krankheitsdispositionen im Alter zu begründen.

Wie ich nachfolgend zeigen werde, lassen sich die im Sample identifizierten narrativen wie praxeologischen Körperbezüge andererseits auch auf eine Feldspezifik zurückführen, die sich im weiblich gealterten Körper materialisiert und nicht nur den Umgang mit diesem strukturiert und begrenzt, sondern auch das Bewusstsein und Empfinden über den eigenen Körper formt. Gerade die Verquickung von feminisiert kodierten Körpererfahrungen und finanzieller Unsicherheit im Alter, so die übergreifende These des Kapitels, fördert die Körper der Akteurinnen in besonderem Maße als prekäre Körper zu Tage. Mit dieser Perspektivierung folge ich der Annahme, dass der Mensch seinen Körper *hat* und sein Körper *ist* (Gugutzer 2004, S. 146). Wohingegen das Körperhaben die Materialität des Körpers umfasst und den Körper als Körperding verobjektiviert, bezieht sich das Körper- bzw. Leibsein auf die Empfindungen, das heißt die Subjektivität des Körpers. Körperhaben und Leibsein sind im alltäglichen Handeln untrennbar miteinander verbunden und bedingen sich gegenseitig (Villa 2007, S. 10). Sie lassen sich lediglich analytisch differenzieren. Die Dimension des Körperhabens beschreibt, so Villa, »die Fähigkeit den Körper instrumentell einzusetzen, ihn beispielsweise als Handlungsressource zu nutzen«; die Dimension des Leibseins beschreibt das »unmittelbare, zunächst nicht relativierbare innere Erleben« (Villa 2014, S. 291). Nach Gugutzer lässt sich diese Doppeldeutigkeit des Körpers als »Einheit von spürbarem Leibsein und gegenständlichem Körperhaben« (Gugutzer 2004, S. 152) verstehen. Ausgehend vom Fallbeispiel Dagmar Berger soll im Folgenden danach gefragt werden, welche Rolle der Körper für die Akteurinnen spielt, wenn es darum geht, Altersarmut zu bearbeiten. Wie wirken sich die strukturell und diskursiv bedingten Körpererfahrungen, Körperimaginationen wie auch Arbeiten am und mit dem Körper auf das subjektive Verhandeln des prekären Alltags aus? Wie positionieren sich die Akteurinnen im Spannungsfeld aus finanzieller Knappheit und materieller sowie affektiv-leiblicher Verletzbarkeit? Welche Stra-

tegien entwickeln sie, um sich innerhalb dieses Spannungsfeldes weiterhin handlungsfähig zu konstruieren?

### 6.1.3 Körperliche Verunsicherung als verstetigter Affekt

In ihrer Selbsterzählung verweist Dagmar Berger immer wieder auf ihr Gefühl der Angst. Im ersten Moment kann sie nicht genau spezifizieren, wovor sie eigentlich Angst habe, nur, dass diese eine ständige Begleiterin sei, die sich besonders abends beim Schlafengehen bemerkbar mache, wenn sie alleine in ihrem Zimmer liege und an den nächsten Tag denke und daran, ob sie in der gleichen körperlichen Verfassung aufwache, in der sie eingeschlafen sei. Die Respondentin schildert an anderer Stelle zudem Unsicherheitsgefühle darüber, was ihr in Zukunft noch alles passieren werde, begleitet von der Befürchtung, dass es nur schlimmer werden könne. Im Verlauf der beiden Gespräche kommt sie immer wieder auf ähnliche Gefühlsregungen zu sprechen, die sie mal als Ängste, mal als Sorgen verbalisiert und denen sie durch die Verwendung von wiederholenden Superlativen (*»ganz, ganz große Sorgen«*) ein besonderes Gewicht verleiht. Die Gründe für ihren affektiven Zustand bleiben manchmal im Verborgenen, andere Male wird sie konkret: Körperlich auf andere angewiesen zu sein oder auch einen langsamen und schmerzvollen Tod zu erleiden, nennt sie dann als spezifische Bedrohungsszenarien, die sie in einen Begründungszusammenhang mit ihren Angstzuständen stellt. Die Angst richtet sich somit auf eine ungewisse Zukunft. Das Objekt der Angst ist der potenziell verwundbare Körper. Es handelt sich um eine existenzielle Verunsicherung, die über den Körper vermittelt ist. Wie im letzten Unterkapitel angemerkt, ließe sich diese auch auf das Alter und die generell näher rückende Endlichkeit zurückführen. Dass dieses existenzielle körperliche Unsicherheitsgefühl jedoch vordergründig in Bergers geschlechts- und klassenspezifischer Positionierung begründet ist und als biografisch verstetigter Affekt die Handlungsspielräume der immer schon privilegierten und prekarierten Akteurin einschränkt, soll als zentrale These des Unterkapitels entfaltet werden.

Ihre Ängste setzt Berger nicht direkt mit ihrer Armutslage in Verbindung. Ihren verletzlichen Körper hingegen schon. So verhandelt sie ihre Mehrfacherkrankungen u. a. als Folge ihrer Tätigkeit in der Gastronomie und der dort abverlangten Intensität körperlichen Einsatzes: *»In der Früh um zehn bis auf die Nacht zwei, drei. Ja, dann habe ich, wie gesagt, mit Krankheiten an-*

*gefangen.*« Zwar erzählt Berger ihre Arbeit auch als Ort der Anerkennung, so habe sie sich mit allen gut verstanden und ihr eigenes Geld verdient. Gleichzeitig rekurriert die Respondentin im Gespräch auch auf die körperlich-emotionalen Belastungen während der Arbeit. So sei sie als Kellnerin immer wieder sexualisierten Übergriffen ausgeliefert gewesen. Sie hätte sich gegen sexistische Ansprachen und Bezeichnungen ebenso wehren müssen wie gegen körperliche Übergriffe. Zudem hätte sie die Gäste nicht nur bedient, sondern sich darüber hinaus wie eine »*Psychologin*« um sie gekümmert, hätte bei Problemen aller Art zugehört und ihnen gut zugeredet. Durch die Gastronomie habe sie auch angefangen zu trinken und zu rauchen. Es habe keine Zeit für Pausen gegeben, so habe sie kaum etwas gegessen, habe kontinuierlich abgenommen und sei immer tiefer in die Alkoholsucht gerutscht. Es sei unmöglich gewesen bei der Arbeit nüchtern zu bleiben. Die intensiven Arbeitszeiten während ihrer langjährigen Beschäftigung als Kellnerin hätten ihr zudem keine Zeit »zum *Nachdenken*« gelassen, weder über ihr Leben noch über ihren Ruhestand, wie sie während des zweiten Gesprächs reflektiert. Die Interviewte verhandelt die intensive körperliche Beanspruchung während der Arbeit retrospektiv demnach als Ursache für ihren Zeitmangel und unbedarften Umgang mit ihrer Altersvorsorge, die arbeitsbedingten Körperleiden als Ursache für ihre Frühverrentung, die sie u. a. als Grund für ihre kleine Rente identifiziert. Analytisch betrachtet nimmt der gezeichnete Arbeitskörper hier einen zentralen Stellenwert in Bergers Selbstnarration ein. Er fungiert als Erklärungsfolie für ihre prekäre Lage.

Nicht nur Berger rekurriert auf die körperlichen Mühen beim Arbeiten und deren Auswirkungen auf ihren Ruhestand. Der Begründungszusammenhang zwischen Arbeitskörper und Altersarmut lässt sich vielmehr als fallübergreifendes Narrativ herausstellen. Immer wieder ist die Rede vom verschlissenen, kaputten oder ramponierten Körper, der als Ursache für die Frühverrentung sowie Renteneinbußen verhandelt wird. Auch die ehemalige SupermarktkassiererIn Iris Wächter<sup>134</sup> greift auf dieses Narrativ zurück:

*»Nein, nein, also mein Lebensplan war ganz anders: Ich arbeite bis zum Schluss eigentlich. Und durch das, man glaubt gar nicht, dieser Kassenjob [...] und da sitzt man an der Kasse, an Samstagen zum Beispiel, wenn wirklich viel Käufer da sind, zieht man ungefähr 800 Kilo drüber [...] Über*

---

<sup>134</sup> Interview vom 24.11.14, geführt von Esther Gajek und Petra Schweiger.

das Band. [...] Und, dann vor allem dieses Gepiepse mit dem Scanner. Ich weiß nicht, ob ich meinen Tinnitus daher habe. [...] Also ich habe jetzt, sage ich mir, meinen Körper, nicht den Geist, meinen Körper ramponiert.«

Diese hier beschriebenen Arbeitsbelastungen, versinnbildlicht durch die »800 Kilo«, die die jetzt von Altersarmut betroffene ehemalige Kassiererin täglich unter der Lärmbelastung des Kassenscanners zu bewältigen hatte, betrachtet Iris Wächter als wahrscheinliche Ursache für ihre Erkrankung sowie ihr physisches Nicht-mehr-Können. Das nicht geplante vorzeitige Beenden ihres Erwerbsarbeitsverhältnisses rechtfertigt sie über den »ramponierten Körper«, verursacht durch die belastenden Arbeitsbedingungen.

Viele der für diese Studie Befragten waren in der Dienstleistungsbranche oder Care-Berufen tätig (bzw. sind es immer noch): als Kellnerin – wie die porträtierte Dagmar Berger –, als Reinigungskraft, als Erzieherin, als Kranken- und Altenpflegerin, als Kosmetikerin, als 24-Stunden-Pflegekraft, als Hausmeisterin, als Näherin oder Schneiderin. Kennzeichnend für diese Tätigkeitsformen ist, dass sie überproportional weiblich sowie gering entlohnt sind, und dass sie ein typischerweise hohes Maß an *embodied labour* (Bose und Klein, S. 7) aufweisen. Letztere ist gekennzeichnet durch einen Doppelcharakter, wie die Körpersoziologinnen Käthe von Bose und Isabel Klein betonen: »Während ein Körper gepflegt, gereinigt, umsorgt wird, wird zugleich der Körper der Arbeitenden beansprucht« (ebd.). Analytisch betrachtet arbeiten Körper bei jeglicher Form von Arbeit mit und verschleifen. Dieser Verschleiß ist jedoch bei feminisierten Dienstleistungs- und Care-Berufen und der dort geforderten *embodied labour* entsprechend höher einzuordnen. Einerseits verrichten die Arbeitenden ihre Arbeit zumeist an Körpern anderer, andererseits müssen sie ihren eigenen Körper dafür selbst zu einem hohen Grade einsetzen.<sup>135</sup> So erzählt beispielsweise Irmgard

---

135 Gabriele Winker referiert diesen Zusammenhang für Care-Beschäftigte unter Rückgriff auf verschiedene quantitative Studien (Winker 2015, S. 71–89). Erzieherinnen sind beispielsweise während ihrer Tätigkeit mit Zeitdruck, knapper Personalausstattung, einem hohen Arbeitspensum, hoher Lärmbelastung sowie körperlichen Belastungen beim Wickeln oder Heben der Kinder konfrontiert, die zu einer langfristigen Schädigung der Gesundheit führen. Ähnliches gilt auch im Bereich der Altenpflege. Zeitnot, Personalmangel und hohe Arbeitsverdichtung kennzeichnen dort als Folgen der Einsparungen im Gesundheitssystem die tägliche Arbeit und wirken sich auf die Gesundheit der Beschäftigten aus. So geben 90 Prozent der Befragten einer Studie an, die Grenze der Belastbarkeit bereits überschritten zu haben. Zudem verweisen Studien auf enorme psychische Belastungen, die sich in den krankheitsbedingten Fehlzeiten widerspiegeln. So sei die Berufsgruppe der Altenpflege mitunter diejenige mit den meisten Krankheitstagen, die zudem

Busch<sup>136</sup>, die langjährig in der Reinigungsbranche tätig war, dass ihre Gesundheit gelitten habe: »Also Abnutzung und Verschleiß, das kommt irgendwann.« Die Frühverrentete ärgere sich zudem darüber, keine Abfindung für ihre geleistete Arbeit gefordert zu haben. Auch die ehemalige Erzieherin Doris Stenzel<sup>137</sup> führt ihre Frühverrentung auf ihre Arbeitspraxis zurück. Durch das viele Heben der Kinder habe sie sich den »Rücken schwer geschädigt«. Sie sei zu 60 Prozent schwerbehindert und habe aufgrund dessen nicht bis zum regulären Renteneintrittsalter arbeiten können. Die ehemalige Altenpflegerin Dawina Publica<sup>138</sup> (Götz und Schweiger 2019) reflektiert im Interview, dass sie oft drei Schichten durchgearbeitet und dabei kaum Pause gemacht habe, und dass es früher keine technische Unterstützung gegeben habe. Rückblickend bilanziert sie ihren Körpereinsatz, der letztlich zur Frühverrentung geführt habe, als wertlos: »Und es war für nichts und wieder nichts.« Diese Beispiele ließen sich noch weiter fortführen. Sie verdeutlichen, dass die Interviewten während der Arbeit einer intensiven körperlichen Beanspruchung ausgesetzt waren, die sie als Ursache ihrer Altersarmut problematisieren. Es zeigt sich also, dass sie sich neben der subjektiven Verarbeitung finanzieller Prekarität zugleich mit dem körperlichen Verschleiß auseinandersetzen müssen, der diese strukturell mitbegründet hat. »Gerade feminisierte und häufig auch ethnisierte-rassifizierte, jedenfalls klassenspezifisch kodierte Körperarbeit«, so lässt sich mit Bose und Klein zusammenfassen, »ist immer wieder Prozessen der Entwertung ausgesetzt, bzw. kann sich derer nicht entledigen« (Bose und Klein, S. 6). Entwertung, so lässt sich für das untersuchte Feld an dieser Stelle festhalten, bedeutet für die Arbeitenden die Entwertung sowohl ihres ökonomischen als auch ihres körperlichen Kapitals. Dass viele der Interviewten, darunter auch Dagmar Berger, ihren entwerteten Arbeitskörper heranziehen, um sich ihre Altersarmut zu plausibilisieren, ist somit keine zufällige Verarbeitungsstrategie, sondern lässt sich als eine verobjektivierbare Folge der körperlichen Beanspruchung durch feminisierte Erwerbsarbeitsformen deuten.

Spezifisch an Bergers Fall ist jedoch, dass sie ihre prekäre Lage nicht nur über den verschlissenen Arbeitskörper verhandelt, wie es in vielen der

---

nicht auf Arbeitsunfälle, sondern die psychisch und physisch belastenden Arbeitsbedingungen zurückzuführen seien.

136 Interview vom 17.4.15, geführt von Esther Gajek.

137 Interview vom 13.07.15, geführt von Alexandra Rau.

138 Interview vom 29.01.15, geführt von Irene Götz und Petra Schweiger.

oben genannten Beispiele der Fall war, sondern, dass der verletzte Körper vielmehr das Zentrum ihrer narrativen Identität darstellt. Körperlichkeit ist nicht ausschließlich mit Arbeitserfahrungen verknüpft, sondern dominiert ihre Lebensgeschichte. Besonders deutlich wird dies gleich zu Beginn des ersten Interviews in der Vorstellung ihrer Person. Nachdem sie zunächst einige Rahmendaten (ihren Vor- und Nachnamen, ihren ursprünglichen Familiennamen, Geburtsjahr und Geburtsort sowie das Heiratsjahr) gegeben und Angaben zur Anzahl der Kinder und deren Geburtsjahren gemacht hat, die ihre Verortung innerhalb normativ vergeschlechtlichter Lebensverlaufsmuster widerspiegeln, liefert die Interviewte sogleich und ohne Aufforderung eine Aufzählung aller prägnanten biografischen Erfahrungen, die sie als Plausibilisierung ihrer prekären Lage heranzieht und die sie als »Schicksalsschläge« benennt. Schicksal ist laut Duden zu verstehen als »von einer höheren Macht über jemanden Verhängtes, ohne sichtliches menschliches Zutun sich Ereignendes, was jemandes Leben entscheidend bestimmt« (Duden online). Durch die Verwendung dieses Wortes positioniert sie sich gleich zu Beginn des Gesprächs als Opfer äußerer Umstände und konstruiert sich als ohnmächtig und handlungsunfähig. Durch den Zusatz des Schicksalsschlags nimmt sie außerdem eine bewertende Einordnung vor. Dieses Wort vermittelt, dass die genannten Lebensereignisse ihr nicht nur ohne eigene Schuld widerfahren sind, sondern darüber hinaus zu einer jeweils negativen Wendung ihres Lebens geführt haben. Die dramatische Schicksalhaftigkeit steht hier paradigmatisch für ihr Selbstbild des ohnmächtigen Subjekts, das, wie sie an anderer Stelle sagt, von einer Bredouille in die nächste geraten sei. Auffällig ist, dass sie diesen Ohnmachtsstatus im weiteren Verlauf ihrer Erzählung vor allem über den Körper moderiert. Ihre Kindheit erinnert sie als permanenten Kampf ums Überleben, geprägt von Luftangriffen und Bunkern, in die sie als Baby gelegt wurde. Immer wieder verweist sie auf die Praxis des »Hamstern«. Das Suchen und Horten von Essbarem sei in der Mangelökonomie der Kriegs- und Nachkriegsjahre für die Mutter die zentrale Strategie gewesen, um ihre Kinder »durchzubringen«, wie es Berger formuliert. Durch den Rekurs auf die Knappheit von Lebensmitteln und die alltägliche Bedrohung zu verhungern tritt der Körper in Bergers Selbsterzählung bereits in ihrer Kindheit in seiner existenziellen Gefährdung in Erscheinung. Als weiteres einschneidendes Erlebnis verhandelt Berger den Unfall des Sohnes, der zu dessen Schwerbehinderung führte. In diesem Zusammenhang ist es nicht der eigene, sondern der Körper des Kindes, entlang dessen die Respondentin die potenzielle und permanente

Gefährdung menschlichen Lebens und ihre eigene Machtlosigkeit vorführt. Auch in der Beziehung zum Vater des Sohnes, von dem sie getrennt lebt, beschreibt sie sich als körperlich unterdrückt. Sie berichtet von Schlägen, die zahlreiche Narben an ihrem Körper zurückgelassen haben, sowie von Vergewaltigung in der Ehe<sup>139</sup>. Bis heute habe sie ein distanziertes Verhältnis zu Sexualität, so führe sie mit dem jetzigen Partner eine rein platonische Beziehung, wie sie an anderer Stelle reflektiert. Auch in diesen Erzählungen häuslicher und sexualisierter Gewalt rekurriert die Interviewte auf Erfahrungen körperlichen Leidens und Ausgeliefertseins sowie die nachhaltigen Folgen dieser. Nicht zuletzt in den Bezügen zu ihren erlittenen Krankheiten verweist die Gesprächspartnerin auf die körperliche Dimension dieser: der kranke Körper schmerzt, er verbnarbt, er streut Tumore, er ist nikotinsüchtig und alkoholabhängig, er gerät in Panik. Durch diese Krankheitsnarrative konstruiert Berger den Körper selbst als Bedrohung, die Ohnmacht materialisiert sich in ihm. Helfen können, wenn überhaupt, nur andere, nämlich ihre Ärzte oder der Lebensgefährte. Diese fungieren in ihrer Erzählung als (ausschließlich männliche) Retter. In diversen Anekdoten über Arzt-Patientinnen-Gespräche schildert Berger, wie der Psychologe, der Hausarzt oder der Psychiater ihren kranken Körper behandeln, operieren, medikamentös einstellen und Handlungsanweisungen geben, auf die sich Berger immer wieder bezieht. Eine ähnliche Rolle schreibt sie auch dem jetzigen Partner zu, ohne den sie es nach eigenen Angaben nicht geschafft hätte, nüchtern zu werden. Sie mutmaßt gar, ohne dessen Hilfe heute nicht mehr am Leben zu sein.

Existenzielle Ängste und Ohnmachtsgefühle sind in diesem Fallbeispiel demnach als affektive Ausprägungen geschlechts- und klassenspezifischer Verkörperungen zu verstehen. Sowohl die Hungersnot als Kriegskind, die gewaltvolle Unterdrückung als Ehefrau, die lebensbedrohlichen Erkrankungen als auch die beständigen Anstrengungen einer »*working poor*« haben zu einer Vielzahl an körperlichen Grenzerfahrungen geführt, die immer auch das Resultat sozialer Positionierung sind. Mit dem Altern hat sich, so gesehen, nicht nur die materielle Armut verstetigt, sondern auch die affektiven Erfahrungen existenzieller Verunsicherung und inkorporierter Ohnmachtsgefühle, so die übergreifende These, der die Respondentin, wie ich im Folgenden zeigen werde, aufgrund ihrer in jeglicher Hinsicht begrenzten Kapi-

---

139 Vergewaltigung in der Ehe gilt erst seit 1991 als strafbar.

talien hauptsächlich auf einer ebenso affektiven Ebene begegnen kann: mit Hoffnung.

Altersarmut evoziert bei Berger aufgrund dieser biografischen Verstetigung auch mit Blick auf die Zukunft existenzielle Ängste und Sorgen, die die Interviewte weiterhin über den vulnerablen Körper verhandelt – allem voran entlang der Frage, welcher Tod sie erwarten wird. Besonders deutlich wird dies in den Sequenzen, in denen sie darüber redet, wie sie gerne sterben möchte (hierzu auch Götz und Schweiger 2018). Auffällig ist, dass sie ihre Hoffnung in beiden Interviews fast identisch wiedergibt. Diese konstruiert Berger unter Rückgriff auf Erfahrungen aus ihrem sozialen Umfeld, das ihren Wissenshorizont bildet. Sie beobachtet, sortiert und ordnet ein. Hierbei konstruiert sie zwei Gegenpole. Komplexität wird reduziert, die Geschichten werden verdichtet und in eine Schwarz-Weiß-Logik überführt: Auf der einen Seite der hässliche Tod, charakterisiert durch ein langes, schmerzhaftes »*Dahinvegetieren*« in Angewiesenheit auf andere; auf der anderen Seite der schöne Tod, selbstbestimmt, kurz und schmerzfrei. In gewisser Hinsicht geht es um ein verzweifertes Flehen und Hoffen, dass ihr Körper wenigstens beim Streben »richtig« funktionieren möge. Den schönen Tod imaginiert sie als einen, bei dem ihr Körper sie nicht im Stich lässt, bei dem also der körperliche Prozess des Sterbens ohne Komplikationen und körperliche Leiden von statten geht. Die Mutter fungiert in ihrer Erzählung als Vorbild, ein Tod wie der ihrige als Wunschvorstellung. Durch die wiederholende Wiedergabe des immer gleichen polarisierenden Narrativs generiert Berger die Hoffnung, auch wie ihre Mutter zu sterben. Immerhin: Durch den Abschluss einer Patientenverfügung, in der sie sich gegen lebensverlängernde Maßnahmen ausspricht und die sie ständig an ihrem Körper trägt, setzt sie der existenziellen Verunsicherung ein Stück weit formelle Absicherung entgegen. Die Patientenverfügung fungiert als materialisierte Hoffnung, dem Sterben der Mutter durch eigene Verfügungsmacht näher zu kommen. Auffällig ist darüber hinaus, dass Dagmar Berger in den Interviews immer wieder Parallelen zum Lebensverlauf und den Charaktereigenschaften der Mutter konstruiert. So habe auch die Mutter immer gearbeitet, auch als Dagmar Berger und ihre Schwester noch klein waren; genau wie Berger habe diese auch noch nach dem regulären Renteneintritt weitergearbeitet. Auch sie wollte keine altersgerechte Unterstützungstechnik benutzen. So betont Berger mehrfach, wie sie trotz Anraten des Arztes diverse Hilfsobjekte (Gehstock, Rollator, Badewannenheber) abgelehnt habe. Indem Berger immer wieder die Nähe zur Mutter betont und sich in deren »Fußstapfen«

einschreibt, wird auch die Hoffnung gesteigert, genau wie diese zu sterben, so die Interpretation. Dieses Narrativ des »funktionierenden« Sterbens fungiert als letzte Möglichkeit, sich als souveränes und handlungsfähiges Subjekt zu imaginieren. Daran hält sie verzweifelt hoffend fest. Der existenziellen Verunsicherung begegnet Dagmar Berger demnach mit nichts anderem als Hoffnung. Der Radius ihrer Handlungsmacht bleibt jedoch auch mit Blick auf die Zukunft klein und bewegt sich, wie ich gezeigt habe, überwiegend auf einer affektiven Ebene. Spannend ist, dass dennoch auch die Hoffnung ihr Subjekt als handlungsunfähig konstruiert. Die Hoffenden lagern ihre Handlungsmacht an eine höhere Instanz aus und schreiben sich selbst keinen Einfluss zu. Bergers Ohnmachtsstatus sowie der vulnerable Körper, der auch in den Sterbegeschichten ihre Sorgen und Ängste transportiert, bleiben auch mit Blick auf die Zukunft das strukturierende Element ihrer Selbsterzählung. Auf die existenzielle Verunsicherung reagiert Berger ebenso affektiv, nämlich mit Hoffnung und dem Festhalten an Narrativen und Objekten (Patientenverfügung) bzw. der Verweigerung dieser (altersgerechte Hilfsmittel), die diese Hoffnung erst konstituieren.

Zusammenfassend wurde deutlich, dass existenzielle Ängste und Sorgen in diesem Fallbeispiel nicht erst als Folge von Altersarmut zu verorten sind, sondern als biografische Kontinuität, die sich durch die anhaltende Armutslage, das Altern und den näher rückenden Tod weiter verstärken. Aufgrund biografischer Erfahrungen körperlicher Gewalt und Unterdrückung sowie potenzieller Verletzlichkeit, die sich aus tatsächlich zufälligen Ereignissen wie dem Unfall des Sohnes, aber auch aus geschlechts- und klassenspezifischen Verkörperungen speisen, ist das hier identifizierte zentrale Gefühl existenzieller Unsicherheit nicht als subjektives, sondern als strukturell bedingtes zu verorten. Körperlicher Vulnerabilität ist die Konsequenz von sozialer Positionierung. Weil sich die Interviewte lebenslang als ohnmächtig wahrgenommen hat, reproduziert sie dieses biografisch inkorporierte Erklärungsmuster auch auf die Zukunft. Dieser blickt sie ebenso verunsichert entgegen, auch hier gibt sie sich als handlungsunfähig, stellt sich dieser lediglich als hoffendes Subjekt gegenüber.

### 6.1.4 Der »ramponierte« Arbeitskörper als begrenzte Ressource – Erfahrungen von Altersdiskriminierung und Endlichkeit

Bevor Dagmar Berger in den zuvor beschriebenen, strukturell begründeten, ohnmächtig-hoffenden Subjektstatus verfiel, bot das Weiterarbeiten nach der Rente, trotz der *embodied labour* als Servicekraft, die ihren Körper im biografischen Verlauf nachhaltig zeichnete, eine wichtige Strategie, um den prekären Alltag zu bewältigen. So setzte sie auch nach ihrer Frühverrentung mit 65 Jahren ihren Körper als informelle Arbeitskraft ein, um sich etwas hinzuzuverdienen. Auch Monika Tegt<sup>140</sup> (Rau 2019d), ehemalige Sachbearbeiterin im Versicherungsbereich, stockt zum Interviewzeitpunkt im Jahr 2015 ihre Rente von 850 Euro auf Minijob-Basis auf. Sie arbeitet in einem Callcenter im Bereich der Kundenakquise. Sie ist geschieden und hat zwei Kinder Anfang 30. Kaffeetrinken in der Stadt oder sonstige kostspielige Freizeitaktivitäten könne sie sich nicht leisten, weshalb sie ihre sozialen Kontakte drastisch reduziert habe. Sollte am Monatsende doch noch Geld übrigbleiben, spare sie dieses, um den Enkelkindern zumindest an Weihnachten eine Kleinigkeit schenken zu können (5.1.4). Durch das Weiterarbeiten im Callcenter komme sie momentan noch zurecht. Ähnliches berichtet auch Gisela Kachler<sup>141</sup>. Die ehemalige Stewardess ist geschieden, erhält circa 900 Euro Rente und liegt damit unterhalb der Armutsgefährdungsschwelle. Sie bemühe sich schon lange um eine günstigere Wohnung, da ihre Miete viel zu hoch für ihre Rente sei. Um sich ihren Lebensunterhalt zu sichern, arbeitet sie seit vier Jahren für zehn Euro die Stunde als sogenannte »Leihoma«. Dabei betreue sie Kinder privilegierter Familien, die sich den Leihoma-Service leisten können. Zusätzlich vermietet sie ein Zimmer ihrer Wohnung an eine Studentin unter. So komme sie über die Runden.

Viele der Gesprächspartnerinnen arbeiten nach dem regulären Eintritt in den Ruhestand weiter, um ihr finanzielles Kapital im Rahmen des Möglichen zu steigern. Sie arbeiten wie Gisela Kachler als Leihoma oder Monika Tegt als Telefonistin im Callcenter, sie arbeiten als 24-Stunden-Pflegekraft, als Hausmeisterin, als Nachhilfelehrerin, als Altenpflegerin, als Kassiererin im Kino oder auch als Kellnerin, wie Dagmar Berger es zunächst noch tat. Die Arbeit ist mit Überschreiten des regulären Renteneintrittsalters oft in prekären Beschäftigungsverhältnissen, auf Minijobbasis oder im informel-

---

140 Interview vom 12.03.15, geführt von Irene Götz und Petra Schweiger.

141 Interview vom 09.11.16, geführt von Alexandra Rau.

len Sektor organisiert. Die Gesprächspartnerinnen arbeiten, wie Irene Götz an anderer Stelle bereits ausgeführt hat (Götz 2019a, S. 57), auch zum Zwecke der Alltagsstrukturierung und des weiterhin Eingebundenseins, in erster Linie jedoch, um die Rente aufzustocken. Selbst die Aufwandsentschädigungen aus dem Ehrenamt erscheinen vielen als lukrativer Zuverdienst. Körperlicher Einsatz wird getauscht gegen einen Arbeitslohn, um das Knappheitsmanagement aufrechtzuerhalten und der Prekarisierung entgegenzuwirken. Der Körper fungiert demnach als zentrale Handlungsressource im Umgang mit Altersarmut. Gleichzeitig verhandeln die Akteurinnen diesen als Risikofaktor. Er wirkt materiell wie affektiv begrenzend auf die Alltagspraktiken der Akteurinnen.

So verweisen die Interviewten mehrfach auf Diskriminierungserfahrungen auf dem Arbeitsmarkt (siehe hierzu auch 4.1.2). Monika Tegt berichtet beispielsweise, dass sie ihre Tätigkeit als Sachbearbeiterin in der Krankenkasse trotz Eintritt ins Rentenalter gerne fortgesetzt hätte, dies aber von Seiten des Unternehmens nicht genehmigt worden sei. Diese Absage führt sie auf ihr Alter zurück. Nach mehreren Bewerbungen fand sie schließlich eine geringfügig bezahlte Beschäftigung in einer Marktforschungsagentur im Bereich der Kundenakquise, die sie jedoch kritisch einordnet: »Also in der Telefonakquise ist klar, da kriegst immer was, weil da sieht dich ja keiner in dem Sinne.« Den alten Körper verhandelt sie als entwertet, dieser könne nur noch hinter dem Telefon, unsichtbar für sein Gegenüber arbeiten. Die sarkastische Art und Weise, in der sie über die erfahrenen Abwertungsmechanismen berichtet, deutet darauf hin, dass Monika Tegt die Zugangsbeschränkungen auf dem Arbeitsmarkt als erniedrigend wahrnimmt. Auch Gisela Kachler berichtet von ihren diversen Versuchen nach dem Renteneintritt eine neue Erwerbsarbeit zu finden, und davon, wie emotional belastend sie dies empfunden habe:

*»Und dann habe ich gesagt: So, was mache ich jetzt? [...] Das war furchtbar. Von heute auf morgen. Ich habe immer alles gemacht, immer, so viele Jahre und plötzlich war es aus. Ja, was mache ich? Also ich war fix und foxi. [...] Es kam lange nichts, aber da, es kam was, aber immer nur Absagen. Ja, es war halt immer, das ist das Alter [...] Mir wurde locker und offenherzig immer ehrenamtliche Arbeit angeboten. [...] deswegen ist ja auch eine ganz große Frage von mir: Weiterarbeiten ist recht und schön, nur auf welchem Arbeitsmarkt?«*

So stellt auch die ehemalige Stewardess ihre Erfolglosigkeit bei der Jobsuche in einen Begründungszusammenhang mit ihrem Alter und verweist darüber hinaus auf das breite Angebot ehrenamtlicher Tätigkeiten. Mittels

der rhetorischen Fragestellung transportiert sie ihre Empörung über die erfahrenen Ausschlüsse auf dem Arbeitsmarkt und die neue gesellschaftliche Platzzuweisung als Ehrenamtliche. Viele der Gesprächspartnerinnen verhandeln den Zugang zum Arbeitsmarkt nach dem Renteneintritt als eingeschränkt und führen dies überwiegend auf ihr kalendarisches Alter zurück. Glenda Laws beschreibt Altersdiskriminierung als eine »verkörperte Form der Unterdrückung«. Sie ist der Meinung, dass »[a]ltersdiskriminierende Praktiken [...] nicht von Körpern getrennt werden [können], auf die sie gerichtet sind oder auf deren Basis sie konstruiert werden« (Laws 2009, S. 111). Altersarmut zwingt das prekarisierte Subjekt demnach auch nach offiziellem Renteneintritt weiterzuarbeiten. Weiterarbeiten bedeutet für viele jedoch auch, sich den Altersdiskriminierungen des Arbeitsmarktes aussetzen zu müssen, die, wie vielfache Studien belegen, vor allem Frauen betreffen (u. a. Laws 2009; van Dyk 2015, S. 20 f.). Der Einsatz des Körpers als Arbeitskraft fungiert demnach als zentrale Handlungsstrategie, die jedoch körperliche Entwertungsmechanismen nach sich zieht, die die Betroffenen immer auch affektiv verarbeiten müssen. Einen Vorteil haben hier diejenigen Frauen, so zeigt das empirische Material, die über einen hohen Professionalisierungsgrad verfügen (Götz 2019b, S. 131 f.). Ihnen gelingt bisweilen die Weiterarbeit im ursprünglichen Berufsfeld oder auch die selbstständige Vermarktlichung ihrer beruflichen Kompetenzen, was viele wiederum als Glück wahrnehmen. Auch in dieser Plausibilisierung des »Glückhabens« spiegelt sich jedoch ein tendenzielles Ohnmachtsgefühl gegenüber strukturellen Regulierungen wider, innerhalb derer das Subjekt seine Möglichkeiten nicht als autonome Handlungsmacht, sondern als Zufälligkeit verortet.

Nichtsdestotrotz führen die beschriebenen strukturellen Aus- und Einschlüsse in der Erwerbssphäre dazu, dass die Arbeitskraft der Akteurinnen, wie schon in der regulären Phase der Erwerbstätigkeit, überwiegend in feminisierten Dienstleistungs- und Care-Berufen zum Einsatz kommt. Damit sind sie erneut einer spezifischen Beanspruchung ausgesetzt, nämlich einer körperlichen, die die Akteurinnen auch als solche verhandeln und darüber hinaus ihre Sorgen beklagen, wie lange der Körper den Belastungen noch standhalten kann. So beschreibt Monika Tegt ihre Tätigkeit im Callcenter zum Beispiel als schmerzhaftes Durchhalten für einen Arbeitslohn:

*»[...] Muss halt stundenlang telefonieren. Aber das geht natürlich schon an die Substanz. Da gehe ich raus, da bin ich fertig. [...] Aber da muss man Augen zu und durch. Weil es geht um den Job. Und [...]*

*ich habe gewaltige Probleme, weil du musst ja ständig telefonieren. Jetzt habe ich halt nachts solche Schmerzen, das geht ja da in die Schulter.»*

Die Interviewte recurriert damit sowohl auf den körperlichen Verschleiß durch die Arbeit, die »an die Substanz« gehe und im wahrsten Sinne des Wortes den Körper als materielle Ressource aufbrauche, als auch auf die leiblichen Auswirkungen, sprich die Schmerzen, die die *embodied labour* hervorrufe. Neben den Schmerzen plagten sie außerdem »gewaltige« Sorgen, die sie nicht mehr schlafen ließen. So dürfe sie auf keinen Fall krank werden. Als größtes Bedrohungsszenario beschreibt sie den Moment, ab dem sie körperlich nicht mehr fähig sein wird weiterzuarbeiten. Auch Kachler berichtet im Interview von ihren krankheitsbedingten Arbeitsausfällen während ihres Leihomajobs, dass diese nicht finanziell abgesichert gewesen seien und dass sie dadurch enorme finanzielle Verluste habe hinnehmen müssen. Ähnlich wie Tegt recurriert auch sie auf Zukunftsängste, weil die Weiterarbeit gegenwärtig ihre zentrale Handlungsstrategie im Umgang mit Altersarmut sei, sie aber gleichzeitig nicht wisse, wie lange sie den körperlich anstrengenden Job der Kinderbetreuung noch ausführen könne. Das empirische Material verdeutlicht die Zweiheit des Körpers, die hier zum Tragen kommt: Einerseits können die Akteurinnen ihren Körper im Kapitaltausch strategisch einsetzen, um finanzielle Not zu kompensieren. Dieser Einsatz ist jedoch verbunden mit der leiblichen Dimension des Körperhabens. Der Köpereinsatz, die körperlichen Mühen und der körperlich materielle Verbrauch sind gleichzeitig verbunden mit Schmerzen. Diese vermitteln den Akteurinnen sogleich die Endlichkeit ihrer körperlichen Ressourcen, was wiederum Sorgen und Zukunftsängste evoziert, die die Betroffenen verarbeiten müssen. Im Fallbeispiel Dagmar Berger wurde dieser kritische Punkt bereits viel früher überschritten. Ihren Job in der Gastronomie identifiziert sie rückwirkend als Grund für ihre Alkoholabhängigkeit. Auch hier bedeutete das Weiterarbeiten, so gesehen, zusätzlichen körperlichen Verschleiß, so habe sie ihre Alkoholkrankheit erst mit der endgültigen Beendigung ihrer Tätigkeit nach ihrem zweiten Herzinfarkt in den Griff bekommen. Nun sei sie auf andere Strategien angewiesen; dass diese auch über den Körper verhandelt werden, zeigt das nächste Unterkapitel.

An dieser Stelle ist abschließend festzuhalten, dass das Weiterarbeiten nach Renteneintritt den Akteurinnen einerseits als zentrale Strategie dient, um das alltägliche Knappheitsmanagement aufrechtzuerhalten. Andererseits erfahren sich die Akteurinnen in dieser Praxis des Weiterarbeitens nur

begrenzt handlungsfähig. Sie betrachten nicht nur den Zugang zum geschlechts- und altersspezifischen Arbeitsmarkt als problematisch, sondern auch die intensive körperliche Beanspruchung während des Arbeitens sowie die Auswirkungen des körperlichen Verschleißes. Der Körper zeigt sich als strukturell begrenzte und endliche Handlungsressource, die auf einer affektiv-leiblichen Dimension stets aufs Neue verhandelt werden muss. Der Einsatz der Arbeitskraft als Armutsbewältigungsstrategie ist damit immer auch mit affektiver Arbeit verbunden: mit dem Verarbeiten von Entwertungsprozessen auf dem Arbeitsmarkt sowie Unsicherheiten bezüglich der Frage, wie lange noch weitergearbeitet werden kann.

#### 6.1.5 Vorsorgestrategien und Körperimaginationen – Zur ökonomischen In-Wert-Setzung des altersarmen Körpers

Körper dienen im Feld weiblicher Altersarmut nicht nur als Tauscheinsatz gegen einen Erwerbsarbeitslohn, sondern auch als zentrale Ressource, um Kosten vorzubeugen. Es wird also nicht nur mit, sondern auch am Körper gearbeitet. So stellt Dagmar Berger ihren Körper immer wieder in einen Zusammenhang mit anfallenden bzw. antizipierten Ausgaben, beispielsweise, wenn sie über ihre Suchterfahrungen berichtet. So konnte sie zwar den Alkoholkonsum mit dem Ausstieg aus der Gastronomie einstellen. Ihre Nikotinsucht habe sie jedoch lediglich reduzieren können. Sie rechnet vor, wie viel sie das Rauchen monatlich kostet. Früher seien es circa 100 Euro im Monat gewesen, jetzt komme sie mit 50 bis 60 Euro monatlich hin. Sie rauche seit 40 Jahren, den Zigarettenkonsum komplett einzustellen, das schaffe sie nicht:

*»Ja, das Rauchen habe ich nicht mehr geschafft. Kann ich nichts machen. Ich war ja dann nochmal beim Psychologen und der hat dann wirklich auch gesagt zu mir: ›Frau Berger, dann rauchen Sie weiter‹, hat er gemeint. Ich will gerne aufhören. Ja, [...], aber man kann nichts tun dagegen.«*

Sie verweist außerdem auf ein Substitut, das ihr der Psychologe vorgeschlagen habe, um eine sukzessive Nikotinentwöhnung einzuleiten. Dieses hätte sie jedoch 120 Euro monatlich gekostet und das könne sie sich nicht leisten. Hinzu käme die Unsicherheit, ob es am Ende wirke. Hier wägt sie ab und kommt zu dem Schluss, lieber weiterhin 50 Euro monatlich in Zigaretten zu investieren. Diesen Betrag könne sie sich zumindest einteilen und müsse ihn nicht auf einmal bezahlen. Auch Maria Zöllner verweist im ersten Inter-

view auf die »Scheißzigaretten« und ihre Nikotinsucht, die sie monatlich auf ihrer Ausgabenseite kalkulieren müsse. Bei einem informellen Gespräch fast zwei Jahre später berichtet sie, mit dem Rauchen aufgehört zu haben, auch wenn es sie viel Anstrengung gekostet habe. Umso größer sei nun ihre Erleichterung ob des neuen finanziellen Spielraums. Beide Respondentinnen verhandeln das Rauchen demnach als eine finanziell belastende körperliche Abhängigkeit. Im Vordergrund der Überlegungen stehen nicht gesundheitlich Folgen, die beide dennoch indirekt adressieren. Der Zigarettenkonsum wird hier insbesondere hinsichtlich seiner Finanzierung bewertet. Der abhängige Körper wird so gesehen zum Kostenfaktor. Handlungsmacht wird geschöpft, indem mal mehr, mal weniger erfolgreich versucht wird, den abhängigen Körper zu disziplinieren und sich das Rauchen abzugewöhnen, um mit der Konsumreduktion auch der finanziellen Not entgegenzuwirken.

Die Arbeit am Körper fungiert nicht nur als direkte Kostenminimierungsstrategie, wie hier im Falle von Suchterfahrung und Abhängigkeit, sondern auch als Vorsorgestrategie, um den Körper instand zu halten und antizipierte Gesundheitskosten wie Medikamente, Operationen oder auch Pflegekosten so lange wie möglich zu vermeiden. Einen ähnlichen Befund legen auch Andreas Willisch und Anna Eckert in ihrer Studie zu prekarierten Alltags in einer ehemaligen ostdeutschen Industriestadt vor. Die Sozialwissenschaftler\*innen zeigen, wie im Zuge wirtschaftlicher Schrumpfung und von Prozessen der Deindustrialisierung die von Arbeitslosigkeit Betroffenen ihren Körper anders wahrnehmen und bearbeiten: »Um den Körper dreht sich alles, ohne dass es sich um Körperkult handelt. Es geht nicht darum den Körper in besonderer Weise zu exponieren, sondern darum, dass er funktionsfähig bleibt in diesen schwierigen Zeiten« (Willisch und Eckert 2012, S. 167). Diese aktive Erhaltung der Funktionsfähigkeit des Körpers lässt sich auch im Umgang mit der verunsichernden Armutslage als zentrale Strategie der Befragten identifizieren. Hierbei greifen die Interviewten auf diverse Praktiken zurück. Sie gehen Spazieren, zum Schwimmen und zum Sport, fahren mit dem Fahrrad, machen Gymnastik, Atemübungen und Yoga, oder achten auf eine gesunde Ernährung. Auch wenn die Praktiken auf milieuspezifische Unterschiede verweisen, so sind sie stets mit dem Ziel verbunden, das körperliche Kapitel instand zu halten (Götz und Schweiger 2019). So berichtet Beate Flossmann<sup>142</sup> (Gajek und Schweiger 2009) beispielsweise:

---

142 Interview vom 10.04.2015, geführt von Esther Gajek.

»Schwimmen gehe ich. [...] Und ich bin bis vor zwei Jahren auch sehr, sehr gern Fahrrad gefahren und irgendwie war ich jetzt zweimal im Sommer irgendwie ein bisschen krank [...] ich möchte aber unbedingt jetzt wieder anfangen. Also, dass ich auch wieder mehr Energie habe und so. [...] Das ist das Wichtigste. Dann kommt man, kann man auch mit wenig Geld zurechtkommen.«

Die Respondentin stellt das Energie-Haben, sprich die körperliche Fitness, hier als »das Wichtigste« im Umgang mit knappen Mitteln heraus. Viele der Befragten betonen immer wieder, wie wichtig die Gesundheit sei, um über die Runden zu kommen, nicht nur im Zusammenhang mit dem Einsatz des Körpers als Arbeitskraft (»Also krankheitsmäßig, das sind ja die Sorgen, dass ich krank werde, nein da darf nichts kommen«, so etwa die im Callcenter arbeitende Monika Tegt), sondern gerade auch, um Gesundheitskosten zu vermeiden. Krankheiten werden als finanzielle Verunsicherung der ohnehin prekären Lage empfunden. Diesen gilt es vorzubeugen. Körperleiden werden als eines der größten Bedrohungsszenarien verstanden, so erzählt beispielsweise die ehemalige technische Zeichnerin Elisabeth Koch<sup>143</sup>:

»Und jetzt habe ich noch diese Sorge mit meinen Augen. [...] die müssen operiert werden und sie können mir helfen, sagte meine Ärztin, aber nur wenn [sie] eine teure Linse verwenden, weil sonst hilft [es] mir nicht. [...] Ja. Und ich habe das Geld nicht.«

Auch in diesem kurzen Zitat stellt die Gesprächspartnerin ihren Körper in einen Zusammenhang mit seinem Geldwert und betont gleichzeitig die Verunsicherung, die der kranke Körper und seine notwendige ärztliche Behandlung affektiv hervorrufen. Wie wichtig also die körperlichen Ressourcen für die Handlungsmacht im Umgang mit Altersarmut sind, wird hier mehr als deutlich. So wird mit dem kranken Körper als Drohbild vor Augen täglich Zeit und Arbeit aufgewendet, um den (noch) funktionierenden Körper zu erhalten.

Dabei werden nicht nur der kranke, sondern auch der zu pflegende und der tote Körper stets hinsichtlich der damit verbundenen Kosten imaginiert. Viele der befragten Mütter betonen immer wieder ihre Ängste den Kindern aufgrund von Pflegebedürftigkeit finanziell zur Last zu fallen. Entsprechend werden Vorkehrungen getroffen: Es werden Patientenverfügungen abgeschlossen, die sicherstellen sollen, den Körper nicht mehr teuer am Leben zu erhalten, es werden die letzten finanziellen Polster für die potenzielle Pflegebedürftigkeit zurückgehalten und versucht an anderer Stelle zu sparen. Es werden Sterbegeldversicherungen abgeschlossen, um die Kosten

143 Interview 07.05.15, geführt von Esther Gajek.

für die Bestattung im Vorfeld zu regeln; selbst der Freitod wird als realistische Alternative in Betracht gezogen, weil er eine potenziell eintretende langandauernde Pflegesituation abkürzen und zur Risikominimierung antizipierter Kosten beitragen würde. Dagmar Berger zahlt beispielsweise, wie bereits beschrieben, in eine Sterbegeldversicherung ein, damit die Tochter nicht für die Beerdigungskosten aufkommen muss. Auch bei den anderen Befragten werden Pflege- und Bestattungskosten vor allem in der Verschränkung mit mütterlichen Subjektpositionen thematisiert. Dies führt bei vielen auf den ersten Blick zu irrationalen Vorsorgestrategien, die sich jedoch entlang mütterlicher Idealvorstellungen erklären lassen (5.1). Von Bedeutung ist für dieses Unterkapitel auch ein anderer Punkt, nämlich, dass die Gesprächspartnerinnen in ihren Körperimaginationen immer auch die Kosten zukünftig zu verrichtender Körperarbeit mitkalkulieren. Objekte von Körperarbeit sind laut Meuser »gesunde wie kranke, lebendige wie tote Körper. Körperarbeit in diesem Sinne verrichten Friseurinnen, Krankenpflegerinnen, Fußpflegerinnen, Leichenbestatter, Tätowierer, Physiotherapeutinnen, Chirurgen, Sexarbeiterinnen u.v.m.« (Meuser 2014, S. 67). Gezeigt wurde, dass die in diesem Feld imaginierten Körper insbesondere kranke, zu pflegende und tote Körper und damit in jedem Fall angewiesene Körper darstellen. Die verhandelte Körperlichkeit kreist oftmals nicht um den aktuellen, sondern um einen zukünftigen Körper, mit dessen Pflege oder Bestattung Kosten und Mühen für Dritte verbunden sind, die es zu vermeiden gilt.

Zusammenfassend zeigt sich, dass Altersarmut den Körper auf ganz spezifische Weise zu Tage fördert, nämlich als Handlungsressource und Risiko. Vor dem Hintergrund des prekären Ruhestands rückt der Körper den Akteurinnen überhaupt erst ins Bewusstsein, er wird thematisiert und problematisiert. Die Imaginationen über abhängige, kranke, pflegebedürftige und tote Körper wirken gegenwärtig handlungsleitend. Die Akteurinnen verrichten selbst Arbeit an ihrem Körper, um diesen zu optimieren, fit und gesund zu halten; sie treffen Vorsorgestrategien, um zukünftig anfallende Kosten zu minimieren. Auffällig ist, dass sie den Körper aufgrund der Armutslage stets hinsichtlich seines Geldwerts thematisieren. Die antizipierten Körperkosten müssen im alltäglichen Knappheitsmanagement stets mitgedacht werden. Die Altersarmut führt damit zu einer ökonomischen In-Wert-Setzung von Körpern, so ein Befund aus den Interviews. Der Körper wird dadurch verobjektiviert und gleichzeitig können sich Betroffene seiner nicht entledigen, da sich die Sorgen um seinen Zustand permanent

unter die Haut schreiben – diese Sorgen fühlen die Interviewten leiblich zum Beispiel in schlaflosen Nächten, wie die porträtierte Dagmar Berger. Der Körper bleibt damit untrennbar mit dem Selbst verbunden und auch mit den Beziehungsgeflechten, die sich um dieses Selbst aufspannen und deren Beteiligte möglicherweise in die Kosten involviert sein werden. Der Körper changiert somit zwischen Handlungsressource – insofern Arbeit investiert wird, um das körperliche Kapital zu erhalten – sowie Gefährdung und Risiko – insofern Krankheit, Pflege und Tod die Arbeit anderer erfordern, die finanziert werden muss und die das altersarme Subjekt zusätzlich prekarisiert. Altersarmut ist somit nicht nur Folge von u. a. körperlichem Verschleiß durch *embodied labour* auf einem geschlechtsspezifischen Arbeitsmarkt, der viele Frauen zur Frühverrentung zwingt, sondern auch Ursache einer subjektiven »Rohstoffisierung« und »Verobjektivierung« (Villa 2008, S. 254) des Körpers bei gleichzeitiger negativer Affizierung, die sich handlungsstrukturierend auf das alltägliche Knappheitsmanagement auswirken. Diese Handlungsstrategien sind darüber hinaus individualisiert und gehen nicht zuletzt in den gegenwärtigen neoliberalen Anrufungen nach Selbstverantwortung und Selbstvorsorge auf, die, wie ich gezeigt habe, gerade auch über den Körper verhandelt und bearbeitet werden.

## 6.2 Verlusterfahrung und Resilienz

### 6.2.1 »Das hier ist eine große Änderung für mich. Aber jetzt muss ich zufrieden sein« – Ethnografisches Porträt<sup>144</sup>

Maiana Dovan hat einen kleinen mit Blumen geschmückten Garten. Sie liebt Blumen und das Gärtnern, das habe ihr insbesondere während der vier Jahre, in denen sie ihren krebserkrankten Mann pflegte, Kraft gegeben und sei ein Ausgleich gewesen. Sie lebt in einer kleinen Sozialwohnung, nicht weit

---

144 Das nachfolgende ethnografische Porträt ist eine leicht überarbeitete Fassung des Textes »Vom großbürgerlichen Gut zur Sozialbauwohnung« (Rau 2019 f), der erstmals im Sammelband »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen« (Götz 2019a) erschienen ist. Das Porträt basiert auf einem Interview, das ich mit Maiana Dovan am 13.07.15 in einer karitativen Einrichtung des Landesverbands »Bayerisches Rotes Kreuz« geführt habe. Grundlage der nachfolgenden Analysen bilden darüber hinaus informelle Telefonate sowie ein zweites informelles Treffen am 07.02.16 in der Wohnung der Respondentin.

entfernt von der »Offenen Altenhilfe«, einer sozialen Einrichtung des Bayerischen Roten Kreuzes, die ein fester Bestandteil ihres täglichen Lebens ist. Maiana Dovan genießt vor allem das Werkeln in ihrem Garten, dort hat sie es sich schön gemacht und verbringt gerade jetzt im Spätsommer die lauen Abende draußen. *»Dort habe ich mein Garten. Und das war für mich eine Entschädigung für meine schwere Arbeit wegen mein Mann.«* Mit ihren 85 Jahren scheint dies wohl der letzte Ort zu sein, an dem sie sich wie schon so oft in ihrem Leben neu eingerichtet hat, so hofft sie zumindest.

Aufgewachsen auf einem Gutshof im heutigen Moldawien, führte ihr Lebensweg sie über verschiedene Etappen bis zuletzt in diese kleine geförderte Wohnung nach München. Die Diskrepanz ihres gegenwärtigen Lebens in relativer Armut zu ihrer Herkunft könnte größer nicht sein. Ein mit den Mobilitätserfahrungen verbundener kontinuierlicher sozialer Abstieg, dem sie sich dennoch trotz oft widrigster Umstände immer wieder innerlich wie äußerlich anzupassen wusste – es musste schließlich sein. Heute bezieht sie Grundsicherung, ist gezwungen, mit den ihr zur Verfügung stehenden knappen finanziellen Mitteln zu wirtschaften:

*»Weil ich brauche auch Medikamente für Augen und das ist nicht bezahlt von AOK, ja? [...] wirklich, bei mir mit fast 50 Euro monatlich, für Medikamente muss ich geben. [...] Und zum Beispiel jetzt, ich habe fünf Paar Schuhe, braucht, schauen Sie, Entschuldigung. Schauen Sie. Braucht Reparaturen.«*

Hinzu kommt ihre Osteoporose, die sie zunehmend körperlich einschränkt. Dennoch wirkt die alte Frau zufrieden, ist froh über die Unterstützung des Sohnes, der schon jetzt ihre Einkäufe erledigt oder bei schweren Gartenarbeiten hilft. Dieser wohnt nur einige Gehminuten entfernt.

Maiana Dovan wurde 1930 in Bessarabien geboren. Die Region ist heute ukrainisches und zum Großteil moldawisches Staatsgebiet, damals war sie die östlichste Provinz Rumäniens. Dort verbrachte Maiana Dovan eine wohlbehütete Kindheit und Jugend auf dem elterlichen Gut. Eine Schwarzweißfotografie, die die gesamte Großfamilie, Maiana Dovan als sechsjähriges Kind, an reich gedecktem Tisch auf einer großen Terrasse vor dem Anwesen abbildet, dient ihr heute als letztes Zeugnis des damaligen sozialen Status. Es fehlte ihr und ihrer Familie an nichts, Maiana Dovan besuchte ein Mädchengymnasium, das sie erfolgreich abschloss, dann heiratete sie mit 17 Jahren ihren Mann. Die Ehe hielt über alle Wechselfälle des Lebens hinweg bis zu seinem Tod. In Folge der politischen Verhältnisse in ihrer Heimatregion nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte sie in den 1950er Jahren mit Mitte zwanzig jedoch zum ersten Mal Armut. Die Konflikte zwischen Rumänien

und der Sowjetunion spitzten sich zu. Das Jahrhunderte lang als Pufferregion zwischen den Großmächten geltende multiethnische Bessarabien war wieder einmal hart umkämpft und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von der Sowjetunion annektiert. Vom Onkel vor einer Deportation nach Sibirien gewarnt, flohen Maiana Dovan, die gerade zu dieser Zeit ein Kind erwartete, und ihre gesamte Familie in einer Nacht- und Nebelaktion aus der nun sowjetisch besetzten Region und mussten ihr gesamtes Hab und Gut zurücklassen:

*»Wir waren Flüchtlinge aus Bessarabien, [...] wann passiert diese Sache, ich habe bekommen mein Sohn. Ich war mit vor 17 verheiratet, von Armut, weil in Bessarabien wir haben verloren alles, was Gut von Großeltern und von Eltern. Ach, ist ein lange Geschichte.«*

Ihr Weg führte sie circa 800 Kilometer westlich in den rumänischen Teil des Banats, in eine Kleinstadt in der Nähe von Timișoara. Dort kam ihr Sohn zur Welt. Gemeinsam mit ihrem Mann baute sich die junge Familie ein neues Leben auf. Mit nicht viel in der Tasche dort angekommen, schafften sie es dennoch, sich durch harte Arbeit aus den ärmlichen Verhältnissen zu befreien. Mehr noch, ihr relativer sozialer Aufstieg in dem nach 1965 durch Nicolae Ceaușescu kommunistisch regierten Rumänien führte sogar dazu, dass Maiana Dovan nicht mehr arbeiten musste, da ihr Mann, mittlerweile Gründer und Leiter einer Kooperative im Bereich der Fernsehtechnik mit elf Angestellten, genug verdiente, um alleine die gesamte Familie zu ernähren: *»Weil ich war Hausfrau, trotz dem Gymnasium, aber mein Mann wollte nicht, dass ich arbeite. Weil er als Fernsehtechniker, er hat gut verdient.«* So vergingen die Jahre, der Sohn wuchs heran und genoss eine gute Schulbildung. Die Familie verspürte, wie Maiana Dovan rückblickend resümiert, keinen Mangel mehr. Sie besaßen sogar ein Auto und, obwohl ihr Bewegungsradius auf die kommunistisch regierten Länder begrenzt war, zehrten sie dennoch von den vielen Reisen: *»Wenige Menschen haben Auto gehabt. Aber wir hatten diese Möglichkeit und mit Auto wir haben besucht ganze Land. [...] Und wir haben gut, sehr gut gelebt.«*

Doch ausgerechnet ihr Sohn, der nach dem erfolgreichen Abschluss des Gymnasiums und des Armeedienstes eigentlich vorhatte, ein Studium zum Autobauingenieur zu absolvieren, setzte die Familie dann erneut in Bewegung:

*»Er war sehr unzufrieden, kluger Junge, hat gelesen sehr viel. Viele Bücher von unserer Bibliothek hat er gelesen. Und er wollte in Freiheit leben und hat kritisiert diese Regierung, kommunistische Regierung.«*

Aus seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Ceaușescu-Regime machte der Sohn, zur großen Besorgnis seiner Mutter, kein Geheimnis: »*Er war ehrlich und er hat nicht erkannt, wie gefährlich dies [war], was er hat geredet.*« So kam es, dass er eines Tages einen Anruf eines alten Kameraden aus der Armee bekam, der ihn vor dem Zugriff des Geheimdienstes warnte und vor dem Gefängnis bewahrte. Noch in derselben Nacht beschloss Maiana Dovans Sohn das Land zu verlassen.

Er packte einige wenige Dinge zusammen und schmuggelte sich auf ein Schiff. Bis auf die Unterwäsche entkleidet – seine Kleidung und Uhr, die er auf dem Boot zurückließ, sollte Maiana Dovan später von der Polizei erhalten –, seinen Pass in einer Plastiktüte um den Bauch geklebt, sprang er von dort in die Donau und durchquerte den über 1000 Meter breiten Grenzfluss ins damalige Jugoslawien, heute Serbien. Von dort ging sein Fluchtweg mit dem Auto weiter nach Italien und dann als blinder Passagier mit dem Zug nach Deutschland, wo er schließlich Asyl beantragte. Seiner Mutter erzählte er nichts von seinem Plan: »*In dieser Zeit ich war wie verrückt: »Wo ist mein Sohn? Weinen und Stress und alles.*« Völlig außer sich vor Sorge erfuhr diese erst später von der – am Ende erfolgreichen – Flucht des Sohnes, der nach wochenlangen Strapazen in Deutschland angekommen war. Maiana Dovan setzte sofort alle Hebel in Bewegung und aktivierte eine alte Freundin aus Schulzeiten, die bereits in Deutschland lebte, um ihrem Sohn zu helfen. Als er vor ihrer Haustür stand habe diese ihn zuerst nicht erkannt – so verwahrlost muss er ausgesehen haben – und wollte ihn sogar wieder fortschicken. Doch sie gewährte ihm Unterschlupf und half ihm, eine kleine, günstige Ein-Zimmer-Wohnung zu mieten. Seine Studienpläne legte der Sohn erst einmal auf Eis und begann als Fernfahrer bei einem großen Autokonzern zu arbeiten, um zunächst ein geregeltes Einkommen zu erwirtschaften.

Für Maiana Dovan und ihren Mann wurden die Lebensverhältnisse in Rumänien derweil zunehmend schwerer. Die Überwachung durch den rumänischen Geheimdienst Securitate nahm zu. Zwar waren sie finanziell immer noch relativ gut gestellt, besaßen das Haus, das Maiana Dovan von den Eltern geerbt hatte. Dennoch hatte ihr gesellschaftliches Ansehen aufgrund der Fluchtgeschichte des Sohnes gelitten:

*»Und Behörden haben uns toleriert. Aber nicht mehr so mit großem Respekt für uns, weil immer haben wir einen Antrag, es war schrecklich, wenn ich habe gebraucht ein Sack Zement für Reparaturen für Haus, die haben eine Frau, eine Kommunistin, sehr gegen uns sie war, hat geschrieben an mich: »Bringt er erst den Sohn zu Hause und dann kommst du mit Antrag von [...]. Wir machen für Sie nicht*

*so leicht wie für die anderen, weil Sie sind Schuld wegen schlechter Erziehung für Ihren Sohn. Und das war schon viele Kleinigkeiten, aber haben uns schikaniert.*«

Außerdem wuchs die Sehnsucht nach ihrem Sohn von Tag zu Tag. Jahre hatten sie sich nun schon nicht gesehen. Der Sohn konnte unter keinen Umständen wieder zurück zu den Eltern, ohne dass ihm eine Gefängnisstrafe drohte. Sie wollte ihn unterstützen und so wuchs der Wunsch, ebenfalls nach Deutschland zu gehen. Doch das politische Regime erlaubte keine Auswanderung in ein nicht-kommunistisches Land. Zeitlich begrenzte Ausreisen hingegen wurden zunehmend genehmigt, jedoch unter strengen Auflagen, die verhindern sollten, dass aus einem Besuch ein dauerhafter Aufenthalt werden könnte. Es war Maiana Dovan und ihrem Mann in keinem Falle möglich, gemeinsam nach Deutschland zu reisen, wie sie erklärt: *»Securitate hat nicht erlaubt zusammen, weil die haben [...] vermutet. Weil wir beide sind hier und kommen nicht mehr zurück.*« Sie beschlossen daher, dass nur sie ein Besuchervisum beantragen würde. Ihr Antrag wurde genehmigt. Sie erhielt das Besuchervisum, ihr Mann blieb zurück und sie reiste alleine mit dem Zug nach Deutschland. Nach fünf Jahren Trennung nahm der Sohn seine Mutter schließlich am Münchner Bahnhof in Empfang. Und sie blieb – für immer. *»Es war so, ich habe geträumt sowas, aber ich war nicht so sicher, [...] ob es klappt.*«

So groß die Freude über das lang ersehnte Wiedersehen war, so schwierig waren die Lebensumstände von Mutter und Sohn, gerade in der ersten Zeit nach ihrem Ankommen in Deutschland. Die mittlerweile 56-jährige Maiana Dovan zog zunächst in die Ein-Zimmer-Wohnung des Sohnes. Dort lebten sie nun zu zweit überaus beengt, sie schlief in seinem Bett. Diesen Zustand konnte Maiana Dovan nicht lange mit ansehen: *»Ich will nicht, mein Sohn hat auf Boden geschlafen und nächste Tag er sollte mit Auto fahren. Und es war sehr schlimm. Ich habe gesehen mein Sohn kann krank werden.*« So suchte sie erneut Hilfe bei ihrer Freundin, die sie kurzerhand bei sich aufnahm und ihr half, eine eigene Wohnung zu finden:

*»Und sie hat ständig gesucht für mich eine Wohnung. Und die Besitzerin von Gebäude Europa-Apotheke und oben Hotel Maurer, die Besitzerin, die Frau Maurer, sie war sehr reich. [...] Und sie hatte eine Wohnung frei. Und [die Freundin] hat gefragt Frau Maurer: »Bitte gib diese Wohnung an meine Freundin. Wären Sie sehr zufrieden, weil ist eine fleißige Frau und kann Ihnen auch helfen.«*

Frau Maurer entschied sich letztlich tatsächlich für Maiana Dovan, die schließlich ihre eigene Wohnung bezog. Kurz darauf ging sie zum Arbeitsamt und fand eine Anstellung als Reinigungskraft bei einem Optiker. So konnte Maiana Dovan ihre Miete bezahlen und überleben. Dennoch fand

sie sich, wie schon nach der Vertreibung aus Bessarabien, ein weiteres Mal in ärmlichen Verhältnissen wieder:

*»Am Anfang ich war sehr modest und ich war anämisch und ich habe auch fast nichts gegessen. Mit große sparsam, weil ich wollte für meine Mama schicken, ja? Weil dort es war große Armut und unmöglich zu leben.«*

Wo es ging, sparte Maiana Dovan, um ihrer Mutter und auch ihrem Mann, die beide nach wie vor in Rumänien lebten, einen Teil ihres Lohnes zu schicken, da sich die Lebensverhältnisse dort durch den allmählichen Niedergang der Planwirtschaft und die folgende Sparpolitik Ceaușescus seit den 1980er Jahren drastisch verschlechtert hatten.

Nur ein Jahr arbeitete Maiana Dovan als Reinigungskraft. Dann bot Frau Maurer ihr eine Stelle als Hausmeisterin an, nachdem die begeisterte Gärtnerin, die während des ersten Jahres viel Zeit und Energie in die Bepflanzung des Innenhofes gesteckt hatte, die Hausbesitzerin von ihrem Fleiß und ihren Fähigkeiten überzeugt hatte. 18 Jahre sollte sie diese Stelle behalten, die zuvor von zwei Personen ausgeführt worden war. Und auch Dovan blieb nicht lange allein, denn nach zwei Jahren Arbeiten und Leben in Deutschland erhielt ihr Mann ein Ausreisevisum und konnte auf legalem Wege zu seiner Familie nach München kommen. Von da an erledigten sie die Hausmeister-tätigkeiten gemeinsam und lebten zusammen in ihrer Wohnung. Der Mann erhielt von Frau Maurer ein zusätzliches kleines Zimmer im selben Gebäude und konnte sich dort mit kleineren Fernsehreparaturen noch etwas dazuverdienen. Er hatte es außerdem geschafft, etwas Geld durch den Verkauf des Autos sowie einiger Mahagonimöbel und Perserteppiche, die das Ehepaar in Rumänien besessen hatte, nach Deutschland mitzubringen. Das Haus, das Maiana Dovan gehörte, wurde nach deren illegaler Ausreise jedoch vom rumänischen Staat beschlagnahmt:

*»Und mein Haus sofort als Strafe war konfisziert. War in mein Name geerbt von meine Eltern. War sofort konfisziert und jetzt nach 15 Jahre Prozess ich habe noch nicht zurückbekommen und keine Entschädigung.«*

Nach ein paar Jahren verschaffte Frau Maurer dem Ehepaar einen weiteren Kontakt zu einer Anwaltskanzlei im Haus. Auch dort kümmerten sich die beiden nun zweimal wöchentlich um diverse Belange wie Saubermachen oder kleinere Reparaturen. Maiana Dovan übernahm zusätzlich Pflegetätigkeiten für die alternde Frau Maurer, putzte deren Wohnung, erledigte Einkäufe und kochte für sie. Von Beginn an versteuerte sie ihr Einkommen, sie

sei ein ehrlicher Mensch, wie sie betont: »Ja. Ja, ab Anfang ich wollte immer ehrlich sein. Nicht den Konflikt mit Behörde. [...] Ich war sehr korrekt.« Gemeinsam erwirtschaftete das Ehepaar Dovan genug zum Leben; es war zwar nicht mehr so viel Gestaltungsspielraum vorhanden wie zu ihren besten Zeiten in Rumänien, aber: »Wir waren zufrieden. So richtig gut nicht wie zu Hause, aber es war alles möglich für uns. Richtig Essen und etwas Kleidung, Schuhe, was nötig war« – bis sich der gesundheitliche Zustand von Frau Maurer drastisch verschlechterte.

Nach 18 Jahren, in denen Maiana Dovan in Frau Maurers Haus gewohnt hatte, war sie im Alter von 74 Jahren wieder gezwungen, mit ihrem Mann die Zelte abzubauen. Frau Maurer wurde schwer krank und war auf professionelle Pflege angewiesen – auf Pflege, die Maiana Dovan nicht mehr leisten konnte. So mussten sie und ihr Mann ihre langjährige Wohnung für eine Pflegekraft räumen, sich ein weiteres Mal ein neues Zuhause suchen. Zum Glück half ihnen Frau Maurer dabei, eine neue Wohnung zu finden: »Ich habe diese Wohnung bekommen mit Hilfe von Frau Maurer. [...] Und seit elf oder zwölf Jahre ich wohne hier.« Leider musste Maiana Dovan jedoch feststellen, dass Frau Maurer ihre Hausmeistertätigkeiten nicht korrekt angemeldet hatte und sie viel weniger Rente erhielt als angenommen:

*»Ich habe Rente nur 100, weil die Frau Maurer war trotzdem sehr reich, aber sehr geizig. Wegen Geld sie war unmöglich zu verstehen und sie hat nicht gemacht für mich, alles was sie sollte für mich Rente bezahlen.«*

Dann erkrankte einige Jahre nach dem Umzug auch ihr Mann:

*»Weil er vier Jahre war mit Krebs in Hals. Besonderes Essen, passiert und Mixer. Und oft in Krankenhaus und nochmal zurück. Und ich war immer dabei. Tag und Nacht. Immer, immer. Von AOK in dieser Zeit habe ich bekommen 230 Euro monatlich.«*

Nach dem Tod des Mannes ging es ihr psychisch selbst einige Zeit sehr schlecht. Depressionen suchten sie heim, sie wollte niemanden außer ihren Sohn sehen. Langsam erholte sie sich wieder davon. Überlegte sogar wieder zu arbeiten, »Bügeln oder ein Kleinkind betreuen«, um sich noch etwas dazuzuverdienen, aber die inzwischen vorangeschrittene Osteoporose erlaubte dies nicht.

Maiana Dovan ist heute trotz dieser gesundheitlichen und persönlichen Belastungen und eingeschränkter finanzieller Möglichkeiten zufrieden, wie sie sagt. Sie hat es geschafft, sich nach all den Strapazen, dem Rauswurf aus der Wohnung und der langjährigen Pflege des kranken Mannes ein weite-

res Mal in ihren neuen Lebensumständen einzurichten. Heute lebt sie in einer Sozialwohnung – lediglich ihr Einrichtungsgeschmack und Kleidungsstil lassen die großbürgerliche Herkunft noch erahnen – und bezieht Grundversicherung:

*»Und seit mein Mann ist gestorben, weil er hat in Rumänien hat so viel gearbeitet, aber die Behörde von dort waren nicht korrekt zu ihm, weil wir waren schon Feind für Kommunisten und sowas. Und von seiner Rente ich bekomme nur halb, 122 pro Monat. [...] Von Rumänien auch nicht richtig, er sollte mehr Rente haben.«*

Maiana Dovan bekommt somit 222 Euro Rente, 100 Euro eigene und 122 Euro als Witwenrente ihres verstorbenen Mannes. Diese stockt sie mit Grundsicherung auf, in der auch Miet- und Heizkosten enthalten sind. Insgesamt habe sie knapp 300 Euro monatlich zum Leben. Davon braucht die an Osteoporose Erkrankte circa 50 Euro im Monat für Medikamente, die ihre Krankenkasse nicht übernimmt. Hinzu kommen oft Posten für die Instandhaltung oder Reparaturen von Dingen des täglichen Gebrauchs, die sie zusätzlich belasten. Für beides würde sie sich mehr Unterstützung wünschen. Auch über die Rentenpolitik des rumänischen Staates ärgert sie sich, dennoch kommt sie notgedrungen zurecht: *»Jetzt muss ich zufrieden sein, weil ich kann Miete bezahlen 500 und was dazu, und meine Telefon und Strom und alles was nötig ist.«* Sie *»muss«* zufrieden sein – besser lässt sich ihre ganz persönliche Situation der Alternativlosigkeit, die auch eine Folge ihrer schwierigen und nicht freiwillig erfolgten Migrationsgeschichte ist, nicht auf den Punkt bringen.

Trotz eines wechselvollen Lebens hadert die über 80-Jährige heute nicht. Sie richtete sich stets in den neuen Umständen ein. Es scheint fast so, als seien es gerade diese mehrfachen biografischen Brüche, die Maiana Dovan stärker gemacht haben, eben weil sie diese jeweils bewältigen konnte und dann später in Rückerinnerung an das bereits gelungene Leben darauf vertrauen konnte, dass es auch beim nächsten Neustart weitergehen würde. Sie übte gewissermaßen im Laufe dieser Neuanfänge Fertigkeiten ein, den Wechsel auszuhalten. Eine wichtige Stütze im Prozess des sich Arrangierens ist für Maiana Dovan die Familie. Diese gibt ihr die notwendige innere Stärke und konkrete Unterstützung, immer wieder von vorne zu beginnen. So wurde die Vertreibungserfahrung eine gemeinsame, wie seinerzeit auch das Aufbauen eines komplett neuen Lebens mit ihrem Mann im Banat. Nicht zuletzt ist dieser familiäre Zusammenhalt auch der Hauptgrund dafür, dass Maiana Dovan und nach ihr auch ihr Mann dem Sohn gefolgt sind, um in

Deutschland wieder zusammen zu sein; die Familie wird damit zur wichtigen Konstante und zugleich Ressource, um die Migration und den damit verbundenen sozialen Abstieg zu verarbeiten sowie sich in der neun deprivilegierten Klassenlage einzurichten.

Auch der Sohn ist mittlerweile angekommen, hat geheiratet und drei Kinder. Bis auf den Jüngsten, der noch in die Grundschule geht, besuchen alle das Gymnasium. Er ist immer noch Fernfahrer und pflegt nach wie vor ein enges Verhältnis zu seiner Mutter. Er und seine Frau kümmern sich jetzt um sie: »Meine Schwiegertochter fragt mich telefonisch fast jeden Tag, ob ich [etwas] brauche.« Sie erledigen Einkäufe für Maiana Dovan, alles, was sie aufgrund ihrer »Knochen« nicht mehr erledigen kann. Gesellschaft sucht Maiana Dovan außerdem in der nahegelegenen »Offenen Altenhilfe«, außerdem genießt sie den Rückzug und die Ruhe in ihrem Garten. Der Sommer neigt sich langsam dem Ende. Maiana Dovan wendet sich noch einmal im Gespräch den dringend benötigten Schuhreparaturen zu:

*»Sind noch zu tragen, aber eine Reparatur kostet 15 Euro für ein Paar Schuhe. Und ich habe fünf Paar, der braucht unbedingt Reparatur. Und das ist 75 Euro. Und ich muss das vorbereiten, weil für Herbst ich habe nicht mehr gute Schuhe. Alle fünf sind kaputt.«*

Morgen will sie herauszufinden, wo sie diese günstig reparieren lassen kann, um dann mit dem richtigen Schuhwerk passend zur beanspruchten, aber eleganten Kleidung im Herbst anzukommen.

### 6.2.2 Der Ruhestand als verlorene Zukunftserwartung

Maiana Dovan gehört zu denjenigen Frauen im Sample, die nicht in Deutschland geboren sind, sondern aufgrund von Migration ihren Ruhestand dort erleben. Ihr Lebensverlauf folgt insofern einer weiblichen Normalbiografie, als dieser durch Heirat, Mutterschaft und Kindererziehung gekennzeichnet ist und eine klare Familienorientierung aufweist. Aufgrund ihrer großbürgerlichen Herkunft profitierte sie trotz ihres Geschlechts von der Bildungsoffensive in Form eines Gymnasialabschlusses, ging mit der Geburt des Sohnes dennoch keiner Berufstätigkeit nach, sondern widmete sich im traditionellen Sinne der häuslichen Reproduktionsarbeit. Maiana Dovan war zum Zeitpunkt des Interviews 85 Jahre alt und bezog zu ihrer Rente von 222 Euro eine aufstockende Grundsicherung. In ihrer Lebensgeschichte dominieren ihre Flucht- und Migrationserfahrungen. Ihr Narration struk-

turiert sich entlang der lebensweltlichen Umbrüche und des sukzessiven Statusverlusts, den sie stets vor dem Hintergrund ihrer ursprünglichen sozialen Positionierung erzählt. Ihre großbürgerliche Herkunft steht dabei im Zentrum ihrer narrativen Identität. Ihren sozialen Abstieg verhandelt sie dabei immer auch über körperliche Zuschreibungen wie Kleidung. Der habituell markierte und inszenierte Körper fungiert in ihren Narrationen in besonderer Weise als Träger von Identität. Er spielt nicht nur in ihren Erinnerungen, sondern auch für ihre Zukunft eine zentrale Rolle, wie ich noch zeigen werde. In ihrer Selbsterzählung äußert die Interviewte außerdem immer wieder ihre Enttäuschung über ihre kleine Rente, mit der sie nicht gerechnet hatte, und zeigt sich empört über die Entbehrungen, die damit verbunden sind, u. a. sich keine neuen Schuhe mehr leisten zu können. Den Eintritt in den Ruhestand erlebte sie dementsprechend als unerwarteten Einschnitt.

Für viele der für diese Studie Befragten war der Renteneintritt ein einschneidendes Erlebnis, weil sie nicht davon ausgegangen waren, einmal in Altersarmut zu leben. Geprägt durch das Wohlstandsversprechen einer sicheren Rente hatten sie andere Vorstellungen vom Altern. Hierbei handelt es sich um ein gesellschaftliches Versprechen, das in der Vergangenheit nicht hinterfragt wurde, das sich gegenwärtig jedoch für viele Frauen nicht erfüllt hat. Ihren Ruhestand thematisieren sie als biografischen Bruch, als Verlust einer anders antizipierten Zukunft. So berichtet beispielsweise die bereits porträtierte Jolanda Fischer vom geplatzten Traum des Ruhestands. Um mit ihrer Rente überleben zu können, imaginiert sich die Respondentin als lebenslänglich arbeitend. Eine Zukunft gekennzeichnet durch finanzielle Absicherung, Erwerbsarbeitsentpflichtung und Entschleunigung, wie sie es sich für ihren Ruhestand gewünscht habe, verhandelt sie aufgrund ihrer Armutslage als verloren. Auch Hilde Meyer erzählt, sie habe ihre Rentenbescheide regelmäßig kontrolliert und sei dennoch völlig überrascht gewesen, wie wenig Rente sie bekomme. Sie erklärt sich diesen Schockmoment anhand der politisch initiierten Rentenniveausenkungen, die für sie nicht vorhersehbar gewesen seien. Wie an diesen Beispielen deutlich wird, symbolisiert der Eintritt in den Ruhestand für viele eine Verlusterfahrung, die in spezifischer Weise affiziert und entsprechend plausibilisiert, interpretiert und verarbeitet werden muss. Mit Reckwitz verstehe ich Verlust folgendermaßen:

»Verlust bezeichnet das Verschwinden von etwas in der zeitlichen Sequenz der sozialen Welt [...] und zwar ein Verschwinden, welches markiert, negativ bewertet und häufig mit negativen Affekten verknüpft wird. Einen Verlust zu markieren, setzt also zunächst voraus, dass etwas verschwunden ist, dass es nicht mehr da ist, der Vergangenheit angehört.« (Reckwitz 2021b, o. S.)

Wie Reckwitz weiter ausführt, besitzen Verlusterfahrungen jedoch eine komplexe Temporalstruktur; so könne nicht nur etwas verschwinden, das der Vergangenheit angehöre. Auch Zukunftserwartungen, wie etwa eine spezifische Vorstellung vom Leben im Alter, können verloren werden. Zentral erscheint mir darüber hinaus, dass es sich bei dem verlorenen Ruhestand nicht um einen individuellen Verlust handelt, wie beispielsweise der plötzliche Tod eines Nahestehenden, sondern um eine Verlusterfahrung, die zwar subjektiv erlebt, gefühlt und verarbeitet wird, dabei jedoch strukturell erzeugt ist. Der Verlust wird in diesem Zusammenhang durch vergeschlechtlichte und ethnisierte Ungleichheitsverhältnisse produziert. Verlusterfahrung lässt sich im Kontext von Altersarmut demnach als strukturimmanente Affizierung identifizieren, insofern das gesellschaftliche Versprechen einer sicheren Rente als wahrhaftig angenommen wurde. Wie Reckwitz betont, gehen Verlusterfahrungen dabei häufig mit Gefühlen der Wut, Empörung oder auch Enttäuschung einher: »Die Verluste werden nicht nur emotionslos als negatives Ereignis registriert, sondern sie affizieren auch negativ« (ebd.). So wirkt der antizipierte Zukunftsverlust für Jolanda Fischer, wie unter Punkt 4.1 ausführlich beschrieben, ausschließlich negativ affizierend. Enttäuschung, Frustration bis hin zu depressiven Stimmungen waren kennzeichnend für das Fallbeispiel Fischer. Auch die ehemalige Elektronikerin und Industrieangestellte Cordula Faber<sup>145</sup> lässt sich in diese Reihe stellen. In ihren Aussagen zeigt sich das Ohnmachtsgefühl, das mit der Verlusterfahrung einhergeht, auf besonders drastische Weise:

---

145 Cordula Faber setzte sich via E-Mail am 24.02.2016 mit uns in Verbindung, nachdem sie auf das Forschungsprojekt aufmerksam geworden war. Meine mehrmaligen Anfragen, sich persönlich zu einem Interview zu treffen, lehnte die Respondentin mit Verweis auf ihren schlechten psychischen Gesundheitszustand jedes Mal ab. Nichtsdestotrotz schien es ihr wichtig zu sein, hier Stellung zu beziehen und weibliche Altersarmut als Folge politischen Versagens zu betonen. Dieser Fall konnte dementsprechend nicht tiefergehend biografisch erfasst werden. Dennoch bekräftigt ihre Aussage an dieser Stelle die Intensität negativer Gefühle, die das altersarme Subjekt erfassen. Das folgende Zitat stammt aus der E-Mail-Korrespondenz mit Cordula Faber.

»Bisher ist nichts ernsthaft gemacht worden um diese Situation zu ändern. [...] Glauben Sie ernsthaft, dass gerade Sie etwas daran ändern werden? Glauben Sie, dass es notwendig ist auf unsere Situation aufmerksam zu machen? Sie ist doch ganz allgemein bekannt, soweit man sie nicht bewusst verdrängen will. [...] In dieser Welt der Angeberei, der Lüge, des Egoismus und der Egozentrik ist mit keiner Hilfe zu rechnen, wenn man unten ist. Verachtung ist unser Los. [...] Was auch immer kommen wird, es wird schlechter sein. Denn wenn es einen Willen gäbe, diese Situation für uns zu verbessern, wäre dieser Wille längst erkennbar und man hätte längst etwas für uns getan. [...] Was kann ich dagegen tun? Ich habe keine Möglichkeiten. Somit bleibe ich allein und unverstanden.«

Affektiv bewirkt Fabers Annahme einer ebenso als verloren geglaubten Zukunft, die nur schlechter werden könne, Sarkasmus, Hoffnungslosigkeit und Resignation, in jedem Fall negative Affekte. Laut Andreas Reckwitz ist

»[d]ie Enttäuschung von Erwartungen, also die Erfahrung des Negativen, [...] an sich ein normaler Bestandteil sozialer Praxis. Doch wird die Enttäuschung von Erwartung im Falle des Verlusts offenbar deshalb immer wieder als einschneidend erlebt, also mit intensiver Affektivität verknüpft, weil der fragliche Verlust nicht reversibel erscheint.« (Reckwitz 2021b, o. S.)

Im Kontext von Altersarmut und der verlorenen abgesicherten Zukunft kann genau von dieser »zeitlichen Irreversibilität« gesprochen werden. Altersarmut wird deshalb von vielen als derart negativ verhandelt und gefühlt, weil eine rückwirkende Veränderung ausgeschlossen ist. Das gelebte Leben und die dort getroffenen Entscheidungen, sei es auf der Ebene der Partnerwahl, der finanziellen Autonomie, des beruflichen Werdegangs, der Familienplanung oder auch der Migrationsbewegungen, lassen sich im Nachhinein nicht mehr verändern.

Spezifisch an Dovans Fall ist nun, dass für sie nicht erst der Eintritt in den Ruhestand als Verlust gedeutet werden kann. Die Altersarmut lässt sich in diesem Fallbeispiel vielmehr als Tiefpunkt eines sukzessiven Statusverlustes verorten. Ihre Verlusterfahrung basiert nicht nur auf ihrer vergeschlechtlichten, sondern auch ihrer migrantisierten Positionierung. Dass es im Kontext von Flucht und Migration zu strukturellen Abwertungsmechanismen insbesondere kulturellen Kapitals kommt, ist vielfach belegt (u. a. El-Mafaalani 2017, 2020). In erster Linie handelt es sich um die Aberkennung bzw. die Nicht-Anerkennung von Bildungsabschlüssen und Berufsqualifizierungen, die auch viele der hier befragten migranti-

sierten Interviewpartnerinnen erfahren haben. Auch im Fallbeispiel Dovan lässt sich dieser Zusammenhang nachzeichnen. So konnte Dovans Mann zwar in Deutschland weiterhin entsprechend seiner Professionalisierung als Techniker arbeiten, jedoch nicht mehr in leitender oder institutionalisierter Funktion. Infolge dessen musste sie das Privileg bürgerlicher Mittelschichtsfrauen aufgeben und mit der Einreise nach Deutschland fortan auch einer Lohnarbeit nachgehen, um das Familieneinkommen mitabzusichern, das jedoch immer noch unterhalb des ehemaligen Einkommens in Rumänien lag. Der Statusverlust, den das Ehepaar Dovan als Wirtschaftsgemeinschaft durch die Migrationsbewegung erfuhr, lässt sich demnach auf generelle strukturelle Abwertungsmechanismen zurückführen, die gerade bei Migrationsbewegungen von Ost- nach Westeuropa ethnisch legitimiert und rechtlich verankert sind. Für das untersuchte Fallbeispiel lässt sich damit schlussfolgern, dass Maiana Dovan nicht nur ihren (groß-)bürgerlichen Status mit Eintritt in den Ruhestand endgültig verlor, sondern auch ihre Erwartung eines abgesicherten Lebens im Alter. Auch Dovan erlebte den Eintritt in den Ruhestand als Schockmoment, in dem ihr bewusst wurde, wie wenig Rente sie tatsächlich bekommt, – u. a. da ihre ehemalige Arbeitgeberin sie informell beschäftigt und somit keine Sozialabgaben für sie geleistet hatte – und welche Folgen das für die ihr verbleibende Lebenszeit hat. So gesehen kommt es hier zu einer doppelten Verlusterfahrung, nämlich zu einem Status- und Zukunftsverlust.

So komplex die Temporalstruktur von Verlusterfahrungen im Einzelfall auch sein mag, sie eint die Intensität negativer Affizierung, weil das Verlorene als irreversibel angenommen wird. Die Unmöglichkeit einer rückwirkenden Veränderung vergangener subjektiver Handlungen zum Zwecke einer besseren Gegenwart und Zukunft evoziert negative Gefühle. Wenngleich Dovan hier objektiv betrachtet gar einen doppelten Verlust zu verzeichnen hat, und ihrer Enttäuschung bezüglich der kleinen Rente in unserem Gespräch mehrfach Ausdruck verleiht, so erzählt sie sich dennoch überwiegend als zufrieden, wirkt angepasst. Mich interessiert im Folgenden, wie es ihr gelingt diese Resilienz herzustellen und wo diese ihre Grenzen hat, wie sie den strukturell erzeugten negativen Affizierung entgegenarbeitet und welche strategische Rolle der Körper in ihren Narrationen und Praxen spielt. Aus dem Material geht hervor, dass Dovan ihre Armutslage vor allem auf einer retrospektiven und körperlich-ästhetischen Ebene verhandelt. Weil Verlusterfahrung jedoch per se negativ markiert ist, braucht es permanente affektive Arbeit, um diese Negativität zu verarbeiten, wie noch zu zeigen sein wird.

### 6.2.3 Zwischen Ohnmachtsgefühl, Enttäuschung und Nostalgie – Erinnerungsarbeit als Verlustbewältigungsstrategie

»Ich muss oft daran denken, wie meine Urgroßmutter ihre Herkunft verklärte. In gewisser Weise hatte sie keine andere Wahl. Vermutlich musste sie für sich die idealisierte Version eines Zuhauses schaffen, um es seelisch zu verkräften, dass sie kein Zuhause mehr hatte und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch keines mehr finden würde. Wenn Menschen über ihr Zuhause sprechen, kommunizieren sie dabei im Grunde sehr oft etwas anderes: Erinnerungen, die sich im Laufe der Jahre wandeln oder die gar neu erfunden werden [...].«  
(Schreiber 2021, S. 31)

Das Interview mit Maiana Dovan, aus dem ich auf den vorherigen Seiten bereits mehrfach zitiert habe, fand in einer sozialen Einrichtung statt. Das Treffen wurde über die Leiterin der Einrichtung arrangiert. Da es kein Vorgespräch mit der Respondentin gegeben hatte, begegneten Maiana Dovan und ich uns zum ersten Mal in dem für das Interview bereit gestellten Raum. Sie hatte schulterlange graue Haare, die sie mit zwei Haarklammern zu einer gutsitzenden Frisur gesteckt hatte, und trug unauffällige Kleidung, die jedoch wohl ausgewählt und abgestimmt anmutete. Eine kleine weiße Lederhandtasche, die sie während des Gesprächs auf ihrem Schoß fest umklammerte, rundete das bedachte und gepflegt wirkende Erscheinungsbild ab. Wie sich zu Beginn des Interviews herausstellte, hatte sie keine weiteren Informationen zu meinem Forschungsanliegen erhalten. Auf meine Interviewanfrage von der Leiterin ausgewählt, ließ sie sich »blind« auf das Gespräch ein. Ein Grund hierfür könnte sein, dass das erzählte Erinnern eine ermächtigende Handlungsstrategie im Umgang mit Altersarmut darstellt, wie ich in diesem Unterkapitel herausarbeiten werde. Bereits im ersten Satz wurde deutlich, dass Deutsch nicht Maiana Dovans Muttersprache ist. Von der Leiterin der »Offenen Altenhilfe« wusste ich, dass sie rumänischer Herkunft ist und Grundsicherung im Alter bezieht. Die klassifizierende Ästhetik der uns umgebenden Sozialbau-Architektur, die das Münchner Randviertel kennzeichnen, zudem klanghaft untermauert durch das »gebrochene« Deutsch der Gesprächspartnerin riefen bestimmte Stereotype hervor, die es kontinuierlich zu hinterfragen und zu dekonstruieren galt, um dem Fallbeispiel den Raum einer anderen Lesart zuzugestehen. Hilfreich war hier sicherlich die Herkunftsgeschichte meiner eigenen Familie, die

Parallelen zu Dovans Biografie aufweist. Das mir dadurch vertraute historisch-geografische Kontextwissen ließ mich Gesagtes besser einordnen und dekodieren, spezifische Begriffe verstehen und nicht zuletzt Anknüpfungspunkte finden, die ein vertrautes Miteinander-Sprechen ermöglichten. Durch das Transparent-Machen meiner familiären Hintergründe gleich zu Beginn des Gesprächs wurde ein vergemeinschaftendes Moment geschaffen, das eine soziale Nähe zwischen Maiana Dovan und mir ermöglichte. Diese soziale Nähe wirkte sich zunächst positiv auf die Gesprächsführung aus, wurde jedoch, wie ich noch zeigen werde, von Seiten der Respondentin im Verlauf unseres Kontaktes »unnatürlich« intensiviert und schließlich strategisch genutzt, um den sozialen Abstieg und sukzessiven Statusverlust zu verarbeiten.

Dieser kann, wie einleitend dargelegt, als dominanter Topos ihrer Lebensgeschichte identifiziert werden. Ihre großbürgerliche Herkunft bildet das Zentrum ihrer narrativen Identität, die sie im Gespräch, mir gegenüber-sitzend, weiter zu reproduzieren bemüht war, wie vor allem aus der Anfangssequenz des Interviews hervorgeht. Das Anliegen des Interviews erklärte ich wie folgt: Ich sei hier in der Einrichtung, um mit ihr und anderen Frauen darüber zu sprechen, wie es ihnen gelinge mit einer kleinen Rente zurechtzukommen, und dass mich hierbei vor allem auch ihre Biografie interessiere. Daraufhin bezog die Respondentin sogleich Stellung. Für sie sei ihre gegenwärtige Situation in Deutschland eine »große Änderung«, eigentlich habe sie gerne in »ihrem Land« bleiben wollen, denn dort seien sie eine »reiche Familie« gewesen. Der Sohn, den sie einerseits als erfolgreichen, klugen und aufstrebenden und andererseits als freiheitsliebenden und verwöhnten Jungen beschreibt und der das Land aufgrund seiner Kritik am kommunistischen Regime verlassen musste, sei der Grund für ihre Migration gewesen. Bereits in dieser ersten Sequenz rekurriert die Respondentin auf den Statusverlust, den sie im Verlauf ihres Lebens erfahren hat. Sie markiert die Migration nach Deutschland, die keine freiwillige gewesen sei, als biografisches Moment, das zu einer »Änderung« geführt und diesen Statusverlust verursacht habe.

Anders als andere Gesprächspartnerinnen, die ihre Migration als ermächtigende Strategie verhandeln, etwa um den Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen – so wie die ehemalige leitende Altenpflegerin Dawina Publica (Götz und Schweiger 2019) –, betont Dovan die Unfreiwilligkeit, die ihrer geografischen und dann auch sozialen Bewegung zugrunde lag. Den Statusverlust beschreibt sie als Folge äußerer Umstände (Vertreibung, Flucht des Sohnes) und nicht als Folge selbstgewählter Entscheidungen.

Charakteristisch für den Verlust ist laut Reckwitz, dass dieser passiv erlebt wird: »Der Verlust ist nicht angestrebt, wird vielmehr im Modus des Erleidens erfahren [...]. Von daher bricht mit dem Verlust Unkontrollierbares in die Sozialwelt ein« (Reckwitz 2021b, o. S.). Das Narrativ der Unfreiwilligkeit lässt sich demnach als Ohnmachtsgefühl deuten, das mit Dovans Statusverlust einhergeht. Auch ihren Zukunftsverlust problematisiert sie immer wieder negativ affizierend. In ihrer Selbsterzählung zeigt sie sich enttäuscht über ihre kleine Rente, fühlt sich ungerecht behandelt. Dabei rekurriert sie einerseits auf den rumänischen Staat, den sie in zweifacher Hinsicht als unmoralisch klassifiziert. Zum einen, weil ihr Mann trotz geleisteter Arbeit zu wenig Rente erhalten habe, womit in der Folge auch ihre Witwenrente zu gering ausfallen würde: *»weil er hat in Rumänien [...] so viel gearbeitet, aber die Behörde[n] von dort waren nicht korrekt zu ihm, weil wir waren schon Feind für Kommunisten und sowas. [...] Von Rumänien auch nicht richtig, er sollte mehr Rente haben.«* Zum anderen, weil der rumänische Staat ihren Hausbesitz nach ihrer Ausreise enteignet habe und sie bis heute keine Entschädigung erhalten hätte: *»Und mein Haus sofort als Strafe war konfisziert. War in mein Name geerbt von meine Eltern. War sofort konfisziert und jetzt nach 15 Jahre Prozess ich habe noch nicht zurückbekommen und keine Entschädigung. Das stört mich sehr.«* Außerdem beklagt sie ihre Machtlosigkeit bezüglich der ehemaligen Vermieterin und Arbeitgeberin, die *»wegen Geld [...] unmöglich zu verstehen [war]«* und die sie als *»sehr reich, aber sehr geizig«* beschreibt. Diese habe ihren Arbeitgeberanteil für Dovans Rentenversicherung nicht korrekt abgerechnet und ihr dies noch dazu vorenthalten. Hier wird erstens deutlich, dass und wie ihre Verlusterfahrung negativ affiziert, und zweitens, dass Dovan versucht das resultierende Ohnmachtsgefühl mittels der Suche nach Verantwortlichen zu verarbeiten. Die Zuschreibung von Schuldigen lässt sich mit Reckwitz' Soziologie des Verlusts als eine zentrale Strategie herausarbeiten. Vordergründig greift die Respondentin jedoch auf eine andere Verlustpraktik zurück, der ich mich im Folgenden ausführlich widmen möchte und die mich wieder zurück zur Anfangssequenz des Interviews bringt.

Durch die Selbstbeschreibung als *»reiche Familie«*, die Maiana Dovan dort vornimmt, sucht sie sich nämlich gleich zu Beginn des Interviews von der Armutszuschreibung abzugrenzen und ihre ehemalige soziale Positionierung sichtbar zu machen. Im Zuge dessen betont sie in mehrfacher Weise den ursprünglichen Status ihrer (Groß-)Familie. Es ist die Rede von ihrem Onkel und seiner Funktion als Direktor einer Fabrik, die eine weltberühmte Salami herstellte, wie auch davon, dass sie im Unterschied zu anderen ein Auto

besaßen, mit dem sie das ganze Land bereisen konnten. Später im Interview verweist sie zudem auf die Führungsposition ihres gutverdienenden Ehemannes, die es ihm ermöglichte die Familie zu ernähren, ohne dass Maiana Dovan hinzuverdienen musste, wie es in deprivilegierten Milieus Standard war. Im Sinne der heteronormativen bürgerlichen Kleinfamilie genoss sie ihre Rolle als Hausfrau und Mutter, wie sie an anderer Stelle betont; eine Rolle, die sie in Deutschland nicht mehr aufrechterhalten konnte. Ihr Selbstbild einer reichen, wohlsituierten (groß-)bürgerlichen Frau stützt sie auf die gesellschaftliche Stellung der Großfamilie wie auch des Ehemannes und nicht zuletzt auf den exklusiven Zugang zu Besitz und Freizeitaktivitäten im kommunistischen Regime. In dem Moment, in dem ich sie als altersarm adressiere, ist Dovan also darum bemüht, ihren verlorenen Status sichtbar zu machen. Es kommt zur Gegenüberstellung von Gegenwart (Mangel) und Vergangenheit (Fülle). Dieses Argumentationsmuster lässt sich mit Reckwitz als charakteristisch für den Umgang mit Verlusterfahrung deuten. Verlustpraktiken seien, so der Kulturwissenschaftler, an eine zeitliche Struktur gebunden:

»Stets kommt es zu einer Relationierung zweier Zeitebenen, in der Regel von Gegenwart und Vergangenheit. Die Vergangenheit, der verschwundene Zustand, muss in irgendeiner Weise repräsentiert werden. So gesehen, ist in der Verlusterfahrung das Vergangene gerade nicht komplett verschwunden, vielmehr wird es in der Praxis des Verlusts in einer spezifischen Interpretation (und durchaus auch Imagination) präsent gehalten – eine Präsenzhaltung, die bis hin zur Bildung dessen führen kann, was mit Jan und Aleida Assmann das ›kollektive Gedächtnis‹ zu nennen wäre.« (Reckwitz 2021b, o. S.)

Folgt man diesem Zitat, verhandelt Maiana Dovan ihren Statusverlust demnach vor allem durch das Präsenthalten ihrer (groß-)bürgerlichen Herkunft. Dass diese Praktik auch über den Körper moderiert ist, werde ich im nächsten Abschnitt im Detail ausführen. Zunächst soll es hier jedoch darum gehen, ihre Strategie der Erinnerungsarbeit herauszuarbeiten. So begegnet sie ihrer gegenwärtigen prekarierten Situation stets mit Bildern der Vergangenheit, die durch finanziellen und sozialen Reichtum gekennzeichnet sind<sup>146</sup>. Dieses Präsenthalten, in anderen Worten das Sich-Erinnern an das Verschwundene, lässt sich nicht nur in der Anfangssequenz unseres Gesprächs identifizieren. Erinnerungsarbeit sticht viel eher als zentrale

---

146 Zur Erinnerungsarbeit als Strategie im Umgang mit Altersarmut vgl. außerdem Kapitel 4.2.3 und 4.2.4.

Strategie im Umgang mit Altersarmut und Verlust Erfahrung heraus, wie auch unser zweites Treffen zeigen sollte:

*Nach unserem ersten Gespräch in den Räumlichkeiten der »Offenen Altenhilfe« begleitet Maiana Dovan mich zur Bushaltestelle, die nur einige Meter von ihrer Wohnung entfernt liegt. Während wir spazieren, hakt sie ihren Arm unter meinen; eine körperliche Geste, die mich irritiert, weil sie mir für den Grad unserer Bekanntschaft zu nah erscheint. Schließlich sind wir uns in dem soeben geführten einstündigen Interview zum ersten Mal begegnet. Einige Wochen später hält mein Bus erneut an besagter Haltestelle. Maiana Dovans Porträt in der Tasche, bin ich gespannt auf unser zweites Treffen und ihre Wohnung, die, wie auch die Räumlichkeiten der »Offenen Altenhilfe«, in einem Münchner Randbezirk liegt, in dem sich ein sozialer Wohnblock neben den nächsten reiht, umschlossen von mehrspurigen Straßen. Der Verkehrslärm und die Architektur versprühen eine gewisse Tristesse, die mit dem Blick durch Dovans Wohnungstür abrupt gebrochen wird. Die Wohnung ist wie zu erwarten sehr klein. Die wenigen Möbel, die hier Platz finden, überraschen jedoch durch ihren antiken Stil: eine alte Kommode im Flur, über der ein Aquarellbild hängt, ein großer verschnörkelter Schrank, in dem sie ihre wertvollen Kleidungsstücke aufbewahrt, die sie mir später noch präsentieren wird. Auf der Kommode stehen stilvoll gerahmte Fotos des Sohnes und seiner Frau sowie der drei Enkelkinder. Wie sich herausstellt, handelt es sich u. a. um abgelegte Möbel ihrer ehemaligen Vermieterin Frau Maurer, der Millionärin, wie Dovan sie in unserem ersten Gespräch nannte. So zum Beispiel ein antiker Spiegel, dessen Glas kaputt gewesen sei und den das Paar Dovan restaurieren lassen habe. Den Schrank und die Kommode habe das Paar vor einigen Jahren von einem italienischen Antik-Laden erworben, der Insolvenz anmelden müssen und sein Mobiliar kostengünstig verkauft habe. Im Flur und in der Mitte des Raums sorgen zwei handgewebte Perserteppiche für Gemütlichkeit. Diese seien zwei der wenigen Besitztümer, die der Mann noch aus Rumänien nach Deutschland verfrachten habe können, wie mir Maiana Dovan berichtet.*

*Wir nehmen auf zwei Sesseln Platz, die sie um einen kleinen Glastisch zu einer Sitzzecke arrangiert hat. Dort hat sie ein Foto sowie weitere Unterlagen für mich vorbereitet, die als Beweisstücke ihrer Erinnerungen fungieren und mit denen sie mir nochmals einen Einblick in ihre Vergangenheit gewährt. Man sieht sie als junges Mädchen, im Alter von sechs Jahren, abgelichtet vor einem großen Anwesen im Kreis weiterer Familienmitglieder, die andächtig für das Foto posieren. Die Frauen sind eingehüllt in prunkvolle Seidenkleider und geschmückt mit pompösen Kopfbedeckungen, die Männer tragen edle Anzüge und Hüte. Auch die kleine Maiana lächelt aufwändig frisiert und adrett gekleidet in die Kamera. Jede einzelne Person stellt sie mir vor, er-*

klärt die verwandtschaftlichen Beziehungen, erzählt Familienanekdoten, die ihr bei der Betrachtung des Fotos wieder in den Sinn kommen; und schließlich, dass die gesamte Familie das Anwesen habe verlassen müssen, um vor den russischen Streitkräften Richtung Rumänien zu fliehen. Nur einen Koffer mit dem Nötigsten habe jede Familie mit auf die Kutsche nehmen können, die sie im Morgengrauen in Sicherheit bringen sollte. Eindrücklich schildert sie, wie ihnen aufgetragen wurde, so viele Kleidungsstücke wie nur möglich anzuziehen, um sie in das neue Leben zu retten. Den Großteil ihrer Garderobe mussten sie jedoch zurücklassen. Es gäbe noch so viel aus ihrer Zeit in Bessarabien zu erzählen, denkt sie laut. Sie würde ihre Lebensgeschichte gerne aufschreiben, es sei wichtig alles für die nachkommenden Generationen festzuhalten, so Dovan, als sie mir stolz eine Zeitschrift zeigt, in der ein kurzer Beitrag über die Migrationsgeschichte des Ehepaars abgedruckt ist. Zu sehen ist außerdem ein Hochzeitsfoto der beiden sowie ein aktuelleres Bild von Maiana Dovan in ihrer jetzigen Wohnung. Offensichtlich bin ich nicht die Erste, mit der sie ihre Biografie im Gespräch aufgearbeitet hat. Dann lese ich ihr das Porträt vor, das ich über sie verfasst habe. Schließlich bin ich hier, um ihre Einverständniserklärung für die Veröffentlichung einzuholen. Sie hört aufmerksam zu, ist sichtlich gerührt und bedankt sich am Ende sogar dafür – im Vergleich sicherlich die positivste Rückmeldung, die ich von Respondentinnen auf ihre Porträts erhalten habe. Unter ihren Unterlagen, die sie für unser Treffen vorbereitet hat, befindet sich auch der Grundriss eines Hauses, das ihr Sohn in Bolivien, dem Heimatland seiner Frau, habe bauen wollen. Das Grundstück, das dafür vorgesehen war, habe er jedoch aus Mangel an Finanzierungsmöglichkeiten wieder verkaufen müssen. Die Baupläne hat Maiana Dovan trotzdem aufgehoben. Sie und ihr verstorbener Mann hätten dort mit der Familie des Sohnes leben sollen. Stolz deutet sie auf die vielen Zimmer und den großen, repräsentativen Eingangsbereich, den das Haus hätte haben sollen. Das Bauprojekt bleibt ein unerfüllter Traum, die Erzählung darüber ein kurzer Moment, sich zurück in die großbürgerlichen Verhältnisse zu imaginieren, in die sie einst hineingeboren wurde. Ihre Lebensgeschichte beginnt in ihrer Wohnung für mich noch einmal eine andere Realität anzunehmen. Versatzstücke ihres alten Habitus, der durch die Möbel spricht und der mich durch die kindlichen Augen der jungen Maiana Dovan in den Fotos anblickt, überschreiben das Bild von ihr, das ich mir nach unserem ersten Treffen vor meinem inneren Auge gemacht habe.

Wie angekündigt hat sie Kaffee und Kuchen für mich vorbereitet. Maiana Dovan verschwindet kurz in der kleinen funktionalen Küche, die zwar räumlich getrennt ist, dank einer Durchreiche in der Wand jedoch den Blick hinein gewährt. Während das Wasser im Wasserkocher erhitzt wird, löffelt Maiana Dovan Instant Kaffee in zwei Tassen. Mit einer Schere öffnet sie die Verpackung eines Fertigmarmorkuchens, schneidet mehrere Stücke davon ab und drapiert sie auf zwei Tellern. Anschließend

*gießt sie den Lösekkaffee mit heißem Wasser auf, holt Besteck aus der Schublade und serviert sodann alles im Wohnbereich. Auch das Porzellangeschirr mit Goldrand, das nun vor mir steht und nur schwerlich im Stande ist, die Discounterprodukte aufzuwerten, sei noch aus Rumänien, erzählt Maiana Dovan. Als Versatzstücke aus einer anderen Vergangenheit, die sich trotz der vielen Umbrüche in der Gegenwart erhalten haben, lassen Perserteppiche und Porzellangeschirr nur mehr erahnen, wie Dovan und ihre Familie einst gelebt und gewohnt haben müssen. Verschleiert durch die räumliche Verortung unserer ersten Begegnung zeigt sich mir ihr großbürgerlicher Habitus erst hier, in ihrer Eineinhalb-Zimmer-Wohnung. Das Innere der Wohnung will nicht recht zur Fassade des Wohnblocks passen, geschweige denn zum Stadtviertel, in dem sie sich befindet. Dovan selbst wirkt nun wie verloren.*

Auch aus diesem reflexiven Memo meiner zweiten Begegnung mit Maiana Dovan wird deutlich, dass sie ihre Verlusterfahrung durch das materielle wie narrative Präsenhalten ihrer Herkunft bearbeitet. Nostalgie spricht aus ihren Möbeln, aus dem Geschirr und nicht zuletzt aus dem Foto, das sie als junges Mädchen zeigt. Ihre Erzählungen lassen eine Sehnsucht nach vergangenen Zeiten und Orten erkennen, an denen die Respondentin einst Ansehen genoss. Nicht nur die adressierten Inhalte verweisen darauf, dass Maiana Dovan dem gegenwärtigen Verlust anhand der wohl idealisierten Vergangenheit begegnet. Auch die Tatsache, dass sie sich überhaupt zum Interview bereit erklärte, lässt sich als Bereitschaft und Motivation deuten, der Verlusterfahrung durch Erinnerungsarbeit zu trotzen. Dies ist eine Handlungsstrategie, die sie nicht nur im Austausch mit mir praktiziert, sondern, wie der vorgelegte Zeitungsartikel über ihre Lebensgeschichte zeigt, bereits mit anderen in ähnlicher Weise durchgeführt hat.

Rückblickend fällt auf, dass sie bestens vorbereitet war für unser Treffen, das im Vorfeld keiner Regie folgte. Vielmehr nahm sie selbst die Zügel in die Hand, suchte heraus was sie mir von sich zeigen wollte, legte alle Unterlagen zurecht, die sie benötigte, um ihre Erinnerungen zu entfalten; Erinnerungen an ihre verlorene privilegierte Positionierung sowie ihre unerfüllten Träume eines besseren Lebens, versinnbildlicht durch das geplante und letztlich nicht durchführbare Hausprojekt in Bolivien, mit welchem der Sohn einst vorgehabt hatte, der Familie wieder zum alten Status zu verhelfen. Es war ihr intendiertes Anliegen, unser Treffen und unser Gespräch in diese Richtung zu lenken, sprich explizit einem retrospektiven Erzählmuster zu folgen und sich gemeinsam mit mir in die Vergangenheit zu imaginieren. In unserem Gespräch sagte sie immer wieder, dass es noch viel mehr zu erzählen gäbe, dass sie ihre gesamte Lebensgeschichte gerne aufschreiben

würde und betonte schließlich die Wichtigkeit, die eigenen Erlebnisse für die Nachkommen festzuhalten. Den Grund dafür spezifizierte sie nicht weiter. Nichtsdestotrotz spiegelt sich auch in dieser Aussage die zentrale Rolle wider, die sie der Erinnerung beimisst. Das Festhalten von Biografien für ein kollektives Gedächtnis konserviert Lebensgeschichten und generiert Bedeutsamkeit für ihre Protagonist\*innen. Durch den geäußerten Wunsch danach, ihre Lebensgeschichte derart kollektiv zu erinnern, sucht Dovan, so meine Interpretation, ihre sukzessive entwertete Subjektposition rückwirkend aufzuwerten. Durch das wiederholende Erzählen der eigenen Lebensgeschichte gelingt es ihr jedenfalls in actu, sich immer wieder in ihr vergangenes Ich bzw. ihr gegenwärtiges Bild davon hineinzudenken und zu fühlen, um, wie es der Schriftsteller Daniel Schreiber in dem einführenden Zitat auch von seiner Großmutter annimmt, ihren seelischen Schmerz bezüglich ihres verlorenen Gefühls des Zuhause-Seins besser ertragen zu können. Das narrative Reaktivieren des Verschwundenen schafft emotionale Linderung. Es ist schließlich, wie aus ihren Aussagen hervorgeht, die einzige Handlungsmacht, die ihr geblieben ist. Man müsse zufrieden sein, so ihre Worte. Weiterarbeiten könne Dovan beispielsweise aufgrund ihrer zunehmenden körperlichen Einschränkungen nicht mehr, wie sie an anderer Stelle betont. Als Handlungsstrategie identifiziert sie damit vordergründig die affektive Disziplinierung, sprich das aktive, bewusste und permanente Herstellen von Zufriedenheit. Erinnerungsarbeit fungiert dabei als Medium. Dass sie hier auf positive Erinnerungen zurückgreifen kann, lässt sich als Fallspezifik herausstellen, und zwar in doppelter Hinsicht. Im Gegensatz zu anderen migrantisierten Frauen im Sample, für die entwertete Subjektpositionen der Grund für das Verlassen der alten Heimat waren, kann Dovan nicht nur auf Lebensphasen zurückgreifen, in denen sie sich als anerkanntes Subjekt verortet, sondern auch auf Erfolgsgeschichten, in denen sie sich als resilientes Subjekt entwirft, das sich trotz der mehrfachen sozialen Abstiege immer wieder in den neuen Verhältnissen einzurichten wusste. Aus ihrem Gefühl also, einst anerkannt gewesen zu sein, sowie ihren Erfahrungswerten im Umgang mit Umbruchsituationen schöpft sie ihre Resilienz, die, so die These, das affektive Herstellen von Zufriedenheit erst ermöglicht bzw. zumindest begünstigt. Dass sie nicht nur mit mir diesen Austausch über ihr Leben forciert hat, untermauert zudem, dass die Praxis des Sich-Erinnerns für sie eine bedeutende Rolle spielt. Reckwitz theoretisiert solche, wie er sie nennt, »nostalgische[n] Alltagserzählungen«, die Dovan gerade während unserer zweiten Begegnung anwendete, neben dem

Schuldennarrativ als eine weitere zentrale Strategie des *doing loss* (Reckwitz 2021b, o. S.). Erinnerungsarbeit zeigt sich hier also als affektive Strategie der Verlustbearbeitung.

Damit Erinnerungen tatsächlich lebendig werden, brauchen sie jedoch einen Resonanzraum, ein Gegenüber, oder, wie oben bereits erwähnt, eine Form des kollektiven Gedächtnisses. Erst in einem solchen Raum, das heißt, in der Interaktion mit anderen, können sich Gedanken zu erzählten Erinnerungen entwickeln und ihre symbolische wie auch emotionale Wirkmacht entfalten. So gesehen macht es affektiv einen Unterschied, ob sich Dovan das Kindheitsfoto alleine anschaut oder ihre Erinnerungen mit jemandem teilt. Indem ich ihr also »mein Ohr leihe«, wird der Raum erst konstruiert, in dem sie von sich erzählen kann. Ich werde in diesem Moment zur Kollaborateurin dieser Strategie, deren Gelingen von mindestens einer weiteren zuhörenden Person abhängig ist. Das Festhalten ihrer Geschichte in Schriftform, sei es durch die Zeitungsreportage oder durch das hier vorliegende Porträt, erzeugt darüber hinaus eine Art kollektives Gedächtnis. Ihre Erinnerungen werden konserviert, bewegen sich über die Gesprächssituation hinaus und vermögen es dadurch auch andere zu erreichen. Dies kann als Fortführung der nostalgischen Alltagserzählungen gedeutet werden, die, einmal zu Papier gebracht, einen beständigeren Charakter annehmen, sich von der Erzählerin lösen. Damit wird genau das erreicht, was die Respondentin – nicht notwendigerweise intendiert – bezweckte: das Präsenthalten ihres Verlusts, konkret ihrer großbürgerlichen Identität. Dass sie, während ich ihr das Porträt vorlas, im Vergleich zu anderen Gesprächspartnerinnen derart aufmerksam zuhörte, sich darüber freute und sich geschmeichelt fühlte, zeigt, dass ihre Strategie der Erinnerungsarbeit in diesem Moment Früchte trug, was bei ihr Zufriedenheit erzeugte. Nichtsdestotrotz, so verdeutlichen die Beispiele, war Dovan gerade für das Verschriftlichen ihrer Erinnerungserzählungen von Journalist\*innen bzw. Wissenschaftlerinnen abhängig. Es lässt sich hier also Folgendes festhalten: Erst in der Interaktion entfaltet die erzählte Erinnerung eine positive affektive Wirkmacht. Erinnerungen, die in der Singularität verhaften, verstärken dagegen viel eher das Verlustgefühl anstatt zu seiner Verarbeitung beizutragen. Sprich, erst das gemeinsame Erinnern vermag es, die Vergangenheit anders zu bestätigen als das alleinige Denken an verlebte Momente. Die hier identifizierte vordergründige Strategie der Erinnerungsarbeit ist, wie ich ausgeführt habe, also abhängig von Sozialität. Ohne ein Gegenüber bleibt Dovan weitestgehend handlungs-ohnmächtig. Dovan nutzt den Kontext unserer Treffen und mich somit als

soziale Interaktionspartnerin strategisch, um ihre Armutslage als Tiefpunkt ihrer biografischen Verlusterfahrung mittels nostalgischer Alltagserzählungen ein Stück weit zu bewältigen, so meine Interpretation. Welche Rolle der Körper im Kontext ihrer Erinnerungsarbeit spielt, will ich im nächsten Kapitel zeigen.

#### 6.2.4 Kleidung und Identität – der »getragene« Körper als Medium der Erinnerung

»Die Gegenstände des Verlusts können [...] äußerst verschiedenartig sein, doch würde ich die These vertreten, dass es sich bei allen Verlusterfahrungen im Kern um einen Identitätsverlust handelt [...].«  
(Reckwitz 2021b, o. S.)

*Während Maiana Dovan und ich in ihrer kleinen Sozialbauwohnung sitzen und in Erinnerungen schwelgen, fällt ihr plötzlich etwas ein. Sie wolle mir unbedingt noch ihre Kostüme und Mäntel zeigen, die sie in ihrem Kleiderschrank direkt neben uns aufbewahrt und aus denen sie herausgewachsen sei. Stolz präsentiert sie einen Nerz, den sie für 500 Euro verkaufen will, und betont, dass dieser einmal 4500 Mark gekostet habe. Dann bemerkt sie, dass wir beide eine ähnliche Statur hätten, holt zwei Kostüme aus dem Schrank und hält sie prüfend an meinen Körper. Der Blick in den antiken Spiegel zeigt mich mit einem viel zu großen Blazer in der Hand. Auch der dazu passende Stifftrock scheint viel zu weit für mich zu sein. Davon unbeeindruckt lässt sich Maiana Dovan nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Sie möchte mir die beiden Kostüme unbedingt schenken. Sie sei sich sicher, dass ihr Lebensende bald kommen werde. Der Schwiegertochter könne sie ihre Kleidung nicht vererben, diese sei viel größer als Dovan, und sonst falle ihr niemand ein. Es wäre schade darum, wenn sie nach ihrem Tod entsorgt werden müssten, dafür seien sie viel zu kostbar und bei mir wisse sie sie in guten Händen. Nicht nur, dass mir die beiden Kostüme augenscheinlich zu groß sind; es ist mir darüber hinaus unangenehm Geschenke von ihr anzunehmen. Erstens überfordert mich die soziale Nähe, die sie durch diese Gabe zwischen uns konstruiert, die sich für mich nach unseren lediglich zwei Begegnungen jedoch unnatürlich anfühlt und der ich fürchte, nicht gerecht werden zu können. Zweitens erzeugt auch der Kontext der Altersarmut Zurückhaltung in mir, das Präsent entgegenzunehmen. Müsste nicht vielmehr ich ihr etwas schenken oder ihr zumindest eine Gegenleistung anbieten? Doch bevor ich mich dazu äußern kann, hat Maiana Dovan die Kleidungsstücke schon mitsamt Kleiderbügel in eine große Aldi-Tüte gepackt und drückt sie mir zufrieden*

*in die Hände. Wenn ich sie das nächste Mal besuchen käme, würde sie mir auch ihre Sommerkleider heraussuchen. Wir umarmen uns zur Verabschiedung, im Treppenhause winke ich ihr mehrmals zu und sitze einige Minuten später im Bus nach Hause, neben mir die Aldi-Tüte und in mir ein irritierendes Gefühl und die langsam aufkeimende Erkenntnis, dass ich darin etwas sehr Wertvolles transportiere – nämlich nicht weniger als einen Teil ihrer großbürgerlichen Identität.*

Kleidung ist in Maiana Dovans Erzählungen und Handlungsmustern ein immer wiederkehrender Topos. Nicht nur während unseres Treffens schien es ihr ein wichtiges Anliegen zu sein, mir einen Blick in den Kleiderschrank zu gewähren, ihre hochwertigen Kleidungsstücke zu demonstrieren sowie letztlich gar einige davon an mich zu vermachen. Auch in ihren Fluchtgeschichten verhandelt sie den sukzessiven Statusverlust über das Kleidungs-narrativ. Und in unserem ersten Interview beklagt sie mehrfach, dass sie dringend wettertaugliches Schuhwerk benötige, da ihre Schuhe bereits alle aufgetragen seien und sie sich die Reparaturen nicht leisten könne. Status, Zugehörigkeit und Identität werden immer auch über die Kleidung vermittelt. »Durch Kleidung kann man sich des Körpers bemächtigen, ihn gestalten und darstellen, um dadurch die kulturelle Identität herzustellen und festzuschreiben«, so die Kulturwissenschaftlerin Gabriele Mentges (2004, S. 75). Auch die Kleidungsforscherin Heike Jenß betont »die prominente Bedeutung der Kleidung [...] für die Konstruktion personaler Identität und die Vermittlung eines Gefühls der Stabilität und Zugehörigkeit« (Jenß 2003, S. 128). In Dovans Erzählungen nimmt die Kleidung eine solche identitätsstiftende Funktion ein. Das Zurücklassen eines Großteils der großbürgerlichen Garderobe ihrer Herkunftsfamilie, die sie mir auf dem Schwarz-Weiß-Foto präsentiert, lässt sich als Chiffre für den Verlust ihrer großbürgerlichen Identität deuten. Das Retten von wichtigen Kleidungsstücken, die die junge Dovan bei der Flucht übereinander tragen sollte, zeigt darüber hinaus die symbolträchtige Bedeutung der Kleidung für Dovan, die über einen rein praktischen Nutzen hinausweist. In dieser Narration geht es nicht nur darum, im existenziellen Sinne »genug« Kleidung mit auf die Reise zu nehmen, um vor jeglichen Wetterverhältnissen geschützt zu sein, sondern vor allem auch darum, bedeutungsträchtige Kleidungsstücke in eine ungewisse Zukunft zu retten und damit einen Teil der alten Identität. In ähnlicher Weise strukturiert die Respondentin auch die Fluchtgeschichte des Sohnes. Das Ablegen seiner Uhr und seiner Klamotten, bevor dieser nur mehr in Unterhose gekleidet von einem Passagierschiff in die Donau sprang, um den Fluss zu

überqueren und in die Freiheit zu schwimmen, lässt sich auch hier als Ablegen und Zurücklassen seiner bürgerlichen Identität deuten, die er sich in seinem Einwanderungsland Deutschland mühsam wiederaufbauen musste. Seinen Pass hatte er sich für die waghalsige Fluchtaktion mit Paketband an den Körper geklebt. Auch dieser identifiziert selbstverständlich seinen Besitzer, jedoch in rein rechtlicher-formaler Hinsicht, nicht aber in identitätsstiftender, wie es beispielsweise die Kleidung vermag. Diese, und damit ein Teil seiner Identität, bleibt so gesehen auf dem Boot zurück. In diese Metaphorik reiht sich überdies das Bild des unrasierten, in Lumpen gekleideten und verwahrlosten Sohnes ein, der sich nach Ankunft in Deutschland bei Dovans Freundin meldete, die ihn aufgrund seines Erscheinungsbildes zunächst jedoch nicht erkannte. Flucht und Statusverlust erzählt die Respondentin auch in diesem Zusammenhang entlang des »falsch« getragenen bzw. nackten Körpers.

»Kleider machen Leute« lautet eine bekannte Redensart. Kleidung konstruiert das sie tragende Subjekt, so ließe sich dieser Satz umformulieren. Das gezwungene Zurücklassen von Kleidung oder das Unvermögen sich »entsprechende« Kleidung leisten zu können haben demnach also Auswirkung auf die Subjektkonstruktion ihrer potenziellen Träger\*innen. Wenn Dovan ihre gegenwärtige Armutslage erneut entlang ihrer Kleidung thematisiert und sich in unseren Gesprächen mehrfach darüber beklagt, dass sie sich keine ordentlichen Schuhe mehr leisten könne, dann ist vor dem Hintergrund der identitätsstiftenden Bedeutung von Kleidung im Allgemeinen und Dovans großbürgerlichen Geschmackspräferenz im Besonderen davon auszugehen, dass es sich in ihrem Beklagen nicht nur um eine alltagpraktische Problematik handelt, sondern vor allem auch um eine affektive, nämlich die Angst einen weiteren Statusverlust zu erleiden. Hier markiert sie, so meine Interpretation, eine subjektive Grenze des Erträglichen, die sie über die Kleidung verhandelt. Weil Kleidung für ihre großbürgerliche Identität einen spezifischen Stellenwert hat, bedeutet auch der begrenzte Zugang zu entsprechender Kleidung eine weitere Verunsicherung ihrer Subjektconstitution. Ihre kaputten Schuhe, die sie finanziell nicht mehr im Stande ist, reparieren zu lassen, geschweige denn sich neue von entsprechender Qualität zu kaufen – Billigschuhe erwähnt sie interessanterweise nicht, hier lässt sich nur mutmaßen, dass diese ebenso aus Identitätsgründen nicht in Frage kommen –, werden zur Trennlinie subjektiver Respektabilität. Das Gefühl gesellschaftlicher Zugehörigkeit bzw. Noch-Zugehörigkeit materialisiert sich entlang ihres Körpers, genau-

er, entlang ihrer Kleidung als Erweiterung ihrer Körpergrenze, wie Claudia Ebner (Ebner 2007, S. 64) den Zusammenhang von Körper und Kleidung aus Perspektive der *Cultural Studies* beschreibt. Denn, mit Jennifer Craik in einem Satz zusammengefasst: »Körper werden ›getragen« (Craik 2005, S. 289).

Auch in einem anderen Fallbeispiel verhandelt die Respondentin ihre gegenwärtige Angst vor Statusverlust über die Kleidung. Anders als bei Dovan geht es jedoch um die Erinnerung an ein konkretes Paar Schuhe, nämlich ihre Kommunionsschuhe, die sich Traudel Heller<sup>147</sup> (Gajek 2019a) in ihrer Kindheit nicht leisten konnte. Die Herkunftsfamilie stammte aus ärmlichen Verhältnissen, sodass die junge Traudel Heller auf Almosen des Pastors angewiesen war. Dieser besorgte ihr schließlich die für den Anlass passenden Schuhe, woraufhin sie sich zum Gespött der Schule machte. Ihre kindlichen Ausgrenzungs- und Stigmatisierungserfahrungen prägen ihre gegenwärtigen Befürchtungen, aufgrund von Altersarmut erneut Diskriminierungen ausgeliefert zu sein. Zwar verhalf ihr die Ehe zunächst zu Wohlstand und Absicherung, mit der Scheidung vom wohlhabenden Mann geriet ihre soziale Lage jedoch wieder ins Wanken. Vehement versucht sie seitdem das Bild der bürgerlichen Gattin aufrechtzuerhalten, ihre Kommunionsschuhe wie ein Mahnmal stets vor Augen. In diesem Fallbeispiel geht es demnach nicht um die Angst vor einem weiteren Statusverlust, sondern um die Angst in den alten Status zurückzufallen, der mit der Heirat zunächst als überwunden geglaubt worden war. In beiden Fällen wird diese Angst jedoch über Kleidung moderiert. Der »getragene Körper« wird, wie nicht zuletzt diese beiden Fallbeispiele verdeutlichen, damit zum symbolischen Minenfeld subjektiver wie gesellschaftlicher Zugehörigkeit.

Dass dieser »getragene Körper« – im weitesten Sinne verstanden als äußeres Erscheinungsbild, konkret als Konglomerat aus diversen Körperinszenierungen, Kleidungspraxen und -stilen, bestimmten Frisuren, lackierten Fingernägeln bis hin zu Make-up – auch über das Fallbeispiel Maiana Dovan hinausgehend eine zentrale Rolle spielte, lässt sich durch weitere Beobachtungen untermauern. So fiel während des Forschungsprozesses immer wieder auf, dass die Befragten Wert auf ein gepflegtes Erscheinungsbild legten. Die Armutslage war äußerlich nicht zu erkennen (Götz 2019b, S. 137). Diese im Projektkontext identifizierte Auffälligkeit zeigt nicht zuletzt die Wirkmacht von stereotypen Armutsbildern, denn nur weil

---

147 Interview vom 17.04.15, geführt von Esther Gajek.

wir offensichtlich etwas anderes erwartet hatten, nämlich ungepflegteren Körpern zu begegnen, konnten wir das Gegenteil überhaupt erst als Auffälligkeit wahrnehmen. Aus dieser diskursiv geformten Erwartungshaltung lässt sich letztlich schließen, dass auch die Betroffenen mit diesen Stereotypen konfrontiert sind. Ein bewusst gepflegtes Erscheinungsbild kann dann als Strategie gedeutet werden, um dem Armutsstigmata entgegenzuarbeiten (hierzu auch Götz 2017). In den Gesprächen wurde beispielsweise des Öfteren betont, dass der monatliche Friseurbesuch sein müsse, auch wenn dieser bisweilen als »Luxus« verhandelt wurde. Dieses *framing* deutet darauf hin, dass die Befragten sich den Friseurbesuch als körperpflegende Dienstleistung angesichts ihrer Armutslage selbst nur schwer zugestehen konnten. Die identitätsstiftende Dimension derartiger Körperbearbeitung und ihre zentrale respektabilisierende Wirkung, die körpertheoretisch unbestritten sind (u. a. Villa 2007, S. 10 f.; Meuser 2014, S. 69 f.), scheinen diskursiv nicht anerkannt zu sein, sodass viele der Befragten die Ausgaben für körperpflegende Dienstleistungen stets rechtfertigen mussten. Oder anders: Dass Kleidung im materiellen Sinne als existenzielles Bedürfnis gilt, darüber scheint es einen gesellschaftlichen Konsens zu geben; dass Kleidungspraxen sowie Körperbearbeitungen (wie das Nägel- oder Haarschneiden) eine subjektivierende Dimension haben, die als ebenso existenziell einzuordnen ist, scheint jedoch vor dem Hintergrund des empirischen Materials nicht konsensfähig zu sein. Versteht man das Tragen einer bestimmten Frisur jedoch als essenziellen Teil verkörperter Identitätskonstruktion, wird klar, dass es sich bei einem professionellen Haarschnitt körpertheoretisch gerade nicht um ein Luxusgut handelt, sondern um eine Notwendigkeit, die die Aufrechterhaltung des subjektiven Gefühls der Respektabilität sicherstellt. So erzählt beispielsweise Monika Tegt, dass sie zwar nicht mehr viel Kleidung brauche, weil sie die meiste Zeit zu Hause sei. Wenn sie im Schlussverkauf oder in einem Outlet jedoch etwas Günstiges entdecke, würde sie es mitnehmen. Denn, wenn sie ihre Kinder und Enkel treffe, dann wolle sie schon »etwas Netties« anhaben. Deshalb trage sie zu Hause auch ihren Jogginganzug, um ihre guten Klamotten zu schonen. Auch Tegt investiert also trotz ihrer Armutslage weiterhin in eine »nette«, spricht habituell adäquate Körperinszenierung, um ihr Selbstbild aufrechtzuerhalten. Schließlich, so Craik, »[...] bereiten [wir] unseren Körper für die Darstellung nach außen vor und präsentieren uns in sehr bewusster Form. In diesem Sinne formt unser Körperimage die Basis unserer Vorstellung des Selbst und unserer Identität als Individuum [...]« (Craik 2005, S. 289). Ist diese Außendarstellung

beispielsweise aufgrund begrenzter Ressourcen gefährdet, wird auch das Selbst prekär. In Tegts Narration zeigt sich, dass Kleidung handlungsstrukturierend auf ihr Knappheitsmanagement wirkt, was die identitätsstiftende Wirkmacht dieser ein weiteres Mal verdeutlicht. Um die gewohnte Körperinszenierung trotz knapper Mittel aufrechtzuerhalten, wird diese bewusst in das Knappheitsmanagement integriert. Es wird gespart, in Kleidung investiert und diese hinter verschlossenen Türen geschont, in jedem Falle handelt es sich um bewusste Strategien, um nach außen, vor den Blicken anderer, die subjektive Vorstellung des Selbst adäquat darzustellen. Abhängig von geschlechts- und milieuspezifischen Körperkodes variieren diese Körperbearbeitungen und -inszenierungen jedoch und mit ihnen auch die subjektiven Respektabilitätsgrenzen. So sind »Kleidungs-codes [letztlich] technische Mittel, um die Beziehung zwischen einem bestimmten Körper und seinem Lebensmilieu zu artikulieren [...]« (ebd., S. 293), wie es Craik zusammenfasst.

Dies führt mich zu den Differenzierungen im Sample. Dass sich nämlich gerade im Fallbeispiel Dovan die Kleidung zu einem derart dominanten Topos im Umgang mit Altersarmut und Verlusterfahrung herauskristallisiert, lässt sich vor dem Hintergrund des Samples auf ihre ehemalige großbürgerliche Positionierung und das dort verankerte habituelle Kleidungsverhalten zurückführen. Für Dovan erweist sich die Aufrechterhaltung dieses Habitus gerade jetzt in der Altersarmut als besonders schwierig, weil sie sich die präferierten kostspieligen Kleidungsstücke eben nicht mehr leisten kann, weil sie nicht mehr in der Lage ist, ihren Körper in als adäquat empfundene Statussymbole zu hüllen. Auch wenn es ihr gelungen ist, einige dieser Symbole (beispielsweise die Kostüme, die sie mir schenkte) trotz ihres kontinuierlichen Statusverlusts zu erhalten bzw. in guten Zeiten immer wieder auch in diese Art von Statussymbolen zu investieren (u. a. in einen teurer Nerzmantel), hat sie heute kaum finanziellen Handlungsspielraum, den habituellen Kleidungsstil zu bewahren. Spätestens hier wird mit Paula-Irene Villa noch einmal deutlich, dass »[d]ie prinzipielle Möglichkeit den Körper zu inszenieren, [...] von den sozialen Bedingungen ab[hängt], unter denen wir leben« (Villa 2007, S. 13). Sie kommt schließlich zu folgendem dem Schluss: »Dass wir also ein breite(re)s Spektrum an Möglichkeiten haben, um unsere Zugehörigkeiten zu verkörpern, ist ohne einen historische und eine ungleichheitsanalytische Perspektive nicht zu verstehen« (ebd.). Dovans Möglichkeiten sind begrenzt. Altersarmut als Folge vergeschlechtlichter und ethnisierter Ungleichheitsverhältnisse limitiert ihre Praktiken der Körperinsze-

nierung. Sobald die »guten« Schuhe endgültig kaputt sind, weicht auch deren Identitätstragende Symbolik. Wie ich bereits weiter oben herausgearbeitet habe, stehen für Dovan so gesehen nicht nur ihre warmen Füße auf dem Spiel, sondern immer auch ein Teil ihrer Identität. Ihr Statusverlust ist verkörpert.

Ein Blick ins Sample zeigt, dass dieser Handlungsspielraum jedoch ein relativer ist. Im Gegensatz zu Dovan ist das Thema Kleidung für andere Gesprächspartnerinnen weniger relevant. Erst im Interview danach gefragt, berichtet beispielsweise Regina Kirchhoff von ihrer Kleidungsstrategie:

*»Und was jetzt zum Beispiel Kleidung anbelangt, gut, wie ich jetzt in die kleine Wohnung hier gezogen bin, da habe ich natürlich furchtbar viel weggeschmissen. Bei manchen Dingen, da denke ich mir jetzt manchmal: »Hättest du es doch behalten.« Aber [...] es ist ja heutzutage anders. Früher, wie ich jung war, wie ich neunzehn war, achtzehn war, da hat man ein Kostüm gehabt, ja, da hat das Oberteil mit dem Rock zusammenpassen müssen, und dann die Hosenanzüge, das hat alles zusammenpassen müssen. Dazu noch dementsprechende Täschen, etc., ja. [...] Ja, es ist wirklich so. Und das finde ich so positiv. Jetzt kannst du alles mischen. [...] Viel leichter. Dann sieht man jeden Tag anders aus, obwohl man eigentlich im Prinzip immer das Gleiche anhat.«*

Für Regina Kirchhoff scheint es ein leichtes Unterfangen zu sein, ihr Kleidungsverhalten an die finanzielle Lage anzupassen und gleichzeitig nicht »ihr Gesicht« zu verlieren. Aus dem künstlerisch-avantgardistischen Milieu stammend ist ein kreativer und modebewusster Umgang mit Kleidung für sie eher handlungsstrukturierend als ein stringentes Einfügen in eine vorgegebene Kleiderordnung basierend auf Marken und symbolisch markierten Kleidungsstücken, auch wenn diese sicher bedingt dennoch eine Rolle spielen. Aufgrund ihrer Milieuzugehörigkeit gelingt es ihr, mit der Mode mitzugehen, anstatt an rigiden Kleiderordnungen festzuhalten, die sie als gestrige beschreibt. Sie folgt damit einer anderen Kleidungspraxis als beispielsweise Dovan, für die abgestimmte Kostüme nach wie vor Stilcharakter haben. Die neue Mode spiele ihr gerade jetzt in der Altersarmut in die Karten, weil durch das individuelle Mischen und Zusammensetzen verschiedener Kleidungsstücke nicht auffiele, dass sie relativ wenig Kleidung besitze und sich auch keine neue leisten könne. Ein individuelles Kleidungsverhalten entspricht geradezu ihrem milieuspezifischen individualistischen Habitus, den sie hier ohne Mühe fortsetzen kann. Im Gegensatz zu Dovan beschreibt sich die Respondentin in puncto Kleidung demnach nicht als handlungsunfähig, sondern erzählt sich als kreativ und spielerisch im Umgang mit ihren begrenzten Mitteln. Noch expliziter verhandelt die Interviewte Hilde Meyer ihren in diesem Falle antimaterialistischen Habitus als affektiv ge-

winnbringend im Umgang mit Altersarmut, wenn sie feststellt, dass »[ich] jetzt nicht unbedingt zum Glücklich-Sein neue Schuhe brauche, ist irgendwie egal und das ist gut, also das hilft tatsächlich.« Ähnliche Handlungsmuster finden sich auch bei Uta Färber<sup>148</sup>, die sich als geschiedene Mutter von drei Kindern immer etwas dazuverdiente, indem sie Stoffe batikte und daraus Kleider entwarf und nähte. Diese Kompetenzen kann die Respondentin jetzt in der Altersarmut gewinnbringend einsetzen und mittels ihrer Do-it-yourself-Praktiken nicht nur Neues kreieren, sondern vor allem auch alte und abgetragene Kleidung reparieren. Hier handelt es sich im Gros um Fertigkeiten, die als geschlechtsspezifisch für die untersuchte Generation zu verorten sind und für manche Milieus ohne habituelle Widersprüche und die Gefahr von Identitätseinbußen strategisch eingesetzt werden können. Im Falle Dovan käme eine gebatikte Bluse aufgrund ihrer habituellen Geschmackspräferenz beispielsweise schlicht nicht in Frage. Auch auf Secondhandware greifen manche Frauen zurück, wenn diese mit dem gewohnten Kleidungsstil vereinbar ist. Voraussetzung hierfür ist überdies spezifisches Wissen über Orte und Öffnungszeiten von karitativen Kleiderkammern und Flohmärkten. Nicht zuletzt sind hier außerdem diejenigen Frauen zu erwähnen, die aufgrund ihres Sozialkapitals von den abgelegten Kleidungsstücken wohlhabender Bekannter oder Familienmitglieder profitieren, wenn diese denn »passen« – sei es bezüglich der Größe oder des Geschmacks –, und in diesem Zusammenhang gar nicht erst in Not geraten, wie beispielsweise eine andere Respondentin, die eine »großzügige Schwester« habe, die ihr hin und wieder etwas schenke.

Festzuhalten ist, dass Körper und Kleidung als sampleübergreifende Kategorien identifiziert werden konnten. Aus der Perspektive sozialer Ungleichheit wurde deutlich, dass der durch Altersarmut ausgelöste Mangel an Kleidung nicht nur zu alltagspraktischen Problemen führt, sondern auch zu identitätsstiftenden, die das Subjekt immer auch affektiv verarbeiten muss. Im Fallbeispiel Dovan ist es die Empörung und die Sorge darüber, sich keine Schuhe leisten zu können, in anderen Fallbeispielen lösten spezifische Körperbearbeitungen, allen voran die oben erwähnten Friseurbesuche, ein schlechtes Gewissen und Schuldgefühle aus, wie aus der steten Legitimation dieser abzuleiten ist. Inwieweit das Subjekt also aufgrund von Altersarmut in seiner habituellen Körperinszenierung und der damit verbundenen Identitätskonstruktion gefährdet ist, hängt von der finanziellen Komponente

---

148 Interview vom 14.01.15, geführt von Irene Götz und Petra Schweiger.

entsprechender identitätsstiftender Kleidungspraktiken wie Körpermanipulationen ab. Denjenigen Frauen, die es Zeit ihres Lebens gewohnt waren, für die Bearbeitung und Gestaltung ihres Körpers viel Geld für teure Kleidung, Maniküre oder extravagante Haarschnitte auszugeben, wird die Fortführung der gewohnten Körperinszenierungen jetzt im prekären Alter schwer fallen; denjenigen hingegen, für die Geld bei der Körperinszenierung ohnehin nie eine tragende Rolle gespielt hat, denen es mehr um Kreativität ging als um Marken und für die spezifische Kleidungsstücke wie Pelzmäntel etc. nicht von Bedeutung waren oder gar immer schon habituell abgelehnt wurden, fällt die kontinuierliche Inszenierung des Selbst auch in der Altersarmut entsprechend leichter.

Die vorherigen Ausführungen haben gezeigt, dass Kleidung als essenziellem Bereich der Körperinszenierung ein zentraler Stellenwert für die Identitätskonstruktion beizumessen ist, und dass abhängig vom milieuspezifischen Kleidungsverhalten Altersarmut diese Identitätskonstruktion mal mehr, mal weniger gefährdet. Ich habe herausgearbeitet, dass das Unvermögen sich entsprechende Kleidung leisten zu können für Dovens Identitätskonstruktion besonders schwerwiegend ist. Aus dieser Not heraus bedient sie sich schließlich einer anderen Bedeutungsebene der Kleidung, und das bringt mich zurück zum ethnografischen Memo am Anfang des Unterkapitels, in dem ich meine zweite Begegnung mit Dovan reflektiere. So konstruiert Kleidung Identität nicht nur während des Tragens dieser, sondern auch über das Tragen hinausgehend, wie Gabriele Mentges feststellt:

»Kleidung wird zu einem zentralen Medium sozialer Darstellung und soziokultureller Positionierung, die sich sowohl in der ›getragenen Realität‹ vollzieht als auch über ihre Objektivierung und Visualisierung in Artefakten erreicht wird.« (Mentges 2004, S. 76)

Die bloße Tatsache, dass Dovan also symbolisch aufgeladene Kleidung im Schrank aufbewahrt, ungeachtet dessen, ob sie diese noch trägt, hält ihre großbürgerliche Identität aufrecht. Durch das Überreichen dieser Kleidung an mich wird nicht nur der materielle Stoff weitergegeben, sondern, und das scheint mir das Entscheidende zu sein, auch die der Kleidung anhaftende Identität. In dem Wissen, dass ihre Kleidung, wie sie sagt, bei mir in guten Händen sei, imaginiert sie auch ihre alte Identität, als deren Hüterin und Erzählerin ich fungiere, in guten Händen. Sie überführt diese durch mich in ein kollektives Gedächtnis. Ich werde in diesem Moment nicht nur zur neuen Besitzerin der beiden Kostüme, sondern auch zur Bewahrerin der dar-

in wortwörtlich verwobenen Identitätsfacetten. Zumindest potenziell überträgt mir Maiana Dovan die Erinnerungsarbeit, die es zu leisten gilt, um in ihrer abgelegten Kleidung ihr früheres, nicht von Armut betroffenes Ich wieder aufleben zu lassen; und zwar entsprechend ihres präferierten Selbstbildes, als adrett gekleidete großbürgerliche Frau. Die Gegenleistung, die ich während der Interaktion spüre erbringen zu müssen, liegt wohl in der subtilen Erwartung Dovans ihrer Gabe gerecht zu werden. Schenken fungiert hier nicht als Akt der Liebe und Zuneigung (5.1.4), sondern gleicht vielmehr der bewusst eingesetzten Strategie, um die durch Altersarmut gefährdete großbürgerliche Identität indirekt zu bewahren. Dadurch wird die (für mich initial befremdliche) Tatsache nebensächlich, dass wir uns nur zweimal begegnet sind, sowie dass mir die Kleidungsstücke viel zu groß sind. Affektiv spielt das für Dovan augenscheinlich keine Rolle. Es geht ihr wohl um das lindernde Gefühl, ihre Kleidung und damit ein Stück ihrer Identität gesichert zu haben. Kleidung, konkret der imaginierte »getragene Körper«, entpuppt sich in dieser Strategie als bedeutsamer Erinnerungsträger. Durch den Akt der Kleiderübergabe wirkt Dovan zufrieden und versichert sich im Rahmen ihrer finanziellen Begrenzungen ihrer Handlungsmacht.

### 6.2.5 Ästhetische Ambivalenzen und die Verkörperung sozialer Ungleichheit

»[S]oziale Ungleichheiten [haben] auch eine ästhetische, subjektive Ausdrucksform, [...] [und werden] in Bezug auf die individuell verfügbaren zentralen sozialen Ressourcen Geld, Wissen, Macht, Bildung von Menschen verkörpert [...]. Zunächst und kurz gesagt: Man sieht und hört Menschen anhand vieler körpergebundener Zeichen wie Kleidung, Körperhaltung, Stimmführung, Geschmacksvorlieben an, welchen Platz sie in der sozialen Welt einnehmen. Damit, so etwa der Soziologe Pierre Bourdieu, wird die soziale Ordnung verkörpert, soziale Strukturen werden einverleibt.«

(Villa 2007, S. 16)

Wie ich in den letzten Unterkapiteln ausgeführt habe, nutzt Maiana Dovan verschiedene Strategien, um ihre Armutslage und den erlittenen strukturell erzeugten Statusverlust zu verarbeiten. Neben der Responsibilisierung von Schuldigen greift sie vor allem auf Erinnerungsarbeit zurück. Selbst

das Verschenken ihrer Kleidung lässt sich als Form von Erinnerungsarbeit verstehen. So imaginiert Dovan die neue Besitzerin ihrer Kleidungsstücke, wie ich gezeigt habe, als potenzielle Erinnerungsträgerin. Möchte man diese Strategien theoretisch weitergehend bewerten, lässt sich auf Basis der Empirie konstatieren, dass es Dovan jedoch nie gänzlich gelingen kann, über den Statusverlust hinwegzukommen. Denn sie bleibt stets umgeben von einem ästhetischen Widerspruch, der sich trotz aller Bemühungen, den großbürgerlichen Status in materieller sowie narrativer Hinsicht präsent zu halten, nicht auflösen lässt. So zeigt sich Altersarmut als Folge des migrationsbedingten sozialen Abstiegs in diesem Fallbeispiel in einer ganz konkreten Ästhetik, nämlich einer Verdichtung und Überlagerung oft ambivalenter milieuspezifischer Materialisierungen: die Sozialbaufassade auf der einen Seite, das großbürgerlich eingerichtete Innenleben der Wohnung auf der anderen; Fertigmöbel serviert auf edlem Familienporzellan; die maßgeschneiderten Kostüme verpackt in einer Supermarkt-Tüte und verschenkt an eine Unbekannte. Einerseits finden sich wertvolle Objekte und Relikte aus Dovans Vergangenheit in ihrem Lebensumfeld, andererseits ist der gegenwärtige finanzielle Mangel, der ihren Wohnraum sowie das Budget für Nahrungsmittel und neue Kleidung beschränkt, deutlich zu spüren. Ihre ursprüngliche Zugehörigkeit zu einer privilegierten bildungsbürgerlichen Oberschicht zeigt sich in ihren Möbelstücken, der bedachten Art und Weise ihrer Kommunikation, die sich zunächst verdeckt durch die sprachlichen Barrieren erst bei genauerem Hinhören offenbart, und wird gleichzeitig unterlaufen von den Symbolen ihres sozialen Abstiegs: der aufgetragenen Kleidung, den Discounterprodukten, der beengten Wohnung und nicht zuletzt der Aldi-Tüte. Diese Tüte steht paradigmatisch für dieses Fallbeispiel. In ihr spiegeln sich Maiana Dovans Vergangenheit und Gegenwart wider, verdichten sich Subjekt und Struktur; im Inneren ihr inkorporiertes großbürgerliches Selbstbild, materialisiert in Form ihrer besten Kleidung, nach außen sichtbar die Discounter-Marke als Zeichen ihrer deprivilegierten Positionierung aufgrund von Altersarmut. Diese widersprüchliche Ästhetik ist es, die den Statusverlust permanent vor Augen führt; er kann weder von der Betroffenen noch von der Forscherin verdrängt werden. Dovans nostalgischen Alltagserzählungen, die diversen Versuche ihre Herkunft präsent zu halten, können abschließend somit nur als flüchtige Momente von Handlungsmacht eingeordnet werden, wobei ihr Körper letztlich stets in der Gegenwart und in den sie im Hier und Jetzt umgebenden Ambivalenzen verhaftet bleibt, ganz gleich wie beharrlich sie sich in die

Vergangenheit imaginiert. Ihr Platz in der sozialen Welt ist und bleibt damit ein verkörperter, der, wie ich gezeigt habe, auch durch körpergebundene Zeichen wie ihre kaputten Schuhe zum Ausdruck kommt, um Paula-Irene Villas Gedanken aufzugreifen. So gilt es, die hier gefundenen Ambivalenzen auszuhalten, sich mit diesen zu arrangieren und sich schließlich zufrieden geben zu müssen, wie Dovan selbst sagt. Affektiv lässt sich der Verlust also nie komplett bewältigen, sondern nur mehr oder weniger erfolgreich dagegen anarbeiten. Es bedarf letztlich permanenter affektiver Arbeit, um ihn auszuhalten. Altersarmut zeigt sich immer auch in einer verkörperten Dimension und wird nicht nur ästhetisch sichtbar, sondern auch spürbar. Sie hat sich Maiana Dovan schließlich einverleibt.

### 6.3 »Körper von Gewicht« – Zur verunmöglichten Verdrängung des existenziellen Prekärseins

Judith Butler (2005, 2010) konzipiert Prekarität als Grundbedingung menschlicher Existenz. Sie geht davon aus, dass Körper per se prekär sind; erstens, weil sie in ihrer materiellen Verwundbarkeit der permanenten Möglichkeit des Sterbens ausgesetzt sind, und zweitens, weil sie in ihrer sozialen Bedingtheit immer auf die Sorge und Anerkennung anderer angewiesen sind:

»Wir werden nicht zunächst geboren und sind irgendwann später gefährdet; vielmehr ist das Gefährdetsein als solches mit der Geburt koextensiv [...], was bedeutet, dass es darauf ankommt, ob dieses neue Wesen überlebt oder nicht und dass sein Überleben von einem, wie wir sagen könnten, sozialen Netz helfender Hände abhängt. Eben weil ein lebendiges Wesen sterben kann, muss man sich um es kümmern, wenn es überleben soll.« (Butler 2010, S. 22)

Körper sind demnach prekär, weil ihr erster Atemzug den letzten bereits impliziert und weil ihr Überleben ab der ersten Sekunde von den sie umgebenden sozialen Verhältnissen abhängig ist. Kein Körper kann außerhalb von Sozialität existieren, kein Körper kann also autonom überleben. Kurzum: Jeder Körper ist prekär. Diesen Umstand fasst Butler als existenzielles Prekärsein (*precariousness*). Die den Körper umgebenden, historisch je spezifischen sozialen Verhältnisse sind es aber auch, die sein existenzielles Prekärsein in unterschiedlicher Art und Weise bedingen. Durch den Prozess des »Othe-rings«, das heißt des Rasterns oder Kategorisierens (zum Beispiel entlang Ka-

tegorien wie »Alter« und »Geschlecht«) und letztlich Hierarchisierens, werden prekäre Körper durch soziale Bedingungen in Ungleichheitsverhältnisse angeordnet. Mit dieser Perspektive betont Butler die Abhängigkeit eines jeden Subjekts, um gleichzeitig nach den Abhängigkeitsbeziehungen zu fragen, die die Subjekte hierarchisch zueinander positionieren.

Diese Abhängigkeit, konkret das immerwährende Angewiesen-Sein auf die Fürsorge und Anerkennung anderer, wird in gegenwärtigen Subjektivierungsnormen jedoch verleugnet, gar das Gegenteil beschworen. Laut Paul-Irene Villa unterliegen moderne Subjektkonstitutionen einem »Autonomiefetisch«:

»Was in allen sichtbaren Formen der gegenwärtigen *body practices* überwiegt bzw. was diese bei aller Heterogenität teilen, ist der Bezug auf die individuelle Autonomie. Es gibt eine gesellschaftliche Tabuisierung der argumentativen Bezugnahmen auf Andere, erst recht auf ›Strukturen‹ und ›Verhältnisse‹. Die individuelle Autonomie ist der Fetisch unserer Gegenwart, die Angewiesenheit ist das Verworfenne, die Unmöglichkeit. [...] Salopp gesprochen: Maximale Autonomie ist das einzig gültige Ticket, das derzeit Anerkennung und Teilhabe gewährt.« (Villa 2017, S. 79 f.).

In anderen Worten: Das existenzielle Prekärsein als anthropologische Konstante wird in zeitgenössischen Subjektivierungsnormen verdrängt. Dieser unüberwindbare Konflikt zwischen permanenter Verletzlichkeit und Abhängigkeit auf der einen Seite und dem hegemonialen Autonomieimperativ auf der anderen wird psychoanalytisch betrachtet ins Unterbewusstsein geschoben. Laut Freud handelt es sich dabei um einen durchaus sinnvollen Schutzmechanismus, um die affektiven Auswirkungen dieses nichtlösbaren Widerspruchs unter Verschluss zu halten; um sich nicht mit dem »Unheimlichen« – immer und zu jeder Zeit verletzlich und abhängig zu sein – auseinandersetzen zu müssen, das es vermag, das Subjekt in Angst und Schrecken zu versetzen und erstarren zu lassen: »[...] [D]ies Unheimliche ist wirklich nichts Neues oder Fremdes, sondern etwas dem Seelenleben von alters her Vertrautes, das ihm nur durch den Prozeß der Verdrängung entfremdet worden ist« (Freud 1919, o. S.). Unter Bezugnahme auf Schelling stellt der Psychoanalytiker fest:

»[D]as Unheimliche [ist] etwas, was im Verborgenen hätte bleiben sollen und hervorgetreten ist. [...] Im allerhöchsten Grade unheimlich erscheint vielen Menschen, was mit dem Tod [...] zusammenhängt. [...] [A]uf kaum einem anderen Gebiet hat sich unser Denken und Fühlen seit den Urzeiten so wenig verändert, ist das Alte unter dünner Decke so gut erhalten geblieben, wie in unserer Beziehung zum Tode.« (ebd.)

Will man Freud und Butler an dieser Stelle zusammendenken, dann kann der Tod als Chiffre für den prekären Körper gedeutet werden. Das Wissen um die permanente Verwundbarkeit und Angewiesenheit, die potenzielle Möglichkeit jederzeit sterben zu können, ist ein altes und wohl vertrautes. Weil dieses Wissen jedoch unheimlich ist, das Subjekt in Angst und Schrecken versetzen kann und es potenziell handlungsunfähig macht, wird es verdrängt, sprich ins Verborgene geschoben. Dieser Prozess der Entfremdung von unheimlichem Wissen kann so gesehen als affektive Handlungsmacht gelesen werden. Verdrängung ist somit eine affektive Praxis, um Handlungsfähigkeit zu erzeugen.

Auch das altersarme Subjekt ist den allgegenwärtigen Anrufungen nach Autonomie unterworfen, die das Angewiesen-Sein ausschließen. Die Ausführungen unter Punkt 6.1 und 6.2 zeigen, dass Körperlichkeit vor dem Hintergrund weiblicher Altersarmut eine zentrale Rolle für die Autonomiebestrebungen der Subjekte spielt. Ausgangspunkt des sechsten Kapitels waren folgende Fragen: Wie wird der Körper thematisiert und möglicherweise problematisiert? Wie wird er eingesetzt und wo wirkt er begrenzend auf die alltägliche Lebensführung? Und: Wie wird er gespürt und welche Auswirkungen hat das Körpersein wiederum auf die subjektiven Handlungsspielräume?

Es wird deutlich, dass der Körper, im erweiterten Sinne auch der »getragene Körper«, im untersuchten Feld als Handlungsressource fungiert, die die Akteurinnen strategisch einsetzen. Es wird am und mit dem Körper gearbeitet: Körper werden erinnert und imaginiert, um sich der Gegenwart in Altersarmut zu entziehen; sie werden inszeniert, um der stigmatisierenden Entwertung entgegenzuwirken; körperliche Ressourcen werden eingesetzt und verbraucht, sie werden regeneriert und geschont, mit dem Ziel, die alltägliche Lebensführung unter finanziellem Druck weiterhin selbstständig zu bewerkstelligen.

Gleichzeitig wirkt der Körper aber gefährdend: Durch seine Verletzlichkeit stellt er nicht nur das alltägliche Knappheitsmanagement infrage, seine finanziell abhängige identitätsstiftende Bedeutung verunsichert auch die subjektive Respektabilitätsgrenze. Vor dem Hintergrund finanzieller Not stellt sich der Körper den Akteurinnen somit als präsenter und allgegenwärtiger Risikofaktor dar und muss in den alltäglichen Handlungsoptionen stets mitberücksichtigt werden. So sind Körper eingebettet in eine kapitalistische In-Wert-Setzung: Der pflegebedürftige (oder tote) Körper verursacht Kosten; der Identitätskörper bedarf Kleidung und Körperbearbeitung, um

sich stimmig und entgegen gesellschaftlicher Stereotype von Armut zu inszenieren; der Körper als Arbeitskraft vermag Einkommen zu generieren, droht jedoch zu verschleifen. Dass die Anerkennung des weiblichen gealterten Körpers als Arbeitskraft zudem begrenzt ist, haben die Analysen gezeigt. Hier liegt die soziale Komponente des existenziellen Prekäreseins. So ist es nur bestimmten Körpern vorbehalten ihre Ressourcen gegen ökonomisches Kapital zu tauschen. Körper gefährden das altersarme Subjekt also, insofern sie immer auch monetär bemessen sind. Anders formuliert: Körper sind im untersuchten Feld prekär, weil deren Erhalt, Pflege und Inszenierung von ökonomischem Kapital abhängig ist. Körper wirken darüber hinaus gefährdend – auch das konnten die Analysen zeigen –, weil sie aufgrund ihrer Materialität stets in der Gegenwart verhaftet sind. Kein vergangener körperlicher Zustand kann real wiederhergestellt werden, ebenso wie die Gestaltungsmacht des zukünftigen Körpers begrenzt ist. Der imaginierte Körper ist demnach ein prekärer, konkret ein flüchtiger, weil sein Erinnern erstens von anderen abhängig ist und weil er zweitens immer wieder in die prekäre Gegenwart zurückgeworfen wird. Diese Tatsache hat schließlich gezeigt, dass die Strategie der Erinnerungsarbeit nur begrenzt Handlungsmacht konstruiert. Der Körper wirkt nicht zuletzt deswegen verunsichernd, weil er vergänglich ist, weil die körperlichen Ressourcen, die beispielsweise als Arbeitskraft eingesetzt werden, endlich sind.

Der Körper zeigt sich im untersuchten Feld demnach als zentrale Handlungsressource, die jedoch permanent affektiv unterlaufen wird. Die materielle Verfügung über den Körper wird durch Sorgen und Ängste vor dem endgültigen Kontrollverlust verunsichert. Der Körper wird im Spannungsfeld von Ressource und Risiko bewertet, bearbeitet und gespürt. Je nach sozialer Positionierung gelingt es mehr oder weniger gut, sich innerhalb dieser Pole als handlungsmächtig zu erfahren. Auch wenn im Zuge der reflexiven Moderne der Körper zu einem Allgemeinplatz diskursiver Aushandlung geworden ist, so ist die materielle wie affektive Verfügbarkeit körperlicher Ressourcen, mit denen einjeder\* diesen Allgemeinplatz betritt, durch soziale Ungleichheit präfiguriert. Der Körper ist inkorporierte soziale Struktur (frei nach Bourdieu). Er formt nicht nur die subjektive Biografisierung und antizipierte Zukunftsvorstellung, sondern strukturiert und begrenzt auch die aktuellen Handlungsspielräume der Akteurinnen.

Trotz der habituellen Unterschiede, die sich darauf auswirken, wie die Gesprächspartnerinnen ihre Armutssituation über den Körper konkret verhandeln und bearbeiten, wird deutlich, dass die finanzielle Prekarität im

Alter, so die übergreifende These des Kapitels, den Körper der Akteurinnen dennoch in besonderem Maße als prekären Körper zu Tage fördert: Prekariät zeigt sich hier stets in der Wechselwirkung zwischen Körperhaben und Körpersein. Altersarmut, so wurde deutlich, zwingt die Subjekte dazu, sich den Körper in seiner existenziellen Angewiesenheit bewusst zu machen. Das existenzielle Prekärsein kann von den Akteurinnen nicht mehr verdrängt werden. Wie oben ausgeführt, ist Verdrängung psychoanalytisch betrachtet als affektiver Selbstschutz zu verstehen. Armut im Alter führt so gesehen zu einer ungleichen Verteilung dieses Verdrängungsschutzes und lässt die Betroffenen alleine mit ihrer Verletzlichkeit zurück. Dass das existenzielle Prekärsein mit Butler aber als Grundbedingung menschlicher Existenz zu verstehen ist und somit alle Subjektpositionen, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, betrifft, bleibt hier unsichtbar. Vielmehr erzeugt die verunmöglichte Verdrängung des existenziellen Prekärses die Konfrontation mit dem gesellschaftlichen Antibegehren, mit dem Unheimlichen: der permanenten Angewiesenheit.

Altersarmut zu bearbeiten bedeutet für die Betroffenen letztlich, nicht nur ein alltägliches Knappheitsarrangement aufrechtzuerhalten, das ihr finanzielles Überleben sichert, sondern auch tagtäglich dem negativ affizierenden prekären Körper entgegenzuarbeiten. Dieser erhält im Kontext weiblicher Altersarmut demnach ein besonderes Gewicht<sup>149</sup>, um mich hier erneut Butler zu bedienen. Denn auch wenn Körper sozial bedingt sind, wenn ihre Existenzweise prädiskursiv geformt ist, so bedeutet das spezifische Körperhaben nichtsdestotrotz auf der subjektiven Ebene immer auch ein spezifisches Körpersein. Körper werden aufgrund ihrer Kategorisierung und Hierarchisierung in der sozialen Welt immer auch in spezifischer Weise gespürt – und diese Empfindungen haben ihrerseits wiederum Auswirkungen auf die Handlungsweisen der Subjekte.

---

149 In ihrem Buch »Körper von Gewicht« (Butler 1995) antwortet Judith Butler auf die vermehrte Kritik an ihrem 1990 erschienenen Werk »Das Unbehagen der Geschlechter« (Butler 1991), dem (Geschlechts-)Körper seine Leiblichkeit wie auch seine haptische Materialität abzusprechen und damit subjektiv erfahrene, körperliche Empfindsamkeiten zu leugnen. Dort nimmt sie Stellung und widmet sich dem scheinbar widersprüchlichen Zusammenhang von materieller und diskursiver Körperlichkeit (vertiefend Villa 2012, S. 79–98). Inspiriert durch diese Debatte leihe ich mir Butlers Titel, um die Gewichtung, sprich die empirische Bedeutung des Körpers für das untersuchte Feld zu symbolisieren und mich gleichzeitig gegen eine Essenzialisierung und Naturalisierung des Körpers zu positionieren.

Festzuhalten ist an dieser Stelle also, dass alle Körper prekär sind, dass diese aber ungleich hierarchisiert sind, wie auch Villa unter Bezug auf Butler betont:

»Gesellschaftliche Verwundbarkeit resultiert nicht nur aus der von Judith Butler jüngst (2007) wieder – zu Recht – betonten Grundbedingung menschlicher Existenz, insofern wir alle aufeinander angewiesen sind. Verwundbarkeit verschärft sich zudem für die allermeisten Menschen dieser Welt durch die intersektional verflochtenen Linien rassistischer, sexueller, politischer und klassenförmiger Subjektivierungsnormen, die ihrerseits mit somatischen Zumutungen einhergehen.« (Villa 2017, S. 79)

Wie Villa hier bereits andeutet, konnte eine affekttheoretische Lesart der Butlerschen Konzeption zeigen, dass und wie Prekarität »somatische Zumutungen« – nämlich die verunmöglichte Verdrängung des existenziellen Prekärseins – bewirkt, die das altersarme weibliche Subjekt stets aufs Neue verhandeln und bearbeiten muss.



## 7. Fazit

### 7.1 Das Affektregime weiblicher Altersarmut – Zentrale Erkenntnisse im Spiegel der Prekarisierungsdebatte

Ausgangspunkt der Forschung waren die Feststellung, dass Altersarmut spezifisch weiblich ist, sowie die Frage, welches Affektregime den prekären Ruhestand regiert – das heißt, wie betroffene Frauen vor dem Hintergrund feldspezifischer Gefühlskomplexe ihre alltäglichen Armutserfahrungen verarbeiten. Statistisch betrachtet erhalten Frauen bedeutend weniger Rente als Männer. Der *Gender Pension Gap*, der im Jahr 2019 55 Prozent in Westdeutschland und 23 Prozent in Ostdeutschland betrug (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut o.J.c) ist auf vergeschlechtlichte Erwerbsbiografien zurückzuführen. Das in Westdeutschland seit dem Zweiten Weltkrieg vorherrschende *male breadwinner model* drängte Frauen in die häusliche Reproduktionsarbeit. Diese waren für die Kindererziehung, die Pflege Älterer und den Haushalt zuständig. Ihre Erwerbsbiografien sind im Vergleich zur idealtypischen Figur des Familienernährers lückenhaft. Ein Großteil der Frauen der untersuchten Kriegs- und Nachkriegsgeneration war aufgrund von genannten Sorgearbeiten teilweise gar nicht oder nur geringfügig beschäftigt. Dass die Rentenlücke zwischen West- und Ostdeutschland ebenso auseinanderklafft wie zwischen den Geschlechtern, verdeutlicht nicht zuletzt den Zusammenhang zwischen normativen Geschlechterrollen, Erwerbsbiografien und der Sicherung im Alter. So waren Frauen in Ostdeutschland im Schnitt mehr und länger erwerbstätig als die traditionelle westdeutsche Hausfrau und Mutter, sodass ihre Renten im Schnitt höher ausfallen als diejenigen der westdeutschen Frauen (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut o.J.a, Eicker 2017).

Ein historischer Abriss (u. a. Hausen 1976; Göckenjan 2000; Aulenbacher 2009; Denninger et al. 2014; van Dyk 2015) zeigte, dass die Ursache weiblicher Altersarmut in der industriell geprägten kapitalistischen Gesellschaftsformation zu verorten ist, die die zuvor skizzierten vorherrschenden vergeschlechtlichten Erwerbsarbeitsmuster und familiären Leitbilder normativ erzeugte und strukturell verankerte. Zentral ist hier die Tatsache, dass das gesamte wohlfahrtsstaatliche System sozialer Absicherung auf dem Erwerbsarbeitsmarkt basiert, womit die Alterssicherung von der geleisteten Erwerbsarbeit abhängig ist. Der Zugang zu dieser ist jedoch für all jene Subjekte beschränkt, die nicht der männlichen, *weißen* Norm entsprechen. Zwar waren Frauen in dieser Systemlogik durch die Institution der Ehe – und nur durch diese – mit abgesichert, damit jedoch finanziell abhängig von dem sie versorgenden Ehemann. Ihre soziale Sicherung war somit immer schon prekär. Die kontinuierlich steigenden Scheidungsraten seit den 1970er Jahren, beeinflusst durch ein neues Scheidungsrecht<sup>150</sup>, bedeuteten auf der einen Seite mehr Autonomie für Frauen; bei gleichzeitiger Persistenz des androzentrisch geprägten Wohlfahrtsstaates beförderten sie auf der anderen Seite jedoch beschriebene, strukturell angelegte und fest verankerte soziale Ungleichheit zu Tage. Altersarmut entpuppte sich als institutionalisiertes Ungleichheitsverhältnis, das Frauen im Alter zunehmend präkarisierte.

Wenngleich diese strukturellen Mechanismen wissenschaftlich aufgearbeitet und belegt sind (Riedmüller 1984; Reinl 1997; Sellach 2010; Mairhuber 2002; Heitzmann und Schmidt 2002; Dackweiler et al. 2020) und in letzter Zeit auch politisch breiter diskutiert und problematisiert wurden, konnte die Aufarbeitung des Forschungsstandes zeigen, dass eine Leerstelle im Bereich qualitativer Auseinandersetzung mit der Thematik existiert (Mogge-Grotjahn 2018, S. 533–534). Wie betroffene Frauen Altersarmut affektiv verhandeln und ihren präkarisierten Alltag gestalten, wurde bisher nicht annähernd so gründlich erforscht, wie die zuvor skizzierten strukturellen Mechanismen, die diese vergeschlechtlichte Ungleichheit im Alter erzeugen. Ziel der hier vorliegenden ethnografischen Forschung war es, die Forschungslü-

---

<sup>150</sup> Mit der Einführung des neuen Scheidungsgesetzes 1977 wurde der Übergang vom Verschuldenszum Zerrüttungsprinzip eingeleitet. Im Jahr 1970 betrug die Scheidungsquote 18 Prozent, 1980 war sie auf 28 Prozent gestiegen. Es folgte eine kontinuierliche Zunahme der geschiedenen Ehen bis 2005, als die Scheidungsquote mit fast 52 Prozent ihren bisherigen Höchststand erreichte. Seitdem sind leichte Schwankungen zu verzeichnen, die Quote lag im Jahr 2020 bei 38,5 Prozent (Statista 2022).

cke im Bereich qualitativer Perspektiven auf geschlechtsspezifische Altersarmutserfahrungen ein Stück weit zu schließen. Auf Basis von biografischen Interviews und teilnehmender Beobachtung wurde der übergeordneten Frage nachgespürt, welche Lebensverlaufsmuster zu Armut im Alter führen und wie diese auf der Subjektebene ver- und bearbeitet werden. Im Zuge des Forschungsprozesses zeigte sich, dass Affekte eine zentrale Rolle im alltäglichen Umgang mit dem prekären Alter spielen. Diese induktiv gewonnene Erkenntnis führte zu einer Präzisierung der Forschungsfrage und einer Fokussierung auf das Affektregime sowie mögliche Formen von Handlungsmacht im Feld weiblicher Altersarmut. Auf der Grundlage von Erkenntnissen aus der Arbeits- und Prekarisierungsforschung sowie unter Rückgriff auf einen geschlechtertheoretisch informierten weiten Arbeits- und Prekaritätsbegriff (u. a. Notz 2010, Motakef 2015, Gruhlich 2018, Schmitt 2019), war es mein Anliegen, den Zusammenhang von Struktur, Subjekt und Handlung durch eine dezidiert affekttheoretische Brille zu untersuchen.

Inspiziert durch Bourdieus (u. a. 1993b) und Beauvoirs (2011, 2012) philosophische Abhandlungen zur Bedeutung subjektiver Erfahrungen für die Generierung gesellschaftstheoretischer Erkenntnisse und gerahmt durch einen praxistheoretischen Ansatz, der Affekte als gesellschaftlich präfiguriert und als konstitutiv für das Soziale betrachtet, taucht die vorliegende Arbeit mithilfe ethnografischer Fallanalysen in die Erfahrungswelt altersarmer Subjektpositionen ein. Mein Interesse war es, den Subjekten »unter die Haut« (frei nach Ahmed) zu gehen und ausgehend von ihren am tiefsten sitzenden Erfahrungen – nämlich ihren subjektiven Gefühlen und Empfindungen – die Handlungslogiken im Umgang mit Altersarmut nachvollziehend zu verstehen. Was fühlen Betroffene, wie interpretieren und plausibilisieren sie diese Gefühle, wie wirken sich diese auf ihr alltäglichen Strategien der Lebensführung aus? Oder anders: Wie wird Altersarmut auf der Subjektebene affektiv verhandelt, welche Affekte spielen eine Rolle im Feld und wie sind diese gesellschaftlich strukturiert? Wie wirken sie sich auf die Handlungsfähigkeit der Betroffenen aus und auf die Struktur des Feldes zurück? Kurzum: Wie wird Prekarität vor dem Hintergrund des Affektregimes weiblicher Altersarmut subjektiv verarbeitet? Dies waren die forschungsleitenden Fragen, die sich je nach Fall und Affizierung weitergehend ausdifferenzierten, wobei Affekte immer als Scharnier zwischen Struktur und Handlung verstanden wurden.

Die Arbeit gliederte sich wie folgt: Grundlage der Analyse bildeten insgesamt sechs Fälle, deren Auswahl sowohl auf ihre verallgemeinernden

als auch auf ihre spezifischen Ausprägungen zurückzuführen ist. In diesen verdichten sich einerseits wiederkehrende biografische Muster und Narrative des Forschungssamples, andererseits spiegeln sie die Pluralität und Vielschichtigkeit der gefundenen Affekte und Verarbeitungsformen der von Altersarmut betroffenen Frauen wider. Jeweils zwei Fälle wurden aufgrund ähnlicher Handlungsmuster zu einem Kapitel zusammengefasst. Diese zentrierten sich insbesondere um Praktiken des Abgrenzens und Differenzierens (»Differenzen«, Kapitel 4), um unterschiedliche Formen des Sprechens über die Armutsbetroffenheit bis hin zum Verschweigen dieser (»Schweigsamkeiten«, Kapitel 5) sowie um die Arbeit mit und am Körper und das verunmöglichte Verdrängen des existenziellen Prekäreseins (»Verkörperungen«, Kapitel 6). Zu Beginn jedes Kapitels leitete ein ethnografisches Porträt in den Kontext der Biografie und die zentralen Narrative und Strategien ein. Dieses wurde abschließend und unter Bezugnahme auf weiteres Material aus den Gesprächen mit anderen Befragten sowie ethnografisch-reflexiver Memos tiefgehend ausgedeutet. Die so entwickelten Analysen changierten stets zwischen Einzelfall, fallübergreifenden Kodes sowie der Strukturebene und brachten eine Vielzahl an Thesen zu Tage. Am Ende der jeweils drei großen empirischen Kapitel erfolgte eine prekarisierungstheoretische Einordnung der Befunde.

Folgendes kann abschließend festgehalten werden: Das Affektregime, im Anschluss an die *Affect Studies* (u. a. Cvetkovich 2003; Sedgwick 2003; Ahmed 2010; Berlant 2011; Baier et al. 2014; Bargetz 2014) verstanden als zeitlich und sozial situierter, machtdurchdrungener Mechanismus, über den Affektualität zwischen Menschen, Objekten und Institutionen hervorgebracht und handlungsleitend reguliert wird, produziert eine Bandbreite an alltäglichen Gefühlen im Feld weiblicher Altersarmut. Identifiziert werden konnten Minderwertigkeitsgefühle und Einsamkeit, Kränkung, Sorgen und Melancholie, Scham und Schuldgefühle, existenzielle Ängste und Ohnmachtsgefühle, sowie Verlust Erfahrung und Verdrängung. Auffällig ist, dass Wut eine untergeordnete Rolle spielt. Wut wurde in den Gesprächen verhältnismäßig wenig thematisiert. Dieser Befund lässt sich als Geschlechts- sowie Generationspezifisch deuten. So wurde die wütende Frau historisch hysterisiert und abgewertet. Wut ist ein Affekt, der normativ dem »starken« Geschlecht vorbehalten ist und hegemonialen Weiblichkeitsvorstellungen widerspricht (u. a. Hoeder 2021). Dass diese Norm jedoch im Wandel begriffen ist, zeigen diverse Praktiken feministischer Aneignung dieses spezifischen Affekts (ebd.). Diese Auffälligkeit ist insofern an dieser Stelle erwähnenswert, als Wut ge-

mein hin als Affekt verhandelt wird, der, entsprechend kanalisiert, eine Politisierung und Mobilmachung begünstigt und es in dieser Arbeit immer auch um die Frage ging, inwiefern subjektive Formen der Handlungsmacht das Potenzial haben, individualisierte Affizierungen zu kollektivieren, um damit strukturelle Ungleichheitsverhältnisse herauszufordern. Die induktiv herausgearbeiteten Affekte, so zeigte die Analyse, sperrten sich jedoch meist einer Kollektivierung. Es lässt sich konstatieren, dass Altersarmut überwiegend negativ affiziert, das heißt, dass es sich bei den gefundenen Affekten um gesellschaftlich entwertende, oft sozial isolierende sowie entsolidarisierende Gefühle handelt. Im Gros sind es Affekte, die an normierende Vorstellungen von hegemonialer Weiblichkeit und dem Scheitern an diesen geknüpft sind. Im Gegensatz zu einer sozialpsychologischen Verengung, die die personellen Auswirkungen von Emotionen ins Zentrum stellt, ging es in dieser Arbeit darum, Affekte als Marker und Effekt sozialer Ungleichheitsverhältnisse zu verstehen. Fokussiert wurde der Zusammenhang zwischen strukturellen Machtverhältnissen, subjektiver Affizierung und individueller sowie kollektiver Handlungsmacht, mit einem Wort: das Affektregime. Um innerhalb des überwiegend lähmenden und passivierenden Affektregimes Handlungsfähigkeit zu generieren, muss das altersarme Subjekt permanent affektive Arbeit leisten, um der negativen Affizierung entgegenzuwirken (im nachfolgenden Kapitel 7.3 als selbstreferenzielle Affektarbeit theoretisiert). Zwar, so ließe sich festhalten, entsteht durch das androzentrisch geprägte System sozialer Alterssicherung eine neue, abgewertete, weibliche Altersklasse bestehend aus Frauen, deren Armutslagen sich im Alter verstetigen sowie Frauen, die erst mit dem Renteneintritt sozial absteigen. Wie diese vom Affektregime weiblicher Altersarmut konkret regiert werden, hängt jedoch von ihrer jeweiligen (ehemaligen) Milieuzugehörigkeit, ihrer biographischen Erfahrung sowie ihrer idealtypischen Vorstellung von Weiblichkeit respektive Mütterlichkeit ab. Welche Affekte sich subjektiv realisieren ist somit vom jeweiligen Fallkontext abhängig, ebenso wie die strategischen Handlungspraxen, die entwickelt werden, um Altersarmut affektiv zu ver- und bearbeiten.

Das Kapitel »Differenzen« (4) zeigte, wie altersarmutsbedingte Entwertungsprozesse affektiv wirkten und durch soziale und zeitliche Differenzsetzungen einerseits verstärkt und andererseits bearbeitet wurden. Das Fallbeispiel Jolanda Fischer (4.1) war gekennzeichnet durch vielschichtige vergeschlechtlichte und klassifizierte Diskriminierungserfahrungen auf dem Arbeits- sowie Wohnungsmarkt. Zentral für diesen Fall war der

Entzug von institutionalisierter Anerkennung. Der Respondentin wurde bereits vor dem Renteneintritt gekündigt. Ihr Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt scheiterte an strukturellen Ausschlüssen, die eine Kaskade weiterer in Gang setzten und die erwerbsarbeitslose Respondentin gesellschaftlich marginalisierten bevor sie überhaupt in den Ruhestand eintrat. Diesen antizipierte sie als verloren, imaginierte sich selbst als lebenslänglich Straßenzeitungen verkaufend, eine stigmatisierende Tätigkeit, der sie im Laufe des Forschungsprozesses zeitweise nachging, um über die Runden zu kommen, und erzählte sich als auf allen Ebenen gescheitert. Ihrem Selbstbild als entwertetes Subjekt entsprechend, habe ich dieses Fallbeispiel als durchzogen von Minderwertigkeitsgefühlen gedeutet, die über Jolanda Fischers vielfache Ausgrenzungserfahrungen als migrantisierte und klassifizierte Frau, vor allem aber durch das Antizipieren eines dauerhaften Lebens in Altersarmut vermittelt waren. Um dieser negativen Affizierung entgegenzuarbeiten, griff die Akteurin auf Distinktionspraktiken zurück. Das Abgrenzen zu anderen, u. a. verbunden mit Ressentiments gegenüber noch deprivilegierten gesellschaftlichen Gruppierungen, diente der subjektiven Selbstaufwertung entgegen ihrer institutionell verankerten Herabsetzung und Entwürdigung. Die Respondentin versuchte darüber hinaus die fehlende gesellschaftliche Anerkennung durch soziale Interaktionen zu kompensieren. Im Laufe des Forschungsprozesses folgte jedoch der zunehmend bewusst gewählte soziale Rückzug aus Angst vor einem erneuten Entzug sozialer Nähe und Wertschätzung. Geschlechts- und klassenspezifisch vermittelte Minderwertigkeitsgefühle im Zusammenhang mit dem antizipierten prekären Ruhestand bedingten in diesem Fallbeispiel die zunehmende soziale Isolation und Vereinsamung des (alters-)armen Subjekts. Im zweiten Fallbeispiel (4.2) standen ebenso Entwertungsprozesse im Vordergrund. Hier ging es jedoch nicht um den Entzug institutioneller, sondern um den Verlust sozialer Anerkennung. Ein Paradox, denn Regina Kirchhoff, die dem bildungsbürgerlichen Milieu zuzuordnen war, konnte auf ein besonders großes soziales Netzwerk und entsprechendes Kapital zurückgreifen. Nichtsdestotrotz arbeitete die Gesprächspartnerin insbesondere gegen die Stigmatisierung als altersarme Frau an, lehnte eine derartige Zuschreibung vehement ab. Altersarmut, so habe ich argumentiert, affizierte in diesem Fallkontext als Kränkung. Die Dissonanz zwischen Selbstbild und stereotyper, stigmatisierender Fremdzuschreibung erfuhr die Respondentin als entwürdigend. Um dieser negativen Affizierung entgegenzuarbeiten, griff Kirchhoff wie bereits Fischer auf soziale Differenzierungsstrategien

zurück. Um ihr Selbstbild zu stärken und die sozialen Anerkennungsdefizite zu kompensieren, war sie nicht nur darum bemüht, sich von einer vermeintlichen Gruppe altersarmer Frauen abzugrenzen, sondern auch darum, Zugehörigkeit zu Statushöheren herzustellen. Distinktion stellte sie darüber hinaus über die positive Bewertung subjektiver Eigenschaften wie Optimismus, Kreativität und Kompetenz her. Nicht zuletzt diente ihr der Vergangenheitsbezug dazu, der Stigmatisierung als Altersarme entgegenzuarbeiten, indem sie sich in ihren Erinnerungen ihrem Selbstbild entsprechend als angesehenes und zufriedenes Subjekt konstruierte. Das Armutsstigma wurde in diesem Fallbeispiel durch das Gefühl der Kränkung moderiert. Es bedurfte permanenter Selbstdarstellungsarbeit und der vehementen Performanz des entsprechenden Selbstbilds, um der sozialen Entwürdigung entgegenzuhalten.

Ausgehend von diesen beiden Fallbeispielen wurde deutlich, dass Altersarmut in einem zunehmend erodierenden Sozialstaat mit dem geschlechts- und klassenspezifischen Entzug institutionalisierter wie sozialer Anerkennung verbunden war, der negativ affizierte und dem altersarmen Subjekt diverse Selbstaufwertungs- sowie Aktivierungsstrategien abverlangte, um weiterhin in einer anerkennungswürdigen Subjektposition aufzugehen. Hierbei kamen vor allem Praktiken der zeitlichen und sozialen Differenzierung zum Einsatz. Zeitlichkeit spielte insofern eine Rolle, als dass die verlorenen Zukunftserwartungen einerseits negative Affekte verstärkten und Vergangenheitsbezüge andererseits strategisch genutzt wurden, um der Entwertung entgegenzuarbeiten. Auch das In-Bezug-Setzen innerhalb relationaler sozialer Räume diente der aktiven Selbstpositionierung und -vergewisserung. Zur Kompensierung von Anerkennungsdefiziten bediente sich das altersarme Subjekt dabei u. a. der abwertenden Abgrenzung zu anderen. Abwertungsdruck und Ressentiments verunmöglichten eine Vergemeinschaftung Betroffener. Auch der prekäre Ruhestand ließ sich damit als tendenziell gefährdend für den gesellschaftlichen Zusammenhalt einordnen (4.3) und bestätigte nicht zuletzt die Castelsche These prekarisierungsbedingter sozialer Spaltungstendenzen (2009).

Das Kapitel »Schweigsamkeiten« (5) förderte zu Tage, dass Altersarmut entlang spezifisch weiblicher Kontexte wie Mutterschaft und Emanzipation nicht nur negativ affizierte, sondern dass die Thematik innerhalb dieser Kontexte zudem in besonderem Maße tabuisiert war bzw. dass sich unterbewusste Sehnsüchte, die mit Altersarmutserfahrungen einhergingen, einer Versprachlichung gänzlich entzogen. Der Tabuisierung wurde anhand

unterschiedlicher Formen des Sprechens entgegengearbeitet. Das Fallbeispiel Maria Zöllner (5.1) war geprägt durch ihre mütterliche Subjektposition und das darin verhaftete und naturalisierte Gefühl der Mutterliebe. Altersarmut forderte genau dieses Gefühl heraus, das mit Anrufungen nach immerwährender Verfügbarkeit und Sorgeverpflichtungen gegenüber den Kindern und Enkelkindern verschränkt war. Im Raum stand die Befürchtung der Respondentin, diesen inkorporierten mütterlichen Anforderungen aufgrund der prekären Lage nicht mehr gerecht werden zu können. Altersarmut affizierte in diesem Fallbeispiel in Form von Sorgen für die Kindern und Enkelkindern eine finanzielle Belastung zu werden. Diesen begegnete Zöllner zunächst mit Schweigen. Unter Rückgriff auf Verzicht und einer sparsamen Lebensführung verheimlichte sie ihre Situation vor der Familie. Dies kollidierte dennoch mit dem kapitalistischen Leitbild »guter« Mutter-schaft, die sich nicht nur in unentgeltlichen Liebesdiensten, sondern auch in materiellen Geschenken, kurzum, der sogenannten mütterlichen Gabe manifestierte. Um diesen Widerspruch zu lösen, griff die Respondentin auf eine E-Mail-Ansprache zurück (diese wurde zur Initialzündung ihrer Teilnahme am Forschungsprojekt), in der sie sich nicht nur als altersarm zu erkennen gab, sondern auch vorschlug, an Weihnachten auf materielle Geschenke zu verzichten. Zwar gelang ihr mit dieser Strategie eine teilweise Anpassung und Umdeutung der mütterlichen Gabe an ihren prekären Handlungsspielraum und damit ein Stück weit gegen ihre Sorgen anzukämpfen, hegemoniale Vorstellungen mütterlicher Fürsorge als endliche und stets verfügbare Ressource blieben hierbei jedoch unangetastet. Diese unhinterfragbaren Vorstellungen evozierten vor dem Hintergrund des prekären Ruhstands des Weiteren das Gefühl der Melancholie, welches diesen Fall ebenso charakterisierte. In der Melancholie blieb der Grund für die Schwermut im Verborgenen. Das, was hier betrauert oder begehrt wurde, lebte als das Verworfene im Unterbewusstsein jedoch weiter. Dieses sogenannte Verworfene ließ sich im untersuchten Fall als unbekümmerte Subjektposition deuten. Der Respondentin blieb eine Zukunft der Unbekümmertheit verwehrt, weil die Verantwortung für die Kinder innerhalb mütterlicher Subjektpositionen als irreversibel erschien, die eigene Bedürftigkeit diese Logik jedoch herausforderte. Weil die Melancholie diese Sehnsucht nach Unbekümmertheit in das Unterbewusstsein verdrängte, entstand hier eine sprachliche Leerstelle, eine affektiv wirkmächtige Ausprägung sozialer Ungleichheit, die nicht thematisiert wurde und somit weder zum Inhalt individueller noch politischer Auseinandersetzung gemacht werden konnte. Im Zentrum des Fall-

beispiels Hilde Meyer (5.2) stand deren emanzipierte, feministische Subjektposition. Altersarmut affizierte in diesem Fallbeispiel negativ, insofern sich die Gesprächspartnerin dafür schämte, ihrem eigenen Anspruch nach Autonomie im Alter nicht mehr gerecht werden zu können. Scham- und Schuldgefühle ließen sich in diesem Fallbeispiel als zentrale Affekte identifizieren. Ihre Wirkmacht entstand jedoch erst durch die neoliberale Aneignung und Umdeutung u. a. feministischer Forderungen nach mehr Unabhängigkeit, die in einen Zwang zur Autonomie überführt wurden. In dieser Logik war das altersarme emanzipierte Subjekt zum Scheitern verurteilt. Um dieser negativen Affizierung entgegenzuarbeiten suchte Meyer das geschützte Gespräch im Rahmen des Forschungsprojektes. Dort war es erstens möglich anonym zu sprechen und zweitens, ihrer aktivistischen Subjektposition entsprechend, die Thematik weiblicher Altersarmut darüber hinaus auch politisch zu bearbeiten.

Entlang dieser beiden Fallbeispiele zeigte sich, dass das altersarme Subjekt von vergeschlechtlichten Gefühlen erfasst wurde, die das Sprechen über die Armutslage strukturierten. Im Kontext der Melancholie wurde das Sprechen komplett ausgeschlossen, innerhalb bestimmter Beziehungsstrukturen wurde das Bekenntnis zur Altersarmut durch Affekte der Mutterliebe oder Scham- und Schuldgefühle zumindest begrenzt. Unter Rückgriff auf diverser Spar- und Vorsorgestrategien konnten die Akteurinnen das Schweigen einerseits aufrechterhalten und die Armutslage so lange wie möglich verheimlichen, um nicht schamhaft enttarnt zu werden. Andererseits konnte das Schweigen durch bewusst umdeutende Ansprachen oder auch anonymes Sprechen bedingt gebrochen werden. Wenngleich es hier zu handlungsmächtigen Formen des Sprechens kam, blieben diese auf einer individuellen Ebene haften. Das Feld weiblicher Altersarmut blieb damit ein tabubehaftetes. Bourdieus These, dass die Prekarier ihren gesellschaftlich deprivilegierten Zustand aus Angst davor, noch tiefer zu sinken, lieber schweigend zur Kenntnis nahmen (1998a), konnte schließlich affekttheoretisch weitergeführt werden (5.3). So waren es nicht nur Zukunftsängste und Planungsunsicherheiten, die zu einer kollektiven Schweigsamkeit führten. Auch Melancholie, Scham- und Schuldgefühle, in jedem Falle vergeschlechtlicht strukturierte Affekte, verhinderten eine gemeinsame Thematisierung und damit Kollektivierung der prekarierten Lage. Das Affektregime legte somit einen Mantel des Schweigens um vergeschlechtlichte Ungleichheitserfahrungen, indem es die Angewiesenheit verwarf oder beschämte. Es führte zu einer sozialen Isolation Einzelner und einer kollektiven Schweigsamkeit, die Solida-

rität innerhalb des hier untersuchten spezifischen »Prekariats« altersarmer Frauen überwiegend ausschloss.

Das letzte empirische Kapitel (6), das die Rolle des Körpers im Feld untersuchte, zeigte, dass soziale Ungleichheitsverhältnisse stets verkörpert sind. Dies verdeutlichte das Fallbeispiel Dagmar Berger (6.1), die einem Arbeiter\*innenmilieu entstammte und zeitlebens von einer prekären Klassenlage geprägt war. Die Analyse machte nicht nur sichtbar, wie sich Armut über den Lebensverlauf hinweg verstetigt, sondern auch, wie positionsbedingte Affizierungen fortwirken. Vergeschlechtlichte und klassenspezifische Strukturen schrieben sich in Form von Narben, Suchterkrankungen und psychischem Leid in ihren Körper ein und manifestierten sich in einer besonderen Verletzlichkeit – einer Erfahrung, die Berger stets auch als körperliche verhandelte. In ihrem Fall äußerte sich Altersarmut in existenziellen Ängsten und einem Gefühl der Ohnmacht. Um diesen Affekten zu begegnen, griff sie auf die Strategie des Hoffens zurück. Hierbei reproduzierte die Hoffende ihre HandlungsOhnmacht jedoch weiter, indem sie die Gestaltungsmacht über das eigene Leben und Sterben erneut an ein vermeintliches Außen abgab. Hoffnung erschien hier als ein spezifischer, passivierender Affekt, der keineswegs zufällig war, sondern der eng mit jenen klassifizierten, sprich habituell begrenzten Vorstellungs- und Handlungsspielräumen verwoben war, die ihre soziale Position prägten. Neben dieser affektiven Bewältigungsstrategie setzte Berger auch auf verschiedene Formen der Körperarbeit, um ihre finanziellen Nöte – und damit einhergehend auch ihre Ohnmachtsgefühle – zu lindern. Im Mittelpunkt des letzten Fallbeispiels (6.2) standen die Verlusterfahrungen der Respondentin Maiana Dovan. Einst Teil eines großbürgerlichen Milieus, erlebte sie durch wiederholte Migrationsbewegungen einen schrittweisen sozialen Abstieg. Der Eintritt in den Ruhestand markierte für sie einen weiteren tiefgreifenden Einschnitt, da sie nicht mit Altersarmut gerechnet hatte. Dieser erneute biografische Bruch war begleitet von Enttäuschung und dem Verlust einer einst gesicherten Zukunftsperspektive. Um mit diesen negativen Gefühlen umzugehen, griff Dovan auf Erinnerungsarbeit zurück. In unseren Gesprächen stand ihre Vergangenheit im Zentrum – insbesondere das Bestreben, ihr Selbstbild als wohlhabende Angehörige des Großbürgertums aufrechtzuerhalten. Dabei spielten nicht nur Erzählungen eine Rolle, sondern auch bestimmte äußere Erscheinungsformen und charakteristische Kleidungsstile, die ihre frühere gesellschaftliche Stellung symbolisierten. Ihr Körper diente als Medium der Erinnerung: Durch bewusst inszenierte Auftritte

und den Erhalt ihres gewohnten Habitus versuchte sie, ihre Identität zu stabilisieren. Diese performative Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ermöglichte es ihr zumindest zeitweise, ein Gefühl von Zufriedenheit wiederherzustellen.

Ausgehend von diesen beiden Fallbeispielen entpuppte sich der weibliche alte Körper als vielfach entwerteter, dessen sich die Akteurinnen vor dem Hintergrund ihrer Armutslage jedoch nicht entledigen konnten. Gleichzeitig fungierte er als Ressource, um die alltägliche finanzielle Knappheit sowie negativen Affekte zu managen. In diesem verkörperten Management strukturierte das sonst verdrängte Wissen um die eigene Verletzlichkeit die Handlungslogiken. Dieses Wissen zeigte sich hier in einer ganz spezifischen Art und Weise: So mussten die Kosten antizipierter Körperarbeiten und identitätsstiftender Inszenierungen in den gegenwärtigen Alltagsarrangements stets mitberücksichtigt werden. Die »Verobjektivierung« des eigenen Körpers zum Zwecke der Armutsbewältigung wurde jedoch permanent affektiv unterlaufen. Schmerzen aufgrund des Körpereinsatzes sowie Sorgen und Ängste bezüglich zukünftiger Alltagsarrangements und Respektabilitätsgrenzen bestimmten die Verhandlungen der Gesprächspartnerinnen zwischen Körperhaben und Leibsein, die dazu führten, dass das existenzielle Prekärsein (Butler 2005, 2010) als Grundbedingung menschlicher Existenz nicht mehr verdrängt werden konnte. Körper erhielten im Feld weiblicher Altersarmut demnach ein besonders spezifisches Gewicht; als defizitär erfahren und für die Armutssituation als ursächlich verhandelt, oszillierte ihre alltägliche Bearbeitung mit Blick auf die Zukunft zwischen Ressource und Risikofaktor. Der Körper wirkte letztlich permanent verunsichernd auf das Knappheitsmanagement. Er löste existenzielle Sorgen und Verlustängste aus. Der Körper selbst zeigte sich als prekärer Körper: Zwar ermöglichte Erinnerungsarbeit es ein Stück weit, sich in die Vergangenheit zu imaginieren, der Körper wurde so gesehen als Träger von Erinnerungen eingesetzt. Körperlichkeit blieb auf der anderen Seite aber stets in der prekären Gegenwart verhaftet und konfrontierte das altersarme Subjekt am Ende immer wieder mit dieser. Das existenzielle Prekärsein war den Akteurinnen somit stets bewusst. Finanzieller Mangel bedeutete demnach auch, sich den Verdrängungsschutz nicht mehr leisten zu können. Eine affekttheoretische Lesart des Butlerschen Prekaritätskonzepts (6.3) konnte Prekarität somit entlang der ungleichen Verteilung subjektiv empfundener existentieller Verunsicherung sichtbar machen.

Auf allen drei Ebenen der Abgrenzungs- und Differenzierungsstrategien, der intendierten und teilweise unbewussten Praxis des Schweigens und des bedingten Sprechens sowie der verunmöglichten Schutzstrategie des Verdrängens wurde deutlich, dass diese Handlungsstrategien zwar positionsbedingt unterschiedlich eingesetzt wurden, aber stets affektiv strukturiert und strukturierend waren. Die Reflexion der Erkenntnisse dieser Arbeit im Spiegel der Prekarisierungsdebatte hatte somit zum Ziel, bestehende Wissensbestände mithilfe einer affekttheoretischen Perspektive zu hinterfragen, in der Hoffnung, neue Impulse für die Prekarisierungsforschung zu liefern. So konnte gerade der Blick auf Affekte helfen, gängige Prekaritätskonzepte zu ergänzen, um schließlich eine differenziertere Gesellschaftskritik zu formulieren.

## 7.2 Selbstreferenzielle Affektarbeit – Eine konzeptionelle Begriffsschärfung

Die Zusammenschau der zentralen Ergebnisse vorliegender Arbeit zeigt, dass das Affektregime überwiegend entwertend affiziert. Um innerhalb dieses Regimes Handlungsfähigkeit herzustellen, muss sich das altersarme Subjekt mit diesen negativen Gefühlen auseinandersetzen. Es muss sich alltäglich an ihnen abarbeiten. Im Folgenden will ich diese Form subjektiver Auseinandersetzung als Arbeit, konkret als »selbstreferenzielle Affektarbeit«, resümieren. Diese soll nun vor dem Hintergrund der in dieser Studie vorgenommenen arbeitstheoretischen Prämissen verortet und im Anschluss daran konzeptionell skizziert werden.

Ausgehend von einem weiten Arbeitsbegriff (u. a. Schmitt 2019; Scheele 2019; Bauhardt 2019) wurde deutlich, dass spezifische Formen feminisierter Arbeit (Hausarbeit, Kindererziehung, die Pflege Bedürftiger, hausarbeitsnahe Dienstleistungen) und ihre gesellschaftliche Abwertung erst dazu geführt haben, dass Armut im Alter vergeschlechtlicht und sozial ungleich verteilt ist. Arbeit, so habe ich einleitend dargelegt, lässt sich als strukturbedingte Ursache für Altersarmut identifizieren. Zusätzlich zu einer monetären Entwertung aufgrund ihrer spezifischen Ein- und Ausschlüsse auf dem Arbeitsmarkt ist die weibliche Arbeitskraft auch körperlichen Entwertungsprozessen ausgesetzt. Feminisierte Arbeit erfordert meist einen intensiven Körpereinsatz, der den weiblichen Arbeitskörper in besonderem Maße

beansprucht, abnutzt und verschleißt. Ist dieser zusätzlich migrantisiert, rassifiziert oder klassifiziert, fällt die körperliche Ausbeutung strukturell noch drastischer aus. Diese *embodied labour* (Bose und Klein 2020), das heißt die Intensität körperlicher Beanspruchung beim Arbeiten, sperrt sich gegen die Logik eines nachhaltigen und langfristigen Körpereinsatzes. Der intensive Verbrauch körperlicher Ressourcen geht oft mit der Frühverrentung und weiteren finanziellen Einbußen einher. Frauen sind also nicht in besonderem Ausmaß altersarmutsgefährdet, weil sie nicht gearbeitet haben (Stichwort: lückenhafte Erwerbsarbeitsbiografie), sondern weil ihre geleistete Arbeit in vielfacher Hinsicht entwertet ist. Diese gesellschaftliche Klassifizierung und Hierarchisierung von Arbeit konstituiert demnach erst das Feld weiblicher Altersarmut – soweit die strukturellen Grundannahmen dieser Studie kurz zusammengefasst.

Entgegen dem gesellschaftlichen Versprechen eines erwerbsarbeitsfreien Ruhestandes bedeutet ein Leben in Armut, dass die Subjekte erneut intensive Arbeit leisten müssen, um handlungsmächtig durch ihren prekären Alltag zu navigieren: Arbeit ist nicht nur die Ursache weiblicher Altersarmut, sondern auch ihre Folge (siehe auch Götz und Schweiger 2020). Einerseits bedarf die Lebensführung in der Mangelökonomie ein alltägliches Knappheitsmanagement: Die Interviewten arbeiten weiter, um Geld zu verdienen oder leisten ehrenamtliche Tätigkeiten, um mit der dafür erhaltenen Aufwandsentschädigung den finanziellen Spielraum zu erweitern. Körper werden bearbeitet, umsorgt und gepflegt, um ihr Kostenrisiko zu minimieren. Tauschpraktiken oder auch ausgeklügelte Spartechniken, in jedem Falle bewusst eingesetzte kostensparende Tätigkeitsformen, sollen das Überleben mit begrenzten Mitteln sichern. Andererseits – und das will ich an dieser Stelle hervorheben – muss das altersarme Subjekt neben den genannten Tätigkeiten wie der Erwerbsarbeit, dem Ehrenamt, der Körperarbeit oder der Arbeit an der Lebensführung auch permanent affektive Arbeit verrichten. Was ich darunter verstehe, wie ich diese theoretisiere und begrifflich fasse, will ich im Folgenden zunächst entlang exemplarischer empirischer Erkenntnisse darstellen, um diese abschließend detailliert in das Konzept selbstreferenzieller Affektarbeit zu überführen.

Das Affektregime weiblicher Altersarmut entwertet. Es evoziert verunsichernde, verletzende, bedrückende, vereinzelnde, zerstörerische, selbstabwertende, entkollektivierende, in jedem Fall also negativ wirkende und, vor dem Hintergrund einer neoliberalen, leistungsorientierten Arbeitsgesellschaft, erniedrigende Gefühle. Diese Gefühle erfährt das altersarme

Subjekt qua sozialer Positionierung und muss sich zu ihnen verhalten, es wird unweigerlich mit ihnen konfrontiert. Es muss sie verorten, plausibilisieren, umdeuten, aushalten, sich mit ihnen arrangieren. Indem die Interviewte Hilde Meyer beispielsweise trotz ihrer schambehafteten Verschwiegenheit bezüglich ihres antizipierten Scheiterns doch mit uns ins Gespräch ging, versuchte sie sich ihrer Scham zu stellen, diese aufzuarbeiten, in der Hoffnung, sie zu überwinden. Aber nicht nur im Gespräch mit uns arbeitete sie an ihren Scham- und Schuldgefühlen, wollte diese mit uns analysieren und dekonstruieren. Bereits vor unserem Interview beschäftigte sie sich mit ihrer – Zitat – *»unguten Gefühlsmischung«* und auch nach unserem Treffen dachte sie weiter darüber nach und versuchte diese in eine positivere Richtung zu lenken – was ihr auch ein Stück weit gelang, wie sie uns bei einem zweiten Treffen berichtete. Auch das Reflektieren über ihr Porträt versetzte sie in einen Zustand intensiver innerer Reflexion über ihre Scham und den Zusammenhang mit ähnlich empfundenen emotionalen Erfahrungen im Laufe ihrer Biographie, wie sie uns im Nachgang mitteilte. Die Teilnahme am Forschungsprojekt wurde sozusagen zu einem selbstaufgelegten therapieähnlichen Programm, um sich mit der eigenen Gefühlswelt auseinanderzusetzen, Wut, Scham und Schuldgefühle in der Diskussion mit uns besser einordnen und am Ende auflösen zu können. Die Armutserfahrung verursachte für Meyer somit erstens tiefgreifende negative Affizierungen und zweitens einen nicht weniger intensiven Prozess der Auseinandersetzung mit diesen, sprich der bewussten Arbeit an den als schmerzhaft bezeichneten Gefühlen. Auch Maiana Dovan arbeitete an ihrer inneren Gefühlslage, wenn auch etwas anders als Meyer es tat. Dieses Fallbeispiel war durch eine doppelte Verlusterfahrung gekennzeichnet, den Verlust des ehemals großbürgerlichen Status aufgrund eines migrationsbedingten sozialen Abstiegs und den weiteren Verlust eines abgesicherten Alterns, da Dovan trotz harter Arbeit und des Aufbaus eines respektablen Lebens in Deutschland mit Renteneintritt von Altersarmut betroffen war. Diese Verlusterfahrungen evozierten bei ihr das Gefühl der Enttäuschung. Gleichzeitig entgegnete sie diesem mit der Haltung, trotzdem zufrieden sein zu müssen. Zufriedenheit ist also ein emotionaler Zustand, der durch die Armutssituation abhandengekommen war und erst wieder aktiv hergestellt werden musste. Die Bearbeitung der vordergründigen Enttäuschung gelang Dovan hauptsächlich durch das Hineinversetzen und Erinnern an ein vergangenes Ich, das sie als wohlhabend und glücklich imaginierte. Auch sie nutzte das Interview – wenn auch nicht so offensichtlich therapeu-

tisch wie Hilde Meyer – als interaktiven Raum der Affektarbeit: Durch das gemeinsame Erinnern an bessere Zeiten und das Zeichnen eines präferierten, jedoch vergangenen Selbstbildes, wurde in der Interviewsituation ein positives Gefühl erzeugt, dass ihre Enttäuschung – zumindest kurzfristig – überlagerte. Nicht zuletzt Jolanda Fischer setzten ihre Armutserfahrungen emotional zu. Das Fallbeispiel war geprägt von Minderwertigkeitsgefühlen, Frustration, Depressionen und Einsamkeit; negative Gefühle, die bereits vor Renteneintritt strukturell durch institutionalisierte Diskriminierungserfahrungen als klassifizierte Frau angelegt waren und im Altern verstetigt wurden. Dass auch sie sich intensiv mit ihrem äußerst bedrückenden Gefühlszustand auseinandersetzte, lässt sich aus den Strategien ableiten, die sie entwickelt hatte, um sich vor weiteren negativen Affizierungen zu schützen. So entzog sie sich sämtlichen Objekten (Schaufenster/Konsumgüter), die ihr ihre Armutslage und marginale gesellschaftliche Stellung direkt vor Augen führten, mied jegliche Situationen, die ihr nur ein zeitlich begrenztes soziales Nähegefühl vermittelten und zog sich zunehmend zurück. Im Fallbeispiel Fischer ging es also mehr darum, den emotionalen Status quo zu halten, in jedem Falle eine Verschlimmerung zu vermeiden und im besten Falle die Intensität ihrer negativen Empfindungen etwas abzumildern, anstatt sie zu dekonstruieren oder positiv zu überlagern, wie in den beiden zuvor genannte Fallbeispielen. Auch hier fand also eine umfassende und tiefgehende Beschäftigung mit den eigenen Gefühlen statt, die bestimmte Konsequenzen nach sich zogen; methodologisch gesprochen wird aus diesen Konsequenzen die vorgelagerte Affektarbeit erst ableitbar.

Mit Blick auf diese exemplarisch herausgegriffenen Fälle, handelt es sich somit um intensive, sprich anstrengende und mühevoll Praktiken, um Formen von Arbeit also, die entweder in der Interaktion vollzogen werden, wenn beispielsweise bewusst mit anderen über die eigene Gefühlslage gesprochen wird, mit dem Ziel, diese zu verändern; oder aber auch, wenn die Interaktion genutzt wird, um positive Gefühle zu erzeugen, die die negative Grundstimmung überdecken sollen. Zum anderen handelt es sich um Praktiken, die nach innen gerichtet sind, wenn etwa Hilde Meyer nach dem Interview in einen inneren Monolog geht, in dem sie sich weiter mit ihrem Schamgefühl befasst und versucht, dieses aufzulösen. Solche nach innen gerichteten Praktiken sind methodologisch zwar schwerer aber nicht unmöglich zu erfassen. Wo ein gewisses Maß an Selbstreflexivität der Gesprächspartnerinnen vorhanden ist und diese Ebene wie bei Hilde Meyer in den Interviews mitverhandelt wird, liefern die Gesprächsdaten hilfreiche Zugänge zu

den introspektiven Aushandlungsprozessen der Akteurinnen. Gleichzeitig ist hier davon auszugehen, dass nicht nur Hilde Meyer ihre negativen Affizierungen introspektiv bearbeitete. So scheint es naheliegend, dass auch diejenigen Gesprächspartnerinnen, die diese Ebene in den Interviews nicht explizit als solche thematisierten, sich ihren Emotionen dennoch in ähnlicher Weise im Selbstdialog stellten. Beispielsweise wenn Jolanda Fischer ihre Minderwertigkeitsgefühle im Interview nicht wie Meyer als strukturell bedingte reflektierte, jedoch darüber berichtete, jegliche sozialen Kontakte zu meiden, über die sie nur kurzzeitig Anerkennung erfahren würde, aus Angst nach einer solche Begegnung in ein emotionales Tief zu fallen. Diese erzählte Strategie lässt darauf schließen, dass ihr eine innere Auseinandersetzung mit der eigenen Gefühlswelt vorausgegangen ist. Während Hilde Meyer ihre Schamgefühle im Forschungsprozess also als solche benannte und sich bewusst damit konfrontierte, kamen in anderen Interviews Gefühle und die Arbeit an diesen nicht direkt zur Sprache, sondern müssen analytisch, wie oben bereits angedeutet, aus den Handlungen der Akteurinnen hergeleitet werden (vgl. hierzu auch Scheer 2016). Bei dieser innerlich zu verortenden Dimension affektiver Arbeit geht es demnach um eine subjektive Emotionsregulation, die das Dekonstruieren und Verarbeiten negativer Gefühle wie auch das Verdrängen oder Aushalten dieser gleichermaßen beinhaltet. Ob stets eine entsprechende Introspektion stattfand, in der sich Betroffene ihrer Gefühle gewahr wurden, kann nicht abschließend beantwortet werden. Wohl aber, dass es auch zu unterbewussten Verarbeitungsprozessen kam, wenn beispielsweise Regina Kirchhoff, als Reaktion auf Kränkungsgefühle im Gespräch sowie in anderen teilnehmend beobachteten Situationen darum bemüht war, ihr Selbstbild als zufriedene und zuversichtliche Person zu verteidigen. Auch ihr, die durch ihr soziales Kapital im Vergleich zu anderen Frauen im Sample besonders gut abgesichert ist, widerfährt das Affektregime, auch sie wird negativ affiziert und muss Affektarbeit leisten, um den strukturellen Entwertungsprozessen interaktiv und womöglich auch introspektiv entgegenzuwirken. Die hier gefundenen Formen emotionaler Arbeit konzipiere ich also entlang zweier Dimensionen: Negative Affekte werden sowohl im Außen in der Interaktion mit anderen als auch im Inneren bearbeitet. Nichtsdestotrotz sind beide Formen auf sich selbst gerichtet. In beiden Formen geht es um das Management derjenigen positionsbedingten gefühlten Erfahrungswelten, die das Subjekt aufgrund von Altersarmut ergriffen haben.

Um diese empirischen Befunde zu fassen, zeigt sich der Begriff »*emotion work*« (1979), geprägt durch die Soziologin Arlie Russel Hochschild zunächst als anschlussfähig. Hochschild versteht darunter die Anstrengung, die Intensität oder Qualität eines Gefühls zu steuern oder zu verändern, um den sozialen Anforderungen einer Situation gerecht zu werden. Durch die Kombination von interaktionistischen (Erving Goffman) und psychoanalytischen (Sigmund Freud) Ansätzen (ebd., S. 555–560) integriert Hochschild in ihrem Konzept zum einen die bewusste Gestaltung von äußeren Gefühlsausdrücken und -darstellungen, zum anderen die bewusste und unbewusste Regulierung innerer Gefühle (»*deep acting*«) (ebd., S. 561). Emotionsarbeit umfasst sowohl das Hervorrufen (Evokation) als auch das Unterdrücken (Suppression) von Gefühlen (ebd.). Bei der Evokation versucht eine Person, ein Gefühl zu erwirken, das zu diesem Zeitpunkt nicht vorhanden ist, etwa Freude oder Zufriedenheit. So könnte jemand bewusst versuchen, sich in einer bestimmten Situation glücklich zu fühlen, um den äußeren Erwartungen zu entsprechen. Diese Form der Evokation findet sich etwa bei Dovan oder auch Kirchhoff, die versuchen trotz vordergründiger, armutsbedingter Gefühle von Enttäuschung oder Kränkung trotzdem zufrieden und optimistisch zu sein oder auch bei Berger, die darum bemüht ist ihren existentiellen Ängsten immer wieder mit Hoffnung zu begegnen. Im Gegensatz dazu bezieht sich Suppression auf das Unterdrücken von Gefühlen, die als unangemessen empfunden werden, wie etwa Wut oder Trauer, um in einer Situation ruhig oder gefasst zu wirken. Dies träfe beispielsweise auch auf Meyer zu, die kontinuierlich daran arbeitet ihr Schamgefühl »*wegzuschieben*«, wie sie selbst sagt, oder auch auf Fischer, die versucht, die Intensität ihrer Einsamkeit abzumildern. Bei der *emotion work*, ganz gleich ob Evokation oder Suppression, handelt es sich laut Hochschild um einen aktiven Prozess, das heißt um eine Form von Anstrengung, unabhängig davon, ob dieser Prozess am Ende erfolgreich ist:

»By »emotion work« I refer to the act of trying to change in degree or quality an emotion or feeling. To »work on« an emotion or feeling is, for our purposes, the same as »to manage« an emotion or to do »deep acting«. Note that »emotion work« refers to the effort – the act of trying – and not to the outcome, which may or may not be successful. Failed acts of management still indicate what ideal formulations and on that account are no less interesting guide the effort, than emotion management that works. The very notion of an attempt suggests an active stance vis-à-vis feeling.« (ebd.)

Dass es sich bei Emotionsarbeit also um einen aktiven Prozess handelt, belegt Hochschild mit spezifisch aktiven Formulierungen ihrer Gesprächspart-

nerinnen: So sagen diese beispielsweise: »Ich habe meine Wut unterdrückt [...]; ich bemühte mich, nicht enttäuscht zu sein [...]; ich zwang mich, eine gute Zeit zu haben [...]; ich versuchte, dankbar zu sein [...]« (Übersetzung AR, ebd.). Referenzen auf diesen aktiven Prozess finden sich auch im empirischen Material der vorliegenden Forschung, wenn etwa Meyer sagte, dass sie ihr Schamgefühl zwar wegschieben, sich aber gleichzeitig auch damit beschäftigen wollte, warum sie sich zum Interview gemeldet hatte. Auch Dovan sagte, sie müsse jetzt zufrieden sein. Auch diese Aussage verweist darauf, dass sie diese Zufriedenheit nun erst aktiv herstellen müsse. Dass diese Gefühlsarbeit zudem ein dauerhafter und schwankender Prozess ist, der mal mehr, mal weniger erfolgreich ist, konnte ebenso anhand der unterschiedlichen emotionalen Verfassungen der Akteurinnen während der mehrfachen Treffen im Verlauf des Forschungsprozesses nachgezeichnet werden. Kurzum: »*Emotion work*« umfasst somit nicht nur das gezielte »Emotionsmanagement«, um nach außen hin »das Gesicht« zu wahren und in der Interaktion den Erwartungen anderer gerecht zu werden, sondern auch den subjektiven Versuch, den inneren Zustand aktiv zu gestalten.

»*Emotion work*« ist etwas, so könnte man sagen, dass wir immer und ständig verrichten. Und nichtsdestotrotz erscheint gerade die Arbeit am inneren Gemütszustand eine Spezifik des Untersuchungsfeldes zu sein, warum ich diese auch begrifflich einfangen möchte. Sicherlich geht es im Feld auch darum, sozialen Gefühlserwartungen gerecht zu werden, insbesondere in Fallkontexten von Mutter- und Großmutterchaft, wenn die Gesprächspartnerinnen u. a. versuchen, negative Gefühle vor den Kindern und Enkelkindern zu unterdrücken und sich vor den Nachkommen weiterhin emotional stabil und umsorgend zu repräsentieren. Fallübergreifend scheint jedoch die Arbeit am inneren Gemütszustand zu sein. Als strukturell bedingtes Muster lässt sich folglich herausstellen, dass es bei den gefundenen Formen von *emotion work* weniger darum geht, sozialen Erwartungen gerecht zu werden, als vielmehr darum einer sozialen Entwertung in Form von negativer Affizierung entgegenzuhalten, die letztlich das Ergebnis ungleicher Verhältnisse innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaftsformation ist. Um diese feldspezifische Form der Gefühlsmodellierung zu erfassen, scheint der relativ globale Begriff *emotion work*, der im Hintergrund alle alltäglichen Handlungen durchzieht, hier zu groß zu sein, warum ich für die in meinem Material gefundene Form von Arbeit einen anderen Begriff vorschlagen will. Zum einen möchte ich das Adjektiv »selbstreferenziell« ergänzen, um hier deutlich zu machen, dass die Form von Arbeit, denen die Subjekte im Untersuchungs-

feld ausgesetzt sind, vor allem die Arbeit am inneren Gefühlszustand ist, ganz gleich, ob diese Arbeit introspektiv (im inneren Monolog) oder interaktionell (im Gespräch mit anderen, etwa in der Interviewsituation) hergestellt wird. Zum anderen und in der Tradition einiger Vertreterinnen der *Affect Studies* schlage ich vor, mit dem Affektbegriff zu operieren, da er – wie ich in Kapitel 2.3.3 dezidiert ausgeführt habe – den Ungleichheits- und Machtaspekt, der in kapitalistischen Gesellschaftsformationen eingelagert und vor allem auch über die Differenzkategorie Geschlecht vermittelt ist, expliziter macht. So haben die von Altersarmut betroffenen Frauen nicht einfach negative Gefühle, sie werden vielmehr negativ affiziert. Ihre negativen Gefühle werden also durch die vergeschlechtlichte Ungleichheit im Alter erst hervor gebracht, sie sind Teil von machtdurchzogenen Strukturen.

Nun ist auch die geschlechtertheoretische Auseinandersetzung mit Formen emotionaler Arbeit nicht neu. Arlie Russel Hochschild selbst prägte einige Jahre nachdem sie den Begriff der »*emotion work*« (1979) konzeptionalisierte auch den Begriff der »*emotional labour*« (1983) und entwickelte ihr Verständnis von emotionaler Arbeit weiter, indem sie dieses mit der Idee der »Kommerzialisierung von Gefühlen« (ebd.) verknüpfte und herausarbeitete, dass Emotionsmanagement nicht nur im Privaten, sondern auch in der Erwerbsarbeitssphäre eine zentrale Rolle spielt. Aufbauend auf empirischen Studien mit Flugbegleiter\*innen und Inkassoangestellten Anfang der 1980er Jahre konnte sie zeigen, dass es innerhalb des Dienstleistungssektors zu einer kapitalistischen Vereinnahmung von Emotionen kommt. Diese werden im Spannungsfeld der jeweiligen Arbeitsverhältnisse den Arbeitenden entfremdet und vermarktet, um zu Gunsten der Klient\*innen beispielsweise Wohlbefinden oder Angst zu erzeugen, was letztlich den unternehmerischen Gewinn maximiert. Hochschild zeigte darüber hinaus, dass emotionale Arbeit oft geschlechtsspezifisch ist, da Frauen häufiger in Berufen arbeiten, die Fürsorglichkeit, Empathie und Freundlichkeit erfordern, wie in der Pflege oder im Kundenservice<sup>151</sup>. Erwähnenswert ist an dieser Stelle auch die Arbeit von Encarnación Gutiérrez Rodríguez (2010). Beeinflusst durch eine gouvernementalitätstheoretische Perspektive konnte die Soziologin die affektive Dimension von kommodifizierter Hausarbeit aufzeigen, die im Kontext transnationaler Arbeitsbeziehungen

---

151 Zu einer kulturwissenschaftlichen Adaption des Hochschild'schen Konzepts »*emotional labour*« und den vergeschlechtlichten Implikationen von Emotionsarbeit am Beispiel einer Unternehmenskulturfor schung in einer Bäckerei siehe Götz (2013a).

zwischen migrantisierten Hausarbeiterinnen aus dem globalen Süden und ihren Arbeitgeberinnen aus westlichen EU-Staaten deren Beziehungen und Handlungen stets mitstrukturiert. Gutiérrez Rodríguez reflektiert affektive Arbeit in ihren Analysen als Teil vergeschlechtlichter und kolonialer Ausbeutungs- und Machtverhältnisse.<sup>152</sup> Interessant für vorliegende Studie sind diese beiden Konzepte insofern, als sie die affektiven Dimensionen von Erwerbsarbeit theoretisieren und ihre Externalität innerhalb kapitalistischer Verwertungslogiken kritisieren, eine Ungleichheitstheoretische, kapitalismuskritische Perspektive hier also dezidiert zum Tragen kommt. Doch auch diese beiden Konzepte treffen nicht ganz den Kern, der hier gefundenen Form »selbstreferenzieller Affektarbeit«, die sich eben nicht im Zusammenhang von Lohnarbeitsverhältnissen, sondern vielmehr im Privaten entfaltet.

Die Verwendung des Arbeitsbegriffs erscheint mir im untersuchten Feld nichtsdestotrotz als unerlässlich, weil das, was die Subjekte tun, zwar nicht direkt kommerzialisiert wird, jedoch in der Folge eines kapitalistischen Produktionszusammenhangs entsteht (Stichwort: Arbeit als Ursache für weibliche Altersarmut). Die Subjekte können diese Form der geleisteten Arbeit jedoch nicht direkt in ökonomischen Wert transferieren, weil sie auf sich selbst gerichtet ist und somit keine konkrete Gegenleistung erwarten lässt. Außerdem handelt es sich um eine Arbeit, die letztlich dazu dient, den gesellschaftlichen Status aushaltbar zu machen und einen Umgang damit zu finden, nicht aber ihn zu verändern. Sie lässt also nicht nur keine Gegenleistung erwarten, sondern auch keinen sozialen Aufstieg. Darüber hinaus ist selbstreferenzielle Affektarbeit den Subjekten als Form von Arbeit häufig gar nicht bewusst, was generell für diejenigen Formen von Arbeit gilt, die keinen Lohn erbringen. Die selbstreferenzielle Affektarbeit entzieht sich somit nicht nur einer Kapitalisierung, sondern koproduziert sozialstaatliche Entwertung und Marginalisierung. Das heißt nicht, dass diese Form der Arbeit nicht in Wert gesetzt wird. Für die Subjekte nimmt sie einen zentralen Stellenwert ein, nämlich die reproduktive Herstellung ihrer Anerkennungswürdigkeit, die durch die affektiv entwertende Positionierung als altersarme Frau gefährdet ist, die aber notwendig ist, um überhaupt als handelndes Subjekt innerhalb prekärer Verhältnisse zu agieren. Die Affektarbeit am Selbst ist also zu verstehen als mühevoll und gleichzeitig reproduktive Tätigkeit. Ich nutze den Arbeitsbegriff schließlich nicht nur, um zu sagen, dass

---

<sup>152</sup> Eine ausführliche Gegenüberstellung der beiden Konzepte liefert Brigitte Bargetz (2013).

das, was die Subjekte tun, eine Form der mühevollen aktiven Anstrengung ist, wie es Hochschild im Begriff *emotion work* konzeptionalisiert hat, sondern auch, um die hier beschriebene Form selbstreferenzieller Affektarbeit an kapitalistische Reproduktionsverhältnisse zurückzubinden.

Zusammenfassend verstehe ich selbstreferenzielle Affektarbeit im Kontext weiblicher Altersarmut somit erstens als eine Zumutung, der sich die Subjekte nicht entziehen können. Weil das Affektregime weiblicher Altersarmut sozial erzeugt wird, das altersarme Subjekt aber nicht außerhalb dieser Sozialität existiert, wird es somit unweigerlich von diesem erfasst und negativ affiziert respektive affektiv entwertet. Die Affekte, die erzeugt, bearbeitet und gegebenenfalls verändert werden, sitzen tief, sind zäh und langwierig, verstärken sich bisweilen selbst und nagen von innen heraus an der Subjektwerdung. Und sie verursachen Arbeit! Betroffene müssen sich also zweitens zu dieser Entwertung verhalten, sprich selbstreferenzielle Affektarbeit leisten, um Handlungsfähigkeit zu erzeugen. Diese Arbeit ist nicht notwendigerweise erfolgreich, sondern im untersuchten Feld vielmehr als permanenter und auf Dauer angelegter aktiver und mühevoller Prozess zu verstehen. Selbstreferenzielle Affektarbeit wird dabei entweder introspektiv, das heißt ganz mit und für sich alleine verrichtet oder auch interaktiv, das heißt im Austausch mit anderen, sie ist aber stets auf sich selbst bezogen. Ob selbstreferenzielle Affektarbeit eher im Selbstgespräch oder aber im Dialog stattfindet, hängt nicht nur vom spezifischen Affekt, sondern auch von der sozialen Positionierung ab. So erschweren Scham wie Einsamkeit qua Affektstruktur etwa, mit anderen über die eigenen Gefühle ins Gespräch zu gehen, wohingegen das Sprechen über Gefühle grundsätzlich auch mit habituell und klassenspezifisch geprägten Kommunikations- und Selbstreflexionsmustern zusammenhängt. Die konkrete Form der selbstreferenziellen Affektarbeit variiert also, nicht aber die Ausrichtung sowie die Absicht, mit der die Arbeit durchgeführt wird. So hat die selbstreferenzielle Affektarbeit, drittens immer zum Ziel, die durch das Affektregime hervorgerufenen negativen Gefühlen zu steuern: sie abzumildern, sie zu verdrängen, sie zu dekonstruieren, sie umzudeuten, sie zu überlagern, sie schlicht auszuhalten, sich mit ihnen zu arrangieren, zu versöhnen oder im besten Sinne sich mit ihnen zu befrieden. Die hier gefundene Form der Arbeit, ist viertens ursächlich Teil des kapitalistischen Produktionszusammenhangs, wurde aber aus dessen expliziten Wertschöpfungsprozessen externalisiert und ist gleichzeitig jedoch konstitutiv für das existenzielle Überleben des altersarmen Subjekts. So gesehen ist das subjektive Emotionsmanagement, konkret, die selbstrefe-

renzielle Affektarbeit, dem materiellen Knappheitsmanagement vorgelagert oder zumindest gleich ursprünglich.

Inwiefern diese Art der Arbeit sich mit bestehenden Konzepten zu affektiv geleiteter Arbeit zusammenführen und weiterentwickeln lässt, wie ich es hier bereits in Kürze diskutiert habe, muss an anderer Stelle noch tiefergehend beleuchtet werden. Feststeht, dass skizzierte Studien und Begriffe nicht den Kern derjenigen Affektarbeit fassen, die sich im Kontext weiblicher Altersarmut abspielt. So finden die Interviewten keinen Ruhestand, weil sie ihre Handlungsfähigkeit immer wieder herstellen müssen – praktisch und affektiv, wobei die affektive Arbeit Teil von Praxis ist. Sie müssen somit zusätzlich zu den anderen Formen von Arbeit (Erwerbsarbeit, ehrenamtliche Arbeit, Körperarbeit, etc.), die im Sample gefunden wurden und nicht minder bewertet werden sollen, immer auch Affektarbeit am Selbst verrichten. Diese Arbeit ist unsichtbar, sie wird von den Betroffenen als solche weder thematisiert und problematisiert, noch lässt sie sich bisher theoretisch fassen, sie konnte aber induktiv aus empirischen Material herausgezielt werden. Ungleichheitstheoretisch betrachtet liegt genau in dieser Praxis eine bisher verkannte arbeitsförmige Tätigkeit verborgen, die mit dem hier vorgeschlagenen Begriff als solche überhaupt erst greifbar gemacht werden soll. Der Begriff soll es konzeptionell ermöglichen, die Arbeit, ein anerkennungswürdiges Subjekt in affektiv entwerteter Positionen zu sein, für das Nachdenken über den Zusammenhang von Arbeit, Geschlecht und sozialer Ungleichheit analytisch anschlussfähig zu machen. Mit dem Entwurf der selbstreferenziellen Affektarbeit will vorliegende Studie den Arbeitsbegriff der kulturwissenschaftlichen wie geschlechtertheoretischen Arbeitsforschung somit weiterdenken respektive konsequent weit(er) fassen.

### 7.3 Hin zu einer Affektregimeforschung – Epistemologische und methodologische Reflexionen

Die in den letzten beiden Unterkapiteln zusammengefassten Thesen und Erkenntnisse zeigen im Kern also feldspezifische Praktikenkomplexe. Affekte, so haben die Analysen gezeigt, sind von zentraler Bedeutung, will man die »Logik der Praxis« (u. a. Bourdieu 1993b) nachvollziehen. So sind die Handlungen des altersarmen Subjekts nicht losgelöst von dessen posi-

tionsbedingten Affizierungen zu verstehen. Aufbauend auf einem affekttheoretischen Ansatz (u. a. Cvetkovich 2003; Sedgwick 2003; Ahmed 2010; Berlant 2011; Baier et al. 2014; Bargetz 2014) bin ich davon ausgegangen, dass Affekte stets Produkte und Produzenten machtdurchdrungener Strukturen sind. Affekte sind gesellschaftlich präfiguriert und sie beeinflussen subjektive Handlungen: Sie sind richtungsweisend und rahmen den jeweiligen Handlungsspielraum – so auch die selbstreferenzielle Affektarbeit (7.2). Vorliegende Forschung konnte nicht nur aufdecken, dass Affekte eine zentrale Rolle im Feld weiblicher Altersarmut spielen und welche Form sie annehmen. Es konnte vor allem gezeigt werden, *wie* sie vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Präfigurationen auf der Subjektebene wirken, das heißt zwischen Struktur und Handlung vermitteln und die Subjekte in Form eines Aufwands, den ich als Arbeit bezeichnet habe, herausfordern.

Am Beispiel der Scham soll dieser Zusammenhang noch einmal in Kürze resümiert werden: Weibliche Altersarmut ist tabuisiert. Nicht zuletzt unter Bezugnahme quantitativer Befunde (Sozialreferat Landeshauptstadt München 2017, S. 14; Vogel und Künemund 2018, S. 147) konnte festgehalten werden, dass Scham für die von Armut Betroffenen eine gravierende Rolle spielte (Stichwort: verschämte Altersarmut). Wie genau verhalten sich aber Scham und Schweigen zueinander? Im Fall von Hilde Meyer, die sich aktiv in der zweiten Frauenbewegung der 1970er Jahre engagierte und sich durch eine autonome und emanzipierte Subjektposition auszeichnete, zeigte sich, dass sie ihre Armutslage vehement verheimlichte. Erst im Rahmen des Interviews sprach sie zum ersten Mal mit anderen über ihre prekäre Situation. Ich habe argumentiert, dass sie dies tat, weil der Kontext des Forschungsprojekts ihr ermöglichte, sich im therapeutischen Sinne der affektiven Aufarbeitung ihres entwertenden Schamgefühls zu widmen (7.2) und dabei gleichzeitig zur Sichtbarmachung weiblicher Altersarmut beizutragen. Durch ihre Teilnahme an der empirischen Studie konnte sie also die notwendige Affektarbeit leisten und zugleich ihrer aktivistischen politischen Haltung biografische Kontinuität verleihen – ohne dabei ihre Identität preisgeben zu müssen. Warum aber war es ihr so wichtig anonym zu bleiben? Warum verschwieg sie ihre Situation weiterhin vor anderen und offenbarte sich nur uns im geschützten Raum des Interviews? Unter Rückgriff auf Neckel (1993) und seine Theorie zur Scham konnte herausgearbeitet werden, dass Hilde Meyer an ihrem eigenen moralischen Anspruch scheiterte, als Frau unabhängig zu sein. Es ging also um ideelle Vorstellungen weiblicher Autonomie, die sie im Rahmen feministischer Kämpfe mit einge-

fordert hatte – die jedoch im Zuge neoliberaler Transformationsprozesse zu einem gesellschaftlichen Imperativ wurden, dem sie im Alter aufgrund ihrer Armutslage nicht mehr gerecht werden konnte. Dass dieses Scheitern jedoch eigentlich strukturell und nicht individuell begründet ist, wurde durch die Verschränkung ihrer persönlichen Ideale mit gesellschaftlichen Anrufungen nach permanenter Autonomie verdeckt. Die Scham entfaltete sich vor allem in denjenigen kollektiven aktivistischen Räumen, in denen Prinzipien der Gleichberechtigung und Autonomie geteilt wurden. Gerade dort schämte sich Hilde Meyer besonders dafür, diesen Prinzipien – die diskursiv von einer feministischen Forderung zu einem gesellschaftlichen Zwang verkehrt wurden – nicht mehr zu entsprechen. Dieses, durch den gesellschaftlichen Imperativ befeuerte Gefühl, an den eigenen Idealen gescheitert zu sein, war letztlich auch der Grund dafür, warum sie ihre Armutserfahrung auch zum Zeitpunkt der Interviews nur hinter verschlossenen Türen thematisierte. Der Effekt der Beschämung verhindert also, dass das beschämte Subjekt sprechen kann. Um etwas zur Sprache zu bringen, muss es entweder geschützte Räume aufsuchen, in denen die Beschämung wirkungslos bleibt, oder seine eigenen moralischen Ansprüche soweit dekonstruieren, dass der Beschämung ihre Grundlage entzogen wird. Meyers Sprechen über ihren Status als altersarme Frau im Rahmen des Forschungsprojekts habe ich als subjektive Handlungsmacht gedeutet, weil sich diese Praktik als aktive Gestaltung der eigenen Situation sowie als bewusstes politisches Agieren einordnen ließ (Carstensen 2020). Da sich die Praxis des Sprechens jedoch ausschließlich in der Anonymität vollzog, ordnete ich diese Handlungsfähigkeit als individualistische ein. Sie sperrt sich einer Solidarisierung mit anderen Betroffenen sowie einer Kollektivierung geteilter marginalisierter Positionen. Erst die affekttheoretische Analyse der Reziprozität von Beschämung, Schamgefühl und Schweigen zeigt also, warum und wie genau im Feld weiblicher Altersarmut gesprochen wird, in welchen Beziehungskontexten das Schweigen durchbrochen werden kann und dass die Praxis des »anonymen Sprechens« gar als handlungsmächtige Strategie fungiert, deren politisch mobilisierende Wirkmacht jedoch als gering einzuschätzen ist. Betrachtet man also das Subjekt im Spannungsfeld von Struktur und Handlung, dann macht es durchaus Sinn die Analyse bei seinen Affizierungen zu beginnen. Gefühle und ihre gesellschaftliche Präfiguration wurden genutzt, um Handlungslogiken in ihren alltäglichen Erscheinungsformen sowie ihrer sozialen Bedingtheit zu durchdringen, um Handlungsmacht und Machtverhältnissen gleichermaßen nachzuspüren. Affekte sind, wie

diese Arbeit gezeigt hat, eine zentrale erkenntnistheoretische Quelle, um verstehend nachzuvollziehen, was die Akteurinnen tun bzw. was sie nicht tun, um Altersarmut zu bearbeiten und durch den prekären Alltag zu navigieren. Die eigene Situation vor anderen zu verheimlichen, das heißt über die eigene Betroffenheit zu schweigen respektive nur unter bestimmten Bedingungen darüber zu sprechen ist eine der Praktiken, die in dieser Arbeit anhand eines konkreten Fallbeispiels und ausgehend vom Affekt der Scham kulturanalytisch ausgedeutet wurde. In ähnlicher Weise konnten auch die jeweiligen Zusammenhänge zwischen Distinktionspraktiken, Minderwertigkeitsgefühlen, Frustration, Einsamkeit und Kränkung, Fürsorgepraktiken, Mutterliebe und Melancholie, Körperarbeit, existenziellen Ängsten und Sorgen und schließlich Praktiken des Erinnerns und verlustinduzierter Enttäuschung für die Analyse nützlich gemacht werden. Der Blick auf die jeweiligen Affektregime, das heißt auf diejenigen Mechanismen, die festlegen welche Gefühle das tägliche Leben von Menschen in welcher Weise regieren, konnte feingliedrige und aufschlussreiche Deutungen und Interpretationen über die feldspezifischen Praktiken zu Tage befördern. Eine Perspektive, die Affekte als »Verkomplexivierung« der Subjektebene (2.3.4) nicht berücksichtigt, blendet das Potenzial eines solchen tiefgreifenden Verständnisses des Zusammenhangs von Struktur, Subjekt und Handlung aus. Affektregimeanalysen vermögen es, genau diesen Zusammenhang von Mikro- und Makroeben unter besonderer Berücksichtigung von alltäglichen Gefühlen und Emotionen differenzierter zu erfassen. So sind Affekte nicht nur Beiwerk, also nicht nur eine Facette menschlichen Handelns, sondern konstitutiver Bestandteil sozialer Ordnungs- und Bedeutungssysteme. Der Wert einer affekttheoretischen Perspektive für praxeologische Ansätze ist daher nicht zu unterschätzen, weder für die Analyse und Interpretation noch für die Konzeption des Forschungsdesigns.

So haben die dargelegten Analysen zudem gezeigt, wie hilfreich es sein kann, neben den gefühlten Erfahrungen der Akteurinnen auch die der Forschenden ernsthaft und systematisch in den Forschungsprozess zu integrieren, um das Soziale zu verstehen. Dies bedeutet, dass auch die Affizierungen, die in der Begegnung mit dem Feld entstehen, für die Interpretation produktiv gemacht werden können. Sicherlich gehört es zum kulturwissenschaftlich-ethnografischen *common sense*, Feldforschung als Interaktionsprozess zu begreifen (Lindner 1981; Schmidt-Lauber 2007b): Erst im Miteinander-Agieren von Forscher\*in und Beforschten – sei es während der teilnehmenden Beobachtung oder in der Interviewsituati-

on – wird sinngebende Bedeutung generiert. Die Forschenden werden somit zum Messinstrument, ihre Wahrnehmungen sind jedoch unweigerlich beeinflusst durch ihre soziale Positionierung sowie ihre biografischen Erfahrungen, kurzum, durch ihren Standpunkt und ihren Blick auf die soziale Wirklichkeit respektive das Forschungsfeld. Diesem Umstand wird in ethnografischen Forschungssettings methodologisch durch die Reflexion dieser subjektiven Vorprägungen, nennen wir sie die »Forscher\*innenbrille«, Rechnung getragen. Obgleich Feldforschung gemeinhin als Interaktionsprozess gilt und die methodologischen Herausforderungen, die damit einhergehen, vielfach durchdacht und erprobt worden sind, möchte ich an dieser Stelle das analytische Potenzial der immer auch affektiven Reziprozität von Forschenden und Beforschten hervorheben. So zeigt sich erst im Rückblick, dass die zentralen Erkenntnisse dieser Arbeit vor allem im Spiegel der affektiven Reflexionen der Feldbegegnungen gewonnen wurden. Deshalb plädiere ich dafür, diese – wie in ethnopschoanalytischen Ansätzen (u. a. Bonz und Eisch-Angus 2016) und körperbewussten Feldzugängen (u. a. Bendix 2006, Mohr und Vetter 2014) entwickelt – nicht als spezifische, sondern als essenzielle methodische Technik ethnografischen Forschens zu verstehen.

Für das hier untersuchte Feld heißt das konkret: Wenn ich als Ersatzschwiegertochter behandelt oder als Erbin auserkoren werde und dies im Interaktionsprozess innere Widerstände und Unwohlsein hervorruft, mich die Persistenz von Scham- und Schuldgefühlen der Respondentinnen zur Verzweiflung bringen, oder sich die Handlungssohnmacht einzelner Akteurinnen im bedrückenden Aufschieben der erneuten Kontaktaufnahme widerspiegelt, dann sollten genau diese Affizierungen und die interaktiven Momente ihrer Entstehung einer intensiveren Betrachtung unterzogen werden. Mit großer Wahrscheinlichkeit verbergen sich genau in diesen affektiven Disruptionen Wegweiser in Richtung weiterführender Erkenntnisse. Hier geht es also um diejenigen Affizierungen, die die Forschenden während des Interaktionsprozesses wahrnehmen, aber auch – und das haben die vorgelegten Analysen ebenso gezeigt – um nachhallende Empfindungen und ein nachhaltiges emotionales Ergriffensein, das jeden Fall begleitet. Denn: Affekte »gehören« nicht einer Person, sondern sie zirkulieren (frei nach Ahmed). Auch diese falleigenen affektiven Grundstimmungen können im Sinne der freudschen Übertragungslogik hilfreich sein, um den »praktischen Sinn« des Feldes freizulegen.

Es geht also darum, nicht nur die Fremdzuschreibungen und Adressierungen, die Forschende vom Feld erhalten, als bedeutungsvolle Hinweise zu lesen, sondern vor allem auch die emotionalen Regungen während oder nach dem Interagieren mit dem Feld und den Gesprächspartner\*innen als weitere Mosaikbausteine zu betrachten, die das Gesamtbild stückweise zu vervollständigen vermögen. Wo sich etwas regt, wo die eigenen subjektiven Erfahrungen, um hier nochmal Bourdieu und Beauvoir ins Spiel zu bringen, und zwar die gefühlten, ernst genommen werden, eröffnen sich neue Einblicke. Diese affektive Reziprozität, das emotionale Ergriffensein der Forschenden im Forschungsprozesses, gilt es konsequent in den Feldnotizen zu verschriftlichen und wie alle ethnografischen Wahrnehmungen als wichtige Quelle für den Erkenntnisprozess zu begreifen. Denn ethnografisches Schreiben entfaltet, wie ich im Methodenkapitel (3.2.6) bereits herausgearbeitet habe, immer dann seine Wirkung, wenn damit etwas festgehalten werden kann, das sich der sprachlichen Welt entzieht. Dazu zählt auch das affektiv-leibliche Empfinden während einer sozialen Interaktion, das sich im Inneren der forschenden Subjekte abspielt, insofern es hilft Antworten auf die gestellten Fragen zu finden. Das forschende Subjekt fungiert in der reflektierenden und theoriegeleiteten Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial als zentraler Schlüssel zum sinnverstehenden Generieren von Thesen. Ein solches Vorgehen stellt sich vehement gegen vermeintliche Objektivitätsansprüche (Stichwort: methodologische Lüge), operiert gar konträr dazu und macht Subjektivität im subjektivistischsten Sinne der innersten, gefühlten Wahrnehmungen nicht zur willkürlichen, sondern zur systematischen und damit wertvollen Basis des Verstehens und der Theoretisierung von Gesellschaft. Dass diese Affektebene, konkret, die Affizierungen der Forschenden, gerade in tabubehafteten Forschungsfeldern wie dem weiblicher Altersarmut einen gewinnbringender Zugang zu sinngebender und nachvollziehender Interpretation schaffen, will diese Arbeit nicht zuletzt zeigen.

## 7.4 Ein Feld schafft sich ab? – Nachdenken über die identitätspolitische Kategorie der »altersarmen Frau« und die Veränderung sozialer Ungleichheitsverhältnisse

Zurück zum Anfang, irgendwo in München in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung. Dort saß ich im April 2016 gemeinsam mit 15 Frauen in einem Wohnzimmer, die meisten von ihnen über sechzig und bereits im Ruhestand. Die Mitwirkenden des selbstorganisierten Kreises trafen sich einmal im Monat, tauschten sich aus und debattierten zu unterschiedlichen Themen. An diesem Tag war ich zu Gast, um mit ihnen über Altersarmut von Frauen zu sprechen. Laut der Organisatorin war der Andrang größer als erwartet, das Thema schien viele zu beschäftigen. An diesem Tag war auch ich überrascht, auf derart viel Resonanz zu stoßen. Ich dachte, dass das Thema Altersarmut von Frauen, das seit einigen Jahren auch medial breiter besprochen worden war, nun möglicherweise auch zivilgesellschaftlich adressiert werden würde. Die Vorstellungsrunde zeigte, dass einige der Anwesenden von Armut betroffen waren bzw. davon ausgingen, ihren Ruhestand einmal in Altersarmut verbringen zu müssen. Sie teilten nicht nur ihre Strategien – hauptsächlich individuelle, wie das Weiterarbeiten nach dem Renteneintritt oder auch das Untervermieten von Wohnraum – sondern auch Ihre Ängste und Sorgen. Manche waren entsetzt und wütend über ihre kleine Rente, empfanden ihre Situation als ungerecht. Wiederum andere bezeichneten es als Glück, dass sie beispielweise über einen günstigen Mietvertrag verfügten oder durch einen gutverdienenden Partner finanziell abgesichert waren. Im Laufe der Diskussion wurden sich jedoch alle einig, dass es sich bei Altersarmut um ein gesellschaftliches Problem handle; dass es auch um Glück, aber in erster Linie um Abhängigkeitsverhältnisse gehe, die vor allem Frauen benachteiligten, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Es folgten Solidaritätsbekundungen und Handlungsvisionen. Nach der Veranstaltung blieb ich mit der Einschätzung zurück, dass derartige Zusammenkünfte vielleicht ein Zeichen für eine aufkeimende politische Mobilisierung sein könnten. Dass das »Feld« nun selbst die Zügel in die Hand nehmen würde und es durch die Macht der Vielen tatsächlich gelingen könnte, zivilgesellschaftlichen Druck aufzubauen und Altersarmut von Frauen auf die politische Agenda zu bringen. Am Ende des Forschungsprozesses angelangt und mit den Erkenntnissen meiner Arbeit im Gepäck muss ich meine anfänglichen Einschätzungen revidieren und ein anderes Fazit ziehen:

Die empirische Studie hat gezeigt, dass das Affektregime eine Kollektivierung subjektiver Armutslagen vorwiegend verhindert, indem es Subjekte nicht mobilisiert, sondern vor allem entwürdigt, beschämt, beschuldigt, kränkt, vereinsamen oder melancholisch werden lässt. Zwar konnten die Frauen trotz ihrer Situation Handlungsmacht konstruieren, diese übersetzte sich jedoch aufgrund der damit verbundenen Affekte nicht in politische Mobilisierung. Abhängig von ihrer Stellung im sozialen Raum, ihrem Kapitalvolumen und der milieuspezifischen Zusammensetzung ihrer Kapitalien wurde die subjektive Armutslage von den Gesprächspartnerinnen im Feld je unterschiedlich gespürt, gedeutet und bearbeitet. In diesen positionsbedingten Strategien gelang es den Akteurinnen mal mehr und mal weniger gut, sich als handlungsfähige Subjekte zu erfahren und in ihrer biografisch verstetigten Subjektposition aufzugehen. Bisweilen gelang es sogar, trotz der negativen Affizierungen des prekären Ruhestands durch den Einsatz selbstreferenzieller Affektarbeit zufrieden zu sein oder sich zumindest mit der prekären Lage zu arrangieren. Gerade diejenigen mit vergleichbar guter Kapitalausstattung konnten sich den Entwertungsprozessen leichter entgegenstellen, die negativen Affizierungen ins Positive wenden und trotz prekärer Lage – wenn auch nur zeitweise – Zufriedenheit herstellen. Sie verfügten über habituell bedingte Zugänge zu Resilienz oder Optimismus, die ihnen bei der Bearbeitung des negativen Affektregimes zugutekamen. In keinem der untersuchten Fälle waren die Subjekte ihrer Armutslage komplett handlungssohnmächtig ausgeliefert. Bei den gefundenen Formen von *agency*, auch das konnten die Analysen verdeutlichen, handelte es sich aber stets um individualisierte und flüchtige Momente der Ermächtigung – Praktiken der Selbstaufwertung, Strategien der Umdeutung, Erinnerungsarbeit, Formen der Vorsorge, die Arbeit am und mit dem Körper, das bewusste Verheimlichen der Armutslage – um hier nur einige exemplarisch herauszugreifen. Zu einem intendierten aktivistischen Widerstand gegen soziale Ungleichheitsverhältnisse, das heißt dem gemeinsamen politischen Handeln betroffener Akteurinnen gegen ihre strukturell begründete Marginalisierung und Entwertung, kam es jedoch nicht. Im Gegenteil, sogar das Sprechen über Armut, als Bedingung für Kollektivierungsprozesse, war aufgrund von Scham oft nicht möglich und wurde im Kontext des Forschungsprojekts vor allem durch die Anonymisierung der Daten erleichtert. Eine Solidarisierung Betroffener war durch die feldspezifischen Affekte somit eher unwahrscheinlich. Im Gros erzeugten sie Abgrenzungsmecha-

nismen und sozialen Rückzug und isolierten das altersarme Subjekt von anderen.

Altersarmut kann demnach individuell handlungsmächtig bearbeitet werden. Die armutsbedingten Affizierungen versperren sich jedoch überwiegend Formen der Vergemeinschaftung und der Identifikation als Gruppe. Spezifisch am untersuchten Feld ist sicherlich auch, dass erst das Alter bzw. die Altersarmut aus einer heterogenen Gruppe von Frauen eine gemeinsame deprivilegierte Klasse macht, die habituellen Unterschiede die Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen Deplatzierung und finanziellen Entwertung jedoch überlagern. Ein Kollektiv altersarmer Frauen, das für eine identitätspolitische Mobilisierung notwendig wäre, wird aber nicht nur durch diese Differenzierungen verhindert, sondern – wie die vorliegende Arbeit zeigt – in allererster Linie durch ein spezifisches Affektregime erschwert, das dem prekären Altern eingelagert ist. Vergeschlechtlichte, klassistische und rassistische Anerkennungsstrukturen des Erwerbsarbeitsmarkts evozieren Minderwertigkeitsgefühle und fördern soziale Distinktion und gesellschaftlichen Rückzug. Scham- und Schuldgefühle darüber, im Alter nicht emanzipiert und unabhängig zu sein, isolieren das Subjekt. Die Mutterliebe verhindert das Einfordern von Fürsorge – sowohl vom Staat als auch von den eigenen Kindern. Die mütterliche Melancholie über die verlorene Unbekümmertheit nimmt dem Subjekt das Objekt der Kritik gänzlich und macht es stattdessen passiv und schwermütig. Da das existenzielle Prekärsein kaum verdrängt werden kann, wird dem altersarmen Subjekt seine permanente Angewiesenheit unentwegt vor Augen geführt – eine Angewiesenheit, die es in einer Gesellschaft, die Autonomie zum Imperativ erhebt, umso stärker an den Rand drängt. Das hier identifizierte Affektregime führt vordergründig zu einer sozialen Vereinzelung altersarmer Frauen. Es verhindert so die Formierung einer politischen Klasse, die die beschriebenen entwertenden Strukturen, die jene Affekte erst hervorrufen, sichtbar und damit kritisierbar machen könnte. Die zu Beginn der Arbeit aufgeworfene Frage, inwiefern die möglicherweise gefundenen Formen von Handlungsmacht auch in der Lage sind, strukturelle Ungleichheitsverhältnisse infrage zu stellen und herauszufordern, muss an dieser Stelle somit vorerst zurückgewiesen werden. Die affektbedingten praxeologischen Befunde lassen davon ausgehen, dass das altersarme Subjekt seine Platzzuweisung am unteren Rand der Gesellschaft eher unwahrscheinlich zum Ausgangspunkt kollektiver Kämpfe machen kann. Auch wenn im Zuge der Feldforschung punktuelle, möglicherweise politisch motivierte Zusam-

menkünfte beobachtet werden konnten, lässt sich die »altersarme Frau« aus affekttheoretischer Perspektive vorerst nicht zu einer identitätspolitischen Kategorie formieren. Ob zukünftige Generationen einem anderen Affektregime unterliegen, ob und inwiefern es diesen gelingt Altersarmut von Frauen anders – gegebenenfalls politisch – zu bearbeiten, muss hier in Ausblick gestellt werden.

Festzuhalten bleibt an dieser Stelle, dass das gegenwärtige Affektregime weiblicher Altersarmut die Persistenz vergeschlechtlicher Ungleichheit im Alter tendenziell stabilisiert. Das altersarme weibliche Subjekt ist dabei nicht nur arm an materiellen Mitteln, es ist auch arm an Anerkennung und muss diese, wie ich gezeigt habe, durch das permanente Verrichten selbstreferenzieller Affektarbeit herstellen, um sich überhaupt als handlungsfähiges Subjekt zu erfahren. Altersarmut führt zu einer Häufung und Verstärkung alltäglicher, verunsichernder und entwertender Gefühle und ist somit nicht nur eine Frage ökonomischer, sondern auch affektiver Ungleichheit. Im Lichte der Ergebnisse meiner Studie erscheint eine rein ökonomische Umverteilungspolitik daher unzureichend. Will man weibliche Altersarmut politisch bearbeiten, so muss es zunächst um das Verstehen ihrer komplexen sozialen Zusammenhänge gehen, die auch die ungleiche Verteilung sozialer Anerkennung und entwertender Affekte berücksichtigen.<sup>153</sup> Diese gilt es ebenso politisch anzugehen. Nur dann kann auch die Machtverhältnisse stabilisierende Wirkweise des hier analysierten Affektregimes aufgebrochen werden.

---

<sup>153</sup> Weiterführend siehe die politisch-philosophische Kontroverse zwischen Fraser und Honneth (2021).



# Literatur

- Adelmeyer, Verena; Haase, Judith (2023): Kränkung. In: socialnet Lexikon. Bonn. Online verfügbar unter <https://www.socialnet.de/lexikon/16799> (letzter Zugriff: 03.12.2024).
- AG Frauenforschung in der Volkskunde Marburg (Hg.) (1988): Rund um die Uhr: Frauenalltag in Stadt und Land zwischen Erwerbsarbeit, Erwerbslosigkeit und Hausarbeit. 3. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 2.-5. Juni 1988. Marburg.
- Ahmed, Sara (2004a): Collective Feelings. Or, The Impressions Left by Others. In: *Theory, Culture and Society* 21 (2), S. 24–42.
- Ahmed, Sara (2004b): *The Cultural Politics of Emotions*. Edinburgh.
- Ahmed, Sara (2010): *The Promise of Happiness*. Durham.
- Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung Freiburg (Hg.) (1988): Frauenalltag – Frauenforschung. Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 22.-25. Mai 1986. Frankfurt am Main.
- Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Robert Castel und Klaus Dörre (Hg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main, S. 65–80.
- Aulenbacher, Brigitte; Riegraf, Birgit (2015): Kapitalismus als Lebensweise: Arbeits- und Geschlechterarrangements und Männlichkeiten im Wandel. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Susanne Völker (Hg.): *Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege in bedeutende Forschungsfelder*. Münster, S. 73–86.
- Aulenbacher, Brigitte; Riegraf, Birgit; Völker, Susanne (Hg.) (2015): *Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege in bedeutende Forschungsfelder*. Münster.
- Auth, Diana (2009): Die »neuen Alten« im Visier des aktivierenden Wohlfahrtsstaates: Geschlechtsspezifische Implikationen des produktiven Alter(n)s. In: Silke van Dyk und Stephan Lessenisch (Hg.): *Die jungen Alten. Analyse einer neuen Sozialfigur*. Frankfurt am Main, S. 296–315.
- Auth, Diana; Klenner, Christina; Leitner, Sigrid (2015): Neue Sorgekonflikte: Die Zumutungen des Adult Worker Model. In: Susanne Völker und Michèle Amacker (Hg.): *Prekarisierungen: Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim/Basel, S. 42–58.

- Baberowski, Jörg (2014): Erwartungssicherheit und Vertrauen: Warum manche Ordnungen stabil sind, und andere nicht. In: Ders. (Hg.): Was ist Vertrauen? Ein interdisziplinäres Gespräch. Unter Mitarbeit von Ute Frevert, Ann-Katrin Kaufhold, Thomas Risse, Jakob Tanner und Thomas Welskopp. Frankfurt am Main/New York, S. 7–30.
- Backes, Gertrud M. (1983): Frauen im Alter. Ihre besondere Benachteiligung als Resultat lebenslanger Unterprivilegierung. 2., überarb. Aufl. Bielefeld.
- Backes, Gertrud M. (2002): »Geschlecht und Alter(n)« als künftiges Thema der Alter(n)ssoziologie. In: Gertrud M. Backes und Wolfgang Clemens (Hg.): Zukunft der Soziologie des Alter(n)s. Opladen, S. 111–148.
- Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang (2013): Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung. 4., überarb. und erw. Aufl. Weinheim.
- Badinter, Elisabeth (1992): Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. 5. Aufl. München.
- BAG Wohnungslosenhilfe e.V. (2018): Statistikbericht. Zur Lebenssituation von Menschen in den Einrichtungen und Diensten der Hilfen in Wohnungsnotfällen in Deutschland. Berlin.
- Baier, Angelika; Biswanger, Christa; Häberlein, Jana; Nay, Eveline Yv; Zimmermann, Andrea (2014): Affekte und Geschlecht: Eine Einleitung in Affekt-Theorien aus einer feministischen, queeren und post/kolonialen Perspektive. In: Dies. (Hg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. 1. Aufl. Wien, S. 11–56.
- Bargetz, Brigitte (2013): Markt der Gefühle, Macht der Gefühle. Konturen eines emotionstheoretischen Machtverständnisses. In: ÖZS (Österreichische Zeitschrift für Soziologie) 38 (2), S. 203–220.
- Bargetz, Brigitte (2014): Jenseits emotionaler Eindeutigkeiten. Überlegungen zu einer politischen Grammatik der Gefühle. In: Angelika Baier, Christa Binswanger, Jana Häberlein, Eveline Yv Nay und Andrea Zimmermann (Hg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie. 1. Aufl. Wien, S. 117–136.
- Bargetz, Brigitte (2019). Die affektive Vermessung der Welt. Affektive Politiken. In: Hermann Kappelhoff, Jan-Hendrik Bakels, Hauke Lehmann und Christina Schmitt (Hg.): Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart. S. 365–374. Online verfügbar unter [https://doi.org/10.1007/978-3-476-05353-4\\_51](https://doi.org/10.1007/978-3-476-05353-4_51) (letzter Zugriff: 28. Februar 2025).
- Bargetz, Brigitte; Günther, Jana (2022): Armut als Baustelle: intersektional feministische Interventionen. Einleitung. In: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 31 (1), S. 9–33. Online verfügbar unter <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v31i1.02> (letzter Zugriff: 28. Februar 2025).
- Bargetz, Brigitte; Sauer, Birgit (2010): Politik, Emotionen und die Transformation des Politischen. Eine feministisch-machtkritische Perspektive. In: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 39 (2), S. 141–155.
- Bargetz, Brigitte; Sauer, Birgit (2015). Der affective turn: das Gefühlsdispositiv und die Trennung von öffentlich und privat. In: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 24 (1), S. 93–102. Online verfügbar unter <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:O168-ssoar-432944> (letzter Zugriff: 28. Februar 2025).

- Barl $\ddot{u}$ sius, Eva (1999): »Das Elend der Welt«. Bourdieus Modell f $\ddot{u}$ r die »Pluralit $\ddot{a}$ t der Perspektiven« und seine Gegenwartsdiagnose  $\ddot{u}$ ber die »neoliberale Invasion«. In: BIOS Zeitschrift f $\ddot{u}$ r Biographieforschung und Oral History 12 (1), S. 3–27.
- Barl $\ddot{u}$ sius, Eva (2006): Pierre Bourdieu. Frankfurt am Main/New York.
- Bauhardt, Christine (2019): Feministische  $\ddot{O}$ konomiekritik: Arbeit, Zeit und Geld aus einer materialistischen Geschlechterperspektive. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplin $\ddot{a}$ re Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden, S. 253–261.
- Beauvoir, Simone de (2011): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. 11. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Beauvoir, Simone de (2012): Das Alter. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Becker, Brigitte; Eisch-Angus, Katharina; Hamm, Marion; Karl, Ute; Kestler, Judith; Kestler-Joosten, Sebastian, Richter Ulrike A., Schneider, Sabine (2013): Die reflexive Couch. Feldforschungssupervision in der Ethnografie. In: Zeitschrift f $\ddot{u}$ r Volkskunde: Beitr $\ddot{a}$ ge zur Kulturforschung 109 (2), S. 181–203.
- Becker, Irene; Hauser, Richard; Kortmann, Klaus (2005): Dunkelziffer der Armut. Ausma $\ddot{a}$  und Ursachen der Nicht-Inanspruchnahme zustehender Sozialhilfeleistungen. Berlin. Online verf $\ddot{u}$ gbar unter [http://deposit.dnb.de/cgi-bin/dokserv?id=2687449&prov=M&dok\\_var=1&dok\\_ext=htm](http://deposit.dnb.de/cgi-bin/dokserv?id=2687449&prov=M&dok_var=1&dok_ext=htm) (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdr $\ddot{u}$ ckung: Besonderheiten der Frauenforschung in der Sozialwissenschaft. In: Lilo Unterkirchner und Ina Wagner (Hg.): Die andere H $\ddot{a}$ lfte der Gesellschaft. Wien, S. 11–25.
- Becker-Schmidt, Regina (2010): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Br $\ddot{u}$ ckenschl $\ddot{a}$ ge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden, S. 65–74.
- Becker-Schmidt, Regina; Bilden, Helga (1991): Impulse f $\ddot{u}$ r die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 23–30.
- Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun-Axeli; Schmidt, Beate (1984): Eines ist zuwenig – beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn.
- Behnke, Cornelia; Meuser, Michael (2003): Modernisierte Geschlechterverh $\ddot{a}$ ltnisse? Entgrenzung von Beruf und Familie bei Doppelkarrierepaaren. In: Karin Gottschall und Gerd G $\ddot{u}$ nter Vo $\ddot{s}$  (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbst $\ddot{a}$ tigkeit und Privatsph $\ddot{a}$ re im Alltag. M $\ddot{u}$ nchen, S. 285–306.
- Beitl, Matthias; Schneider, Ingo (Hg.) (2016): Emotional turn?! Europ $\ddot{a}$ isch ethnologische Zug $\ddot{a}$ nge zu Gef $\ddot{u}$ hlen & Gef $\ddot{u}$ hlswelten; Beitr $\ddot{a}$ ge der 27.  $\dd{O}$ sterreichischen Volkskundetagung in Dornbirn, 29. Mai-1. Juni 2013 (Buchreihe der  $\dd{O}$ sterreichischen Zeitschrift f $\ddot{u}$ r Volkskunde).
- Bendix, Regina (2006): Was  $\ddot{u}$ ber das Auge hianusgeht: Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung. In: Schweizerisches Archiv f $\ddot{u}$ r Volkskunde 102, S. 71–84.
- Benjamin, Jessica (1999): Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. 5. Aufl. Frankfurt am Main.

- Berlant, Lauren (2011): *Cruel Optimism*. Durham.
- Betzelt, Sigrid (2018): Armut und Gender. In: Petra Böhnke, Jörg Dittmann und Jan Goebel (Hg.): *Handbuch Armut. Ursachen, Trends, Maßnahmen*. Opladen, S. 166–176.
- Bimmer, Andreas C. (2001): Brauchforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. 3., überarb. und erw. Aufl. Berlin, S. 445–462.
- Binder, Beate (2019): (Europäische) Ethnologie: reflexive Ethnografien zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden, S. 541–549. Online verfügbar unter [https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0\\_120](https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_120) (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Binder, Beate; Bischoff, Christine; Endter, Cordula; Hess, Sabine; Kienitz, Sabine; Bergmann, Sven (Hg.) (2019): *Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge. Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven*. Opladen/Berlin/Toronto.
- Binder, Beate; Bose, Friedrich von; Ebell, Katrin; Hess, Sabine; Keinz, Anika (Hg.) (2013a): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster.
- Binder, Beate; Bose, Friedrich von; Ebell, Katrin; Hess, Sabine; Keinz, Anika (2013b): *Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Eine Einleitung*. In: Dies. (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster, S. 9–19.
- Binder, Beate; Hess, Sabine (2013): *Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in der Kulturanthropologie und Geschlechterforschung*. In: Beate Binder, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess und Anika Keinz (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster, S. 22–54.
- BMFSFJ (2005): *Fünfter Altenbericht der Bundesregierung. Potentiale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft*. Berlin.
- Bock, Gisela; Duden, Barbara (1977): *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Juli 1976. Berlin, S. 118–199.
- Bohn, Caroline (2008): *Die soziale Dimension der Einsamkeit. Unter besonderer Berücksichtigung der Scham*. Hamburg.
- Boltanski, Luc; Chiapello, Ève (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz.
- Bonz, Jochen; Eisch-Angus, Katharina (2016): *Sinn und Subjektivität. Das Methodeninstrument Ethnopsychanalytische Deutungswerkstatt / Supervisionsgruppe für Feldforscher\_innen*. In: Matthias Beitzl und Ingo Schneider (Hg.): *Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten*. Wien, S. 127–156.
- Bose, Käthe von; Klein, Isabel (2020): *Intime Arbeit – prekäre Körper? Zur Bedeutung von Körperarbeit in vergeschlechtlichten Arbeitsfeldern*. In: *Open Gender Journal* 2020. Online verfügbar unter <https://doi:10.17169/ogj.2020.89> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).

- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 1. Aufl. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen, S. 183–198.
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biografische Illusion. In: BIOS Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 2 (2), S. 75–81.
- Bourdieu, Pierre (1993a): Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Eberhard Berg und Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main, S. 365–374.
- Bourdieu, Pierre (1993b): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. 1. Aufl. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1998a): »Prekarität ist überall«. In: Ders. (Hg.): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienst des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz, S. 96–102.
- Bourdieu, Pierre (Hg.) (1998b): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienst des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre (2001): Für eine engagierte Wissenschaft. In: Ders. (Hg.): Gegenfeuer 2. Für eine europäische soziale Bewegung. Konstanz, S. 34–42.
- Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. 1. Aufl. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (2010a): An den Leser. In: Pierre Bourdieu et al. (Hg.): Das Elend der Welt. Gekürzte Studienausgabe. 2. Aufl. Konstanz, S. 13–16.
- Bourdieu, Pierre (2010b): Ein verlorenes Leben. In: Pierre Bourdieu et al. (Hg.): Das Elend der Welt. Gekürzte Studienausgabe. 2. Aufl. Konstanz, S. 258–268.
- Bourdieu, Pierre (2010c): Postscriptum. In: Pierre Bourdieu et al. (Hg.): Das Elend der Welt. Gekürzte Studienausgabe. 2. Aufl. Konstanz, S. 823–826.
- Bourdieu, Pierre (2010d): Verstehen. In: Pierre Bourdieu et al. (Hg.): Das Elend der Welt. Gekürzte Studienausgabe. 2. Aufl. Konstanz, S. 779–822.
- Bourdieu, Pierre et al. (Hg.) (2010): Das Elend der Welt. Gekürzte Studienausgabe. 2. Aufl. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc (1996): Reflexive Anthropologie. 1. Aufl. Frankfurt am Main.
- Brednich, Rolf W. (2001): Quellen und Methoden. In: Ders. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3., überarb. und erw. Aufl. Berlin, S. 77–100.
- Brettschneider, Antonio; Klammer, Ute (2016): Lebenswege in die Altersarmut. Biografische Analysen und sozialpolitische Perspektiven. Berlin.
- Brinkmann, Ulrich; Dörre, Klas; Röbenack, Silke, Kraemer, Klaus, Speidel, Frederic (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsichererer Beschäftigung. Bonn.

- Bude, Heinz (1985): Die individuelle Allgemeinheit des Falles. In: Hans-Werner Franz (Hg.): 22. deutscher Soziologentag. Beiträge aus den Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen, S. 84–86.
- Buls, Hannelore (2014): Diskurs und Realität weiblicher Altersarmut und die derzeit diskutierten Politiken. In: Irene Götz und Katrin Lehnert (Hg.): Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter. Workshop-Dokumentation. München, S. 113–133. Online verfügbar unter [https://www.academia.edu/9874053/Prekärer\\_Ruhestand\\_Arbeit\\_und\\_Lebensführung\\_von\\_Frauen\\_im\\_Alter\\_Workshop\\_Dokumentation](https://www.academia.edu/9874053/Prekärer_Ruhestand_Arbeit_und_Lebensführung_von_Frauen_im_Alter_Workshop_Dokumentation) (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Buntenbach, Annelie (2012): Soziale Sicherheit im Alter – eine Frage der Solidarität. In: Christoph Butterwegge, Gerd Bosbach und Matthias W. Birkwald (Hg.): Armut im Alter. Probleme und Perspektiven der sozialen Sicherung. Frankfurt am Main, S. 227–243.
- Burawoy, Michael (2019): Symbolic Violence. Conversations with Bourdieu. Durham/London.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (2005): Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (2010): Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt am Main/New York.
- Butler, Judith (2012): Vorwort. In: Isabell Lorey (Hg.): Die Regierung der Prekären. Wien, S. 7–11.
- Butterwegge, Carolin; Hansen, Dirk (2012): Altersarmut ist überwiegend weiblich. Frauen als Hauptleitragende des Sozialabbaus. In: Christoph Butterwegge, Gerd Bosbach und Matthias W. Birkwald (Hg.): Armut im Alter. Probleme und Perspektiven der sozialen Sicherung. Frankfurt am Main, S. 111–129.
- Butterwegge, Christoph (2012): Die Entwicklung des Sozialstaates, Reformen der Alterssicherung und die (Re-)Seniorisierung der Armut. In: Christoph Butterwegge, Gerd Bosbach und Matthias W. Birkwald (Hg.): Armut im Alter. Probleme und Perspektiven der sozialen Sicherung. Frankfurt am Main, S. 13–41.
- Butterwegge, Christoph (2018): Armut. 3., aktual. Aufl. Köln.
- Carstensen, Tanja (2020): Handlungsfähigkeit im digitalen Zeitalter, kumulative Habilitationsschrift. LMU München.
- Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz.
- Castel, Robert (2009): Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In: Robert Castel und Klaus Dörre (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main, S. 21–34.
- Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hg.) (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main.

- Clifford, James; Marcus, George E. (Hg.) (1986): *Writing culture. The poetics and politics of ethnography*. School of American Research Advanced Seminar. Berkeley.
- Cohn, Miriam (2014): *Teilnehmende Beobachtung*. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern, S. 69–70.
- Craik, Jennifer (2005): *Mode als Körpertechnik: Körperarbeit, Modearbeit*. In: Gabriele Mentges (Hg.): *Kulturanthropologie des Textilen*. Berlin, S. 287–304.
- Cvetkovich, Ann (2003): *An Archive of Feelings. Trauma, Sexuality, and Lesbian Public Cultures*. Durham/London. Online verfügbar unter <https://www.degruyter.com/isbn/9780822384434> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Cvetkovich, Ann (2012): *Depression. A Public Feeling*. Durham/London.
- Dackweiler, Regina-Maria; Rau, Alexandra; Schäfer, Reinhild (Hg.) (2020): *Frauen und Armut – Feministische Persektiven*. Opladen/Berlin/Toronto.
- Dausien, Bettina (1994): *Biographieforschung als »Königinnenweg«? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung*. In: Angelika Diezinger, Hedwig Kitzer, Ingrid Anker, Irma Bingel, Erika Haas und Simone Odierna (Hg.): *Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*. Freiburg im Breisgau, S. 129–153.
- Dausien, Bettina (2010): *Biographieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung*. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden, S. 362–375.
- Decker, Anja (2019): *The Ambiguous Experience of Motherhood in the Western Bohemian Countryside: Exploring Rural Gender Inequalities Through the Framework of Precarity*. In: *Sociologia Ruralis*. Special Issue: *Poverty and Social Exclusion in Diversified Rural Contexts* 59 (3), S. 517–539.
- Degener, Ursula; Zimmermann, Andrea (2014): *Politik der Affekte*. In: *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 20 (2), S. 5–23.
- Denninger, Tina; van Dyk, Silke; Lessenich, Stephan; Richter, Anna Katharina (2014): *Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft*. Bielefeld.
- Dittmann, Jörg; Goebel, Jan (2018): *Armutskonzepte*. In: *Handbuch Armut: Ursachen, Trends, Maßnahmen*. Opladen, S. 21–34.
- Dölling, Irene (2003): *Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung. Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/modernisierungstheoretischer Perspektive*. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster, S. 73–100.
- Dörre, Klaus (2006): *Prekäre Arbeit und soziale Desintegration*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 40–41, S. 7–14.
- Duden, Barbara (2009): *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick*. In: *Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik* 30, S. 16–26.
- Duden online: *Schicksal*. Online verfügbar unter <https://www.duden.de/rechtschreibung/Schicksal> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).

- van Dyk, Silke (2015): *Soziologie des Alters*. Bielefeld. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.14361/9783839416327> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- van Dyk, Silke; Lessenich, Stephan (2009): »Junge Alte«: Vom Aufstieg und Wandel einer Sozialfigur. In: Silke van Dyk und Stephan Lessenich (Hg.): *Die jungen Alten. Analyse einer neuen Sozialfigur*. Frankfurt am Main, S. 11–48.
- Ebner, Claudia C. (2007): *Kleidung verändert. Mode im Kreislauf der Kultur*. Bielefeld.
- Ehnis, Patrick (2008): Hegemoniale Mütterlichkeit. Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypische Arbeitsteilung nach der Geburt des Kindes. In: Marburger Gender-Kolleg (Hg.): *Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention*. Münster, S. 56–69.
- Eicker, Jannis (2017): Gender-Pay-Gap. In: *Gender Glossar / Gender Glossary*. Online verfügbar unter <https://gender-glossar.de> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Eisch, Katharina (1999): Immer anfangen. Überlegungen zu Feldforschung und volkswissenschaftlicher Identität. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 95 (1), S. 61–72.
- Eisch-Angus, Katharina; Hamm, Marion (Hg.) (2001): *Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse*. Tübingen. Online verfügbar unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/type=rezbuecher&id=2220> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- El-Mafaalani, Aladin (2017): Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund. In: Albert Scherr, Aladin el Mafaalani und Emine Gökçen Yüksel (Hg.): *Handbuch Diskriminierung*. Wiesbaden, S. 465–478. Online verfügbar unter [https://doi.org/10.1007/978-3-658-11119-9\\_26-1](https://doi.org/10.1007/978-3-658-11119-9_26-1) (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- El-Mafaalani, Aladin (2020): Migration und Integration. Über Missverhältnisse und Missverständnisse in der Migrationsgesellschaft. In: Michael Spieker und Christian Hofmann (Hg.): *Integration. Teilhabe und Zusammenleben in der Migrationsgesellschaft*. Baden-Baden, S. 51–68.
- Endter, Cordula; Kienitz, Sabine (Hg.) (2017): *Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis: Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten*. Bielefeld.
- Eribon, Didier (2016): *Rückkehr nach Reims* (A. Laugwitz, Übers.). Berlin.
- Fenske, Michaela; Eggeling, Tatjana (Hg.) (2005): *Geschlecht und Ökonomie. Beiträge der 10. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung*. Göttingen/Schmerse.
- Flick, Uwe (2007): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Vollst. überarb. und erw. Neuausg. Reinbek bei Hamburg.
- Fraser, Nancy (1996): Die Gleichheit der Geschlechter und das Wohlfahrtssystem: Ein postindustrielles Gedankenexperiment. In: Herta Nagl-Docekal und Herlinde Pauer-Studer (Hg.): *Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität*. Frankfurt am Main, S. 469–498.
- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 8, S. 43–57.
- Fraser, Nancy; Honneth, Axel (2021): *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. 6. Aufl. Frankfurt am Main.

- Freud, Sigmund (1919): Das Unheimliche. In: Kleine Schriften II – Kap. 29. Online verfügbar unter <https://www.projekt-gutenberg.org/freud/kleine2/Kapitel29.html> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Frevert, Ute; Bailey, Christian; Eitler, Pascal; Gammerl, Benno; Hitzer, Bettina; Pernau, Margrit; Scheer, Monique; Schmidt, Anne; Verheyen, Nina (2011): Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne. Frankfurt am Main. Online verfügbar unter <https://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=832944> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Fuchs-Heinritz, Werner; König, Alexandra (2014): Pierre Bourdieu. Eine Einführung. 3. Aufl. Konstanz/München.
- Gajek, Esther (2014a): Gut versteckt. Beginnende Verarmung von älteren Frauen in den mittleren Schichten und Strategien der Bewältigung (ein Werkstattbericht). In: Irene Götz und Katrin Lehnert (Hg.): Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter. Workshop-Dokumentation. München, S. 53–66. Online verfügbar unter [https://www.academia.edu/9874053/Prekärer\\_Ruhestand\\_Arbeit\\_und\\_Lebensführung\\_von\\_Frauen\\_im\\_Alter\\_Workshop\\_Dokumentation](https://www.academia.edu/9874053/Prekärer_Ruhestand_Arbeit_und_Lebensführung_von_Frauen_im_Alter_Workshop_Dokumentation) (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Gajek, Esther (2014b): Lernen vom Feld. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern, S. 53–68.
- Gajek, Esther (2019a): Traudel Heller: Nicht (mehr) dazugehören. Überschuldung nach Scheidung. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 156–165.
- Gajek, Esther (2019b): Sagbares und Unsagbares. Sprechen über Altersarmut. In: Manuel Trummer, Sebastian Gietl und Florian Schwemin (Hg.): »Ein Stück weit...«. Relatives und Relationales als Erkenntnisrahmen für Kulturanalysen. Eine Festgabe der Regensburger Vergleichenden Kulturwissenschaft für Prof. Dr. Daniel Drascek zum 60. Geburtstag. Münster/New York, S. 143–153.
- Gajek, Esther; Schweiger, Petra (2019): Beate Flossmann: Verrentung als Einschnitt – Der allmähliche Verlust der Sorglosigkeit. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 141–147.
- Gajek, Esther; Götz, Irene; Rau, Alex; Schweiger, Petra (2018): Weibliche Prekarität im Alter. Aspekte von Gleichheit und Ungleichheit. In: Kuckuck 2, S. 38–42.
- Geertz, Clifford (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main.
- Göckenjan, Gerd (2000): Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. Frankfurt am Main.
- Goffman, Erving (1967): Stigma: Über die Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main.
- Gornick, Janet C.; Meyers, Marcia K. (2003): Families That Work. Policies for Reconciling Parenthood and Employment. New York.

- Götz, Irene (2010): Ethnografien der Nähe – Anmerkungen zum methodologischen Potenzial neuerer arbeitsethnografischer Forschungen der Europäischen Ethnologie. In: *Arbeits- und Industriesoziologische Studien* 3 (1), S. 101–117. Online verfügbar unter <https://doi.org/10.21241/ssoar.6475> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Götz, Irene (2013a): Encountering Arlie Hochschild's Concept of »Emotional Labor« in Gendered Work Cultures: Ethnographic Approaches in the Sociology of Emotions and in European Ethnology. In: Gertraud Koch und Stefanie Everke Buchanan (Hg.): *Pathways to Empathy. New Studies on Commodification, Emotional Labor, and Time Binds*. Frankfurt am Main/New York, S. 183–200.
- Götz, Irene (2013b): Sensing Post-Fordist Work Life. Recent Perspectives in the Ethnography of Work. In: *Ethnologia Europaea* 41 (1), S. 68–87.
- Götz, Irene (2017): Stil und Stilisierung im prekären Ruhestand oder wie ältere Frauen ihr kulturelles Kapital ökonomisieren. In: Ove Sutter und Valeska Flor (Hg.): *Ästhetisierung der Arbeit. Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus*. Münster, S. 105–120.
- Götz, Irene (Hg.) (2019a): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München.
- Götz, Irene (2019b): Leben und Wirtschaften im Alter. Wie Frauen im prekären Ruhestand über die Runden kommen. In: Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Johannes Moser und Christian Schönholz (Hg.): *Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Marburg, S. 125–142.
- Götz, Irene; Gajek, Esther; Rau, Alexandra; Schweiger, Petra (2017): Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter. In: Cordula Endter und Sabine Kienitz (Hg.): *Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis: Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten*. Bielefeld, S. 55–80.
- Götz, Irene; Gajek, Esther; Rau, Alex; Rebay, Marcia von; Schweiger, Petra; Sebök-Polyfka, Noémi (2019): Porträts – Weibliche Lebenslagen im Alter. In: Irene Götz (Hg.): *Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen*. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 91–260.
- Götz, Irene; Huber, Birgit; Kleiner, Piritta (Hg.) (2010): *Arbeit in »neuen Zeiten«. Ethnografien und Reportagen zu Ein- und Aufbrüchen*. München.
- Götz, Irene; Lehnert, Katrin (2016): Präventive Vermeidung von Altersarmut. In: Stefan Pohlmann (Hg.): *Alter und Prävention*. Wiesbaden, S. 85–106.
- Götz, Irene; Lemberger, Barbara (2009a): Prekär arbeiten, prekär leben. Einige Überlegungen zur Einführung. In: Dies. (Hg.): *Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen*. Frankfurt am Main, S. 7–28.
- Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.) (2009b): *Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen*. Frankfurt am Main.
- Götz, Irene; Rau, Alex (Hg.) (2017): *Facetten des Alter(n)s. Ethnografische Porträts über Vulnerabilitäten und Kämpfe älterer Frauen*. München.

- Götz, Irene; Rau, Alex (2019): Hilde Meyer: Warum keine Rentenpunkte für gesellschaftliche Arbeit? – Ein Leben für die Frauenbewegung. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 201–211.
- Götz, Irene; Schweiger, Petra (2018): »Gott, was kommt jetzt daher?« Wie sich ältere Frauen in prekären Lagen um ihre Zukunft sorgen. In: Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Kulturen der Sorge. Wie unsere Gesellschaft ein Leben mit Demenz ermöglichen kann. Frankfurt am Main, S. 283–312.
- Götz, Irene; Schweiger, Petra (2019): Dawina Publica: »Ein Leben lang gearbeitet« – Und jetzt keine Wohnung. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 103–113.
- Götz, Irene; Schweiger, Petra (2020): »Ich bin nur am Arbeiten und Schauen, wie ich gut oder billig lebe.« Alltägliche Lebensführung im Alter im Kontext weiblicher Biografien. In: Georg Jochum, Karin Jurczyk, G. Günter Vofß und Margit Wehrich (Hg.): Transformationen alltäglicher Lebensführung. Konzeptionelle und zeitdiagnostische Fragen. Weinheim, S. 218–240.
- Gränitz, Saskia (2021): Bilder über Obdachlosigkeit in Zeiten der Wohnungskrise – Eine tiefenhermeneutische Fallanalyse. In: Heiko Beyer und Alexandra Schauer (Hg.): Die Rückkehr der Ideologie. Zur Gegenwart eines Schlüsselbegriffs. Frankfurt am Main, S. 295–333.
- Groth, Stefan; May, Sarah; Müske, Johannes; Schönberger, Klaus; Sutter, Ove (Hg.) (2020): Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel. Frankfurt am Main/ New York.
- Grulich, Julia (2018): Arbeit. In: Gender Glossar / Gender Glossary. Online verfügbar unter <https://gender-glossar.de> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Gugutzer, Robert (2004): Soziologie des Körpers. Bielefeld.
- Gutekunst, Miriam; Rau, Alex (2017): Das ethnographische Porträt. Ein Plädoyer für eine didaktische Auseinandersetzung mit dem Schreiben als Lernprozess. In: Irene Götz und Alex Rau (Hg.): Facetten des Alter(n)s. Ethnografische Porträts über Vulnerabilitäten und Kämpfe älterer Frauen. München, S. 119–138.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2010): Migration, Domestic Work and Affect. A Decolonial Approach on Value and the Feminization of Labor. New York. Online verfügbar unter <https://www.taylorfrancis.com/books/9780203848661> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Haller, Reinhard (2017). Die Macht der Kränkung. 8. Aufl. Wals bei Salzburg.
- Hamm, Marion; Adolphs, Stephan (2008): Prekäre Superhelden: Zur Entwicklung politischer Handlungsmöglichkeiten in postfordistischen Verhältnissen. In: Claudio Altenhain, Anja Danilinal, Erik Hildebrandt, Stefan Kausohl, Annkathrin Müller und Tobias Rosoher (Hg.): Von »Neuer Unterschicht« und Prekariat. Gesellschaftliche Verhältnisse und Kategorien im Umbruch. Kritische Perspektiven auf aktuelle Debatten. Bielefeld, S. 165–182.

- Hamm, Marion; Adolphs, Stephan (2009): Performative Repräsentationen prekärer Arbeit: Mediatisierte Bilderproduktion in der EuroMayDay Bewegung. In: Gerrit Herlyn, Johannes Müske, Klaus Schönberger und Ove Sutter (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen (Arbeit und Alltag: Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturforschung, Bd. 1). München/Mering, S. 315–340.
- Hamm, Marion; Sutter, Ove (2010): »ICHSTRESS. ICHPAUSE. ICHSTREIK.« Widerständige Subjektivierungen auf den Euromayday-Paraden der Prekären. In: Wolfgang Maderthaler und Michaela Maier (Hg.): Acht Stunden aber wollen wir Mensch sein. Der 1. Mai. Geschichte und Geschichten. Begleitband zur Ausstellung »Der 1. Mai. Demonstration, Tradition, Repräsentation« im Österreichischen Volkskundemuseum. Wien, S. 234–241.
- Hardt, Michael (2015): The power to be affected. In: International Journal of Politics, Culture, and Society 28 (3), S. 215–222.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart, S. 363–393.
- Heitmeyer, Wilhelm (2007): Deutsche Zustände. Folge 5. Frankfurt am Main.
- Heitzmann, Karin (2002): Armut ist weiblich! – Ist Armut weiblich? Gedanken zur sozioökonomischen Armutsforschung aus feministischer Sicht. In: Karin Heitzmann und Angelika Schmidt (Hg.): Frauenarmut. Hintergründe, Facetten, Perspektiven. Frauen, Forschung und Wirtschaft, Bd. 11. 2., durchges. Aufl. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford, S. 121–136.
- Heitzmann, Karin; Schmidt, Angelika (Hg.) (2002): Frauenarmut. Hintergründe, Facetten, Perspektiven. Frauen, Forschung und Wirtschaft, Bd. 11. 2., durchges. Aufl. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford.
- Helfferich, Cornelia (2012): Einleitung: Von roten Heringen, Gräben und Brücken. Versuche einer Kartierung von Agency-Konzepten. In: Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann und Debora Niermann (Hg.): Agency. Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit. Weinheim, S. 9–39.
- Heller, Ágnes (1980): Theorie der Gefühle. Hamburg.
- Heller, Ágnes (1985): The Power of Shame. In: Dies. (Hg.): The Power of Shame. A Rational Perspective. London, S. 1–56.
- Hengartner, Thomas; Schmidt-Lauber, Brigitta (2005): Leben – erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin.
- Herlyn, Gerrit; Müske, Johannes; Schönberger, Klaus; Sutter, Ove (Hg.) (2009): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen (Arbeit und Alltag: Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturforschung, Bd. 1). München/Mering.
- Herrmann, Jeremia (2014): Arbeitsmarktsegregation. In: Gender Glossar / Gender Glossary. Online verfügbar unter <https://gender-glossar.de> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).

- Hess, Sabine (2009): Migrantische HausArbeit – zur prekären Kommerzialisierung der Sphäre der »Nicht-Arbeit«. In: Gerrit Herlyn, Johannes Müske, Klaus Schönberger und Ove Sutter (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen (Arbeit und Alltag: Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturforschung, Bd. 1). München/Mering, S. 201–214.
- Hess, Sabine (2010): Transnationale Zonen der Prekarität. Ethnographische Erkundungen in migrantischen Arbeits- und Lebensverhältnissen am Rande Europas. In: Irene Götz (Hg.): Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. Frankfurt am Main/New York, S. 181–200.
- Hirschauer, Stefan (2001): Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. In: Zeitschrift für Soziologie 30 (6), S. 429–451.
- Hochschild, Arlie Russell (1979): Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. In: The American Journal of Sociology 85 (3), S. 551–575. Online verfügbar unter <http://www.jstor.org/stable/2778583> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Hochschild, Arlie Russell (1983): The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling. Berkeley.
- Hochschild, Arlie Russell (2000): Global Care Chains and Emotional Surplus Value. In: Anthony Giddens und Will Hutton (Hg.): On the Edge. Living With Global Capitalism. London, S. 130–146.
- Hoeder, Ciani-Sophia (2021): Wut und Böse. München.
- Honneth, Axel (2003): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt am Main.
- Illouz, Eva (2009): Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Frankfurt am Main. Online verfügbar unter <https://media.suhrkamp.de/mediadelivery/rendition/Obeb998e252b47d48aaee40c070a6249/-SOxO> (Letzter Zugriff: 28. Februar 2025).
- Interview mit Tove Soiland (2016): Die mütterliche Gabe hat keinen symbolische Existenz. In: Maya Dolderer, Hannah Holme, Claudia Jerzak und Ann-Madeleine Tietge (Hg.): O Mother, Where Art Thou? (Queer-)feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster, S. 203–213.
- Jeggle, Utz (1984): Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen, S. 93–112.
- Jenß, Heike (2003): Identity-Wear: Über Authentizität in Kleidern. In: Elke Gaugele (Hg.): Jugend, Mode, Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur. Frankfurt am Main/New York, S. 169–186.
- Jochim, Valerie (2020): Care. Macht. Arbeit. Lebenswelten von Alleinerziehenden. Frankfurt/New York.
- Jurczyk, Karin; Rerrich, Maria S. (1993): Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo »alles zusammenkommt«. In: Dies. (Hg.): Die Arbeit des Alltags: Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg, S. 14–45.
- Jurczyk, Karin; Voß, G. Günter; Weihrich, Margit (2016): Alltägliche Lebensführung – theoretische und zeitdiagnostische Potenziale eines subjektorientierten Konzepts. In: Eri-

- ka Alleweldt, Anja Röcke und Jochen Steinbicker (Hg.): *Lebensführung heute*. Weinheim/Basel, S. 53–87.
- Kaiser, Mareice (2021): *Das Unwohlsein der modernen Mutter*. Hamburg. Online verfügbar unter <http://epub.sub.uni-hamburg.de/epub/volltexte/einzelplatz/2021/122165/> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Kaschuba, Wolfgang (2003): *Einführung in die europäische Ethnologie*. 2., aktual. Aufl. München.
- Katsching-Fasch, Elisabeth (Hg.) (2003a): *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*. Wien.
- Katsching-Fasch, Elisabeth (2003b): *Zur Einleitung*. In: Dies. (Hg.): *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*. Wien, S. 7–22.
- Katz, Michael B. (1989): *The Undeserving Poor. From the War on Poverty to the War on Welfare*. New York.
- Kinnert, Diana; Bielefeld, Marc (2021): *Die neue Einsamkeit – und wie wir sie als Gesellschaft überwinden können*. Hamburg.
- Kirkpatrick, Kate (2019): *Becoming Beauvoir. A Life*. London/New York/Oxford/New Delhi/Sydney.
- Knecht, Michi (2013): *Nach Writing-Culture, mit Actor-Network: Ethnografie und Praxeo-  
graphie in der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie*. In: Sabine Hess, Maria Schwertl und Johannes Moser (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin, S. 79–106.
- Koch, Angelika (2020): *Alt und arm? Armutsrisiken von Frauen im Kontext der Alterssicherung*. In: Regina-Maria Dackweiler, Alexandra Rau und Reinhild Schäfer (Hg.): *Frauen und Armut – Feministische Perspektiven*. Opladen/Berlin/Toronto, S. 256–278.
- Kohli, Martin (1985): *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, S. 1–29.
- Konvalinka, Nancy (2013): *Gender, Work and Property – An Ethnographic Study of Value in a Spanish Village*. Frankfurt/New York.
- Koppetsch, Cornelia (2018): *Ressentiments. Über die politische Wirkmächtigkeit negativer Gefühle*. Essay. In: *Soziopolis. Gesellschaft beobachten*. Online verfügbar unter <https://www.sozio-polis.de/ressentiments.html> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Kraemer, Klaus (2008): *Prekarität – was ist das?* In: *Arbeit* 17 (2), S. 77–90.
- Kuckartz, Udo; Dresing, Thorsten; Rädiker, Stefan; Stefer, Claus (2007): *Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis*. Wiesbaden.
- Kuhn, Annette (2010): *Oral History und Erinnerungsarbeit: Zur mündlichen Geschichtsschreibung und historischen Erinnerungskultur*. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden, S. 359–361.
- Küppers, Carolin (2014): *Intersektionalität*. In: *Gender Glossar / Gender Glossary*. Online verfügbar unter <https://gender-glossar.de/> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Landweer, Hilge (2019): *Gefühle: Von der Geschlechter- und der Emotionsforschung zu den Affect Studies*. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden, S. 1083–1092.

- Laws, Glenda (2009): Zum Verständnis von Altersdiskriminierung. Feministische und postmoderne Einblicke. In: Silke van Dyk und Stephan Lessenich (Hg.): Die jungen Alten. Analyse einer neuen Sozialfigur. Frankfurt am Main, S. 106–125.
- Lehmann, Albrecht (1979): Autobiographische Methoden. Verfahren und Möglichkeiten. In: *Ethnologia Europaea* 11 (1), S. 36–54.
- Lehnert, Katrin (2009a): »Sozialschmarotzer« versus »Arbeitskraftunternehmer«. Aktuelle Hintergründe der Sozialmissbrauchdebatte. In: Gerrit Herlyn, Johannes Müske, Klaus Schönberger und Ove Sutter (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen (Arbeit und Alltag: Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, Bd. 1). München/Mering, S. 245–264.
- Lehnert, Katrin (2009b): Wo ist »drinnen«, wo ist »draußen«? Die Wirkung sozialpolitischer Integrationsinstrumente, widerständige Erwerbslose und wie die Medien diese disqualifizieren. In: Irene Götz und Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main, S. 109–138.
- Lejeune, Constanze; Romeu Gordo, Laura; Simonson, Julia (2017): Einkommen und Armut in Deutschland. Objektive Einkommenssituation und deren subjektive Bewertung. In: *Altern im Wandel: zwei Jahrzehnte Deutscher Alterssurvey (DEAS)*. Wiesbaden, S. 97–110. Online verfügbar unter [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-12502-8\\_6](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-12502-8_6) (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Lessenich, Stephan (2003): Der Arme in der Aktivgesellschaft. Zum sozialen Sinn des »Förderns und Forderns«. In: *WSI-Mitteilungen* 56 (4), S. 214–220.
- Lessenich, Stephan (2007): Die Grenzen der Anerkennung – Zum Wandel der moralischen Ökonomie des Wohlfahrtsstaates. In: Christine Wimbauer, Annette Henninger und Markus Gottwald (Hg.): Die Gesellschaft als »institutionalisierte Anerkennungsordnung«. Anerkennung und Ungleichheit in Paarbeziehungen, Arbeitsorganisationen und Sozialstaat. Opladen, S. 151–168.
- Lessenich, Stephan (2009): Krise des Sozialen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (52), S. 28–34.
- Leuschner, Vincenz; Schobin, Janosch (2016): Methoden der Freundschaftsforschung. In: Janosch Schobin, Vincenz Leuschner, Sabine Flick, Erika Allewelt, Eric Anton Heuser und Agnes Brandt (Hg.): Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie. Bielefeld, S. 55–69.
- Ling, L. H. M. (2014): Decolonizing the International: Towards Multiple Emotional Worlds. In: *International Theory* 6 (3), S. 579–83. Online verfügbar unter: <https://doi:10.1017/S175297191400030X> (letzter Zugriff: 28. Februar 2015).
- Lindner, Rolf (1981): Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77, S. 51–66.
- Lindner, Rolf (2008): »Unterschicht«. Eine Gespensterdebatte. In: Rolf Lindner und Lutz Musner (Hg.): Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der »Armen« in Geschichte und Gegenwart. Freiburg im Breisgau/Berlin/Wien, S. 9–18.

- Lipp, Carola (2001): Geschlechterforschung – Frauenforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3., überarb. und erw. Aufl. Berlin, S. 329–342.
- Lixfeld, Gisela (1988): Einleitung. Zur Frauenforschung in der Volkskunde. In: Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung Freiburg (Hg.): Frauenalltag – Frauenforschung. Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg, 22.-25. Mai 1986. Frankfurt am Main, S. 9–17.
- Lorde, Audre (1984). The uses of anger. In: Dies. (Hg.): Sister Outsider. Essays and Speeches. Berkeley, S. 124–133.
- Lorey, Isabell (2012): Die Regierung der Prekären. Wien.
- Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf (2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden.
- Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang (2008): Wohnungslosigkeit. In: Axel Groenemeyer und Silvia Wieseler (Hg.): Soziologie sozialer Probleme und sozialer Kontrolle. Realitäten. Repräsentationen und Politik. Wiesbaden, S. 502–512.
- Luhmann, Niklas (1989): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. 3., durchges. Aufl. Stuttgart.
- Mädje, Eva; Neusüß, Claudia (1996): Frauen in der Sozialpolitik- und Armutsforschung. In: Teresa Kulawik (Hg.): Der halbierte Staat. Grundlagen feministischer Politikwissenschaft. Frankfurt am Main, S. 206–222.
- Mairhuber, Ingrid (2002): Frauenarmut – Ein sozialpolitisches Problem?! In: Karin Heitzmann und Angelika Schmidt (Hg.): Frauenarmut. Hintergründe, Facetten, Perspektiven. Frauen, Forschung und Wirtschaft, Bd. II. 2., durchges. Aufl. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford, S. 137–161.
- Malli, Gerlinde (2010): »Sie müssen nur wollen«. Gefährdete Jugendliche im institutionellen Setting. Konstanz.
- Mannheim, Karl (1928/29): Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7 (1928), S. 157–185 und (1929), S. 309–330.
- Marchart, Oliver (2013): Die Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Proteste. Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung. Bielefeld. Online verfügbar unter <http://www.doabooks.org/doab?func=fulltext&rid=17727> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Massmünster, Michel (2014): Sich selbst in den Text schreiben. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern, S. 522–538.
- Massumi, Brian (1995): The Autonomy of Affect. In: Cultural Critique 31 (3), S. 83–109.
- Mentges, Gabriele (2004): Überlegungen zu einer Kleiderforschung aus kulturanthropologischer Perspektive. In: Birgitta Huse (Hg.): Von Kopf bis Fuß. Ein Handbuch rund um Körper, Kleidung und Schmuck für die interkulturelle Unterrichtspraxis. Münster/New York/München/Berlin, S. 73–82.
- Meuser, Michael (2014): Körperarbeit. Fitness, Gesundheit, Schönheit. In: Alfred Bellebaum und Robert Hettlage (Hg.): Unser Alltag ist voll von Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge. Wiesbaden, S. 65–81.

- Meyer, Silke (2015): Agency und Selbstwirksamkeit unter der Bedingung ökonomischer Knappheit. In: Markus Tauschek und Maria Grewe (Hg.): Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen. Frankfurt am Main, S. 163–180.
- Meyer, Silke (2017): Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz. Frankfurt/New York.
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1, S. 41–63.
- Mogge-Grotjahn, Hildegard (2018): Geschlecht: Wege in die und aus der Armut. In: Ernst-Ulrich Huster, Jürgen Boeckh und Hildegard Mogge-Grotjahn (Hg.): Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung. 3., aktual. und erw. Aufl. Wiesbaden, S. 523–537.
- Mohr, Sebastian; Vetter, Andrea (2014): Körpererfahrung in der Feldforschung. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern, S. 101–116.
- Motakef, Mona (2015): Prekarisierung. Berlin/Bielefeld. Online verfügbar unter <http://www.reference-global.com/doi/book/10.14361/transcript.97833839425664> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Motakef, Mona (2020): Weibliche Armut in der Prekarisierungsforschung. In: Regina-Maria Dackweiler, Alexandra Rau und Reinhild Schäfer (Hg.): Frauen und Armut – Feministische Perspektiven. Opladen/Berlin/Toronto, S. 66–82.
- Motakef, Mona; Wimbauer, Christine (2019): Prekarisierung von Arbeit: erweiterte Perspektiven der Geschlechterforschung. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden, S. 783–790.
- Müllli, Linda (2020): Privilegierte Prekarisierung. Zu Flexibilisierungs-, Entgrenzungs- und Subjektivierungsprozessen in den Vereinten Nationen. In: Stefan Groth, Sarah May, Johannes Müske, Klaus Schönberger und Ove Sutter (Hg.): Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel. Frankfurt am Main/New York, S. 45–66.
- Nadig, Maya (1997): Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt am Main.
- Neckel, Sighard (1991): Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt am Main.
- Neckel, Sighard (1993): Soziale Scham. Unterlegenheitsgefühle in der Konkurrenz von Lebensstilen. In: Gunter Gebauer und Christoph Wulf (Hg.): Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt am Main, S. 271–291.
- Neckel, Sighard; Pritz, Sarah Miriam (2019): Emotion aus kultursociologischer Perspektive. In: Stephan Moebius, Frithjof Nungesser und Katharina Scherke (Hg.): Handbuch Kultursociologie. Wiesbaden, S. 305–317.
- Nierling, Linda (2009): Die Anerkennung von »Arbeit« in der Erwerbsarbeit und der Nicht-Erwerbsarbeit. In: Gerrit Herlyn, Johannes Müske, Klaus Schönberger und Ove Sutter (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensberei-

- chen und Praxen (Arbeit und Alltag: Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturforschung, Bd. 1). München/Mering, S. 283–297.
- Notz, Gisela (2010): Arbeit: Hausarbeit, Ehrenamt, Erwerbsarbeit. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden, S. 480–488.
- Pieper, Marianne; Panagiotidis, Efthimia; Tsianos, Vassilis (2009): Regime der Prekarität und verkörperte Subjektivierung. In: Gerrit Herlyn, Johannes Müske, Klaus Schönberger und Ove Sutter (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen (Arbeit und Alltag: Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturforschung, Bd. 1). München/Mering, S. 341–357.
- Rau, Alexandra (2016a): Alltag Flaschensammeln. Ethnographie einer informellen Arbeitspraxis. München.
- Rau, Alex (2017): Alter(n) und Geschlecht im Spiegel feministischer Kapitalismuskritik. Eine prekarisierungstheoretische Analyse. In: Tina Denninger und Lea Schütze (Hg.): Alter(n) und Geschlecht. Neuverhandlungen eines sozialen Zusammenhangs. Münster, S. 71–89.
- Rau, Alex (2018): Kommentar: Warum Solidarität gerade in unserer Gesellschaft wichtig ist. In: LichtBlick-Magazin 4. S. 7–13.
- Rau, Alex (2019a) Altersarmut. In: Gender Glossar / Gender Glossary. Online verfügbar unter <http://gender-glossar.de>. (letzter Zugriff: 11. März 2025).
- Rau, Alex (2019b): Jolanda Fischer: »Ohne Hilfe vom Sozialamt« – Arbeiten, lebenslang. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 131–140.
- Rau, Alex (2019c): Regina Kirchoff: Prekär? – »Ich bin rundum zufrieden«. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 176–184.
- Rau, Alex (2019d): Monika Tegt: Wenn die Rente nicht reicht: Kämpfe mit Behörden – sowie mit traditionellen Rollen- und Altersbildern. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 232–242.
- Rau, Alex (2019e): Dagmar Berger: Was Kostet der Tod? Ein Leben mit Schulden. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 93–102.
- Rau, Alex (2019f): Maiana Dovan: Vom großbürgerlichen Gut zur Sozialbauwohnung. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 120–131.
- Rau, Alex (2019g): Was tun wenn die Rente nicht reicht? Kontakte und Tipps. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit

- von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 261–299.
- Rau, Alex; Rebay, Marcia von Rebay (2019): Von der Last selbst zur Belastung zu werden. In: Irene Götz (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. Unter Mitarbeit von Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger, Noémi Sebök-Polyfka. München, S. 252–260.
- Rau, Alexandra (2016B): Die Regierung der Psyche – Psychopolitik und die Kultur des Therapeutischen in der neoliberalen Gesellschaft. In: Roland Anhorn und Marcus Balzereit (Hg.): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit, Bd. 23. Wiesbaden, S. 647–665.
- Rau, Alexandra (2020A): Das Regieren von Frauen\* und Armut im Postwohlfahrtsstaat. In: Dackweiler, Regina-Maria; Alexandra Rau, Reinhild Schäfer (Hg.): Frauen und Armut. Feministische Perspektiven. Berlin, S. 83–104.
- Reckwitz, Andreas (2016): Praktiken und ihre Affekte. In: Hilmar Schäfer (Hg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld, S. 163–180.
- Reckwitz, Andreas (2021a): Subjekt. 4., aktual. und erg. Aufl. Bielefeld.
- Reckwitz, Andreas (2021b): Auf dem Weg zu einer Soziologie des Verlusts. Essay, 06.05.2021. Online verfügbar unter <https://www.sozioopolis.de/auf-dem-weg-zu-einer-soziologie-des-verlusts.html> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Reggi-Graßl, Nina (2021): Wiedereinstiegsberatung. Eine ethnografische Studie an der Schnittstelle von Care- und Erwerbsarbeit. Opladen/Berlin/Toronto.
- Reiners, Diana (2007): No Future. Marginalisierte Jugendliche ohne Arbeitsmarktchancen. In: Manfred Seifert, Irene Götz und Birgit Huber (Hg.): Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Frankfurt am Main/New York.
- Reinl, Heidi (1997): Ist Armut weiblich? Über die Ungleichheit der Geschlechter im Sozialstaat. In: Siegfried Müller und Ulrich Otto (Hg.): Armut im Sozialstaat. Gesellschaftliche Analysen und sozialpolitische Konsequenzen. Neuwied, S. 113–133.
- Richter, Anna Sarah (2018): Intersektionalität und Anerkennung. Biographische Erzählungen älterer Frauen aus Ostdeutschland. Weinheim. Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-epflicht-1131587> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Riedmüller, Barbara (1984): Frauen haben keine Rechte. Zur Stellung der Frau im System sozialer Sicherheit. In: Ilona Kickbusch und Barbara Riedmüller (Hg.): Die armen Frauen. Frauen und Sozialpolitik. Frankfurt am Main, S. 46–72.
- Riehl, Wilhelm Heinrich (1855): Die Familie. Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Stuttgart.
- Römhild, Regina (2010): Prekarität und Kreativität in Europa. In: Zeitschrift für Volkskunde 106 (1), S. 19–44.
- Rothermund, Klaus (2009): Aletersstereotype – Struktur, Auswirkungen, Dynamikem. In: Josef Ehmer und Olfried Höffe (Hg.): Bilder des Alters im Wandel. Stuttgart, S. 139–149.
- Sartre, Jean-Paul (1975): Ist der Existentialismus ein Humanismus? In: Ders. (Hg.): Drei Essays. Frankfurt am Main, S. 7–51.

- Sartre, Jean-Paul (1980): Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Reinbek.
- Scheele, Alexandra (2019): Arbeit und Geschlecht: Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Care. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden, S. 753–762.
- Scheer, Monique (2016): Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. In: Matthias Beitzl und Ingo Schneider (Hg.): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Wien, S. 15–36.
- Schmidt, Gert (2018): Arbeit und Gesellschaft. In: Fritz Böhle, G. Günter Voß und Günther Wachtler (Hg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Wiesbaden, S. 143–168.
- Schmidt, Petra (2017): Blog-Ästhetik-Arbeit. Ästhetisierungspraxen in einem Mütter-Lifestyleblog. In: Ove Sutter und Valeska Flor (Hg.): Ästhetisierung der Arbeit. Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus. Münster, S. 193–215.
- Schmidt, Petra; Götz, Irene (2010): Supermami – Rabenmutter. Antagonistische Leitbilder und Subjektivierungsansprüche im Bereich Familienarbeit. In: Irene Götz, Birgit Huber und Piritta Kleiner (Hg.): Arbeit in »neuen Zeiten«. Ethnografien und Reportagen zu Ein- und Aufbrüchen. München, S. 165–180.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2007a): Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götttsch und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, S. 169–188.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2007b): Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Silke Götttsch und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, S. 219–248.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2010): Die Lust des Forschers auf das Feld – und: Wer wird nicht Ethnograf? Ein Plädoyer. In: Beate Binder, Moritz Ege, Anja Schwanhäußer und Jens Wietschorke (Hg.): Orte – Situationen – Atmosphäre. Kulturanalytische Skizzen. Frankfurt am Main, S. 33–44.
- Schmincke, Imke (2018): Subjektivierung und (Körper-)Politik. Zur Bildung des kollektiven Subjekts Frauenbewegung. In: Thomas Alkemeyer, Ulrich Bröckling und Tobias Peter (Hg.): Jenseits der Person. Zur Subjektivierung von Kollektiven. Bielefeld, S. 133–150.
- Schmitt, Sabrina (2019): Care. In: Gender Glossar / Gender Glossary. Online verfügbar unter <https://gender-glossar.de/> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Scholz, Sylka (2009): Männer und Männlichkeiten im Spannungsfeld zwischen Erwerbs- und Familienarbeit. In: Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer (Hg.): Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster, S. 82–99.
- Schreiber, Daniel (2021): Zuhause. Die Suche nach dem Ort an dem wir leben wollen. 4. Aufl. München.
- Schroeter, Klaus R. (2007): Zur Symbolik des korporalen Kapitals in der »alterslosen Altersgesellschaft«. In: Ursula Pasero, Gertrud M. Backes und Klaus R. Schroeter (Hg.): Altern in Gesellschaft. Ageing – Diversity – Inclusion. Wiesbaden, S. 129–148.

- Schroeter, Klaus R.; Zimmermann, Harm-Peer (2012): Doing Age on Local Stage. Ein Beitrag zur Gouvernementalität alternder Körper heute. In: Helge Mitterbauer (Hg.): *Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 6: Alter(n)*. Innsbruck, S. 72–83.
- Schultheis, Franz (1997): Deutsche Zustände im Spiegel französischer Verhältnisse. In: Pierre Bourdieu et al. (Hg.): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz, S. 823–838.
- Schultheis, Franz (2010): Vorwort zur Studienausgabe. In: Pierre Bourdieu et al. (Hg.): *Das Elend der Welt. Gekürzte Studienausgabe*. 2. Aufl. Konstanz, S. 9–11.
- Schultheis, Franz; Schulz, Kristina (Hg.) (2005a): *Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*. Konstanz.
- Schultheis, Franz; Schulz, Kristina (2005b): Zur Einführung – Ein Gespräch. In: Dies. (Hg.): *Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*. Konstanz, S. 9–19.
- Schütze, Yvonne (1991): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters »Mutterliebe«*. 2., unveränd. Aufl. Bielefeld.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2003): *Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity*. Durham.
- Sedgwick, Eve Kosofsky; Frank, Adam (Hg.) (1995): *Shame and its Sisters. A Silvan Tomkins Reader*. Durham.
- Sellach, Brigitte (2010): Armut: Ist Armut weiblich? In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden, S. 471–479.
- Sick, Helma; Schmidt, Renate (2015): *Ein Mann ist keine Altersvorsorge. Warum finanzielle Unabhängigkeit für Frauen so wichtig ist*. München.
- Slaby, Jan; Bens, Jonas (2019): Political affect. In: Jan Slaby und Christian von Scheve (Hg.): *Affective Societies: Key Concepts*. Abingdon/New York, S. 340–351.
- Sommer, Bernd (2010): *Prekarisierung und Ressentiments. Soziale Unsicherheit und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland*. Online verfügbar unter <https://ebookcentral.proquest.com/lib/gbv/detail.action?docID=751565> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Sozialreferat Landeshauptstadt München (2017): *Münchener Armutsbericht*. Online verfügbar unter [https://www.muenchen.info/soz/pub/pdf/586\\_Muenchner\\_Armutsbericht\\_2017.pdf](https://www.muenchen.info/soz/pub/pdf/586_Muenchner_Armutsbericht_2017.pdf) (letzter Zugriff: 11. Januar 2025).
- Sozialreferat Landeshauptstadt München (2022): *Münchener Armutsbericht*. Online verfügbar unter [https://www.muenchen.info/soz/pub/pdf/674\\_SOZ\\_Muenchner-Armutsbericht-2022\\_barrierefrei.pdf](https://www.muenchen.info/soz/pub/pdf/674_SOZ_Muenchner-Armutsbericht-2022_barrierefrei.pdf) (letzter Zugriff: 11. Januar 2025).
- Speck, Sarah (2016): *Bilder und Bürden. Funktionen und Transformationen von Mutterschaft*. In: Maya Dolderer, Hannah Holme, Claudia Jerzak und Ann-Madeleine Tietge (Hg.): *O Mother, Where Art Thou? (Queer-)feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit*. Münster, S. 26–46.
- Speck, Sarah (2019): *Mutterschaft*. In: *Gender Glossar / Gender Glossary*. Online verfügbar unter [gender-glossar.de](http://gender-glossar.de) (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Spitzer, Manfred (2019): *Einsamkeit. Die unerkannte Krankheit*. München.

- Stadlbauer, Johanna (2015): Figurationen von Unterdrückung, Mittäterinnenschaft und Widerstand in kulturanthropologischen Arbeiten zu mobilen Frauen. Versuch einer Produktivmachung am Beispiel der expatriate spouses. In: Matthias Klückmann und Felicia Sparacio (Hg.): *Spektrum Migration. Zugänge zur Vielfalt des Alltags*. Tübingen, S. 193–210.
- Standing, Guy (2015): *Prekariat. Die neue explosive Klasse*. Münster.
- Statista (2022): Scheidungsquote in Deutschland von 1960 bis 2020. Online verfügbar unter <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/76211/umfrage/scheidungsquote-von-1960-bis-2008/> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Statistisches Bundesamt (o.J.a): Armutsgefährdungsquote gemessen am Bundesmedian nach Alter und Geschlecht in Prozent im Zeitvergleich. Online verfügbar unter <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Sozialberichterstattung/Tabellen/O3agq-zvbm-alter-geschl.html> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Statistisches Bundesamt (o.J.b): Armutsgefährdung (monetäre Armut) nach soziodemografischen Merkmalen. Online Verfügbar unter <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Einkommen-Konsum-Lebensbedingungen/Lebensbedingungen-Armutsgefaehrung/Tabellen/armutsgef-sozdem-zvgl.html> (letzter Zugriff: 19. März 2025).
- Statistisches Bundesamt (o.J.c): Gender Pay Gap. Online verfügbar unter <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Verdienste/Verdienste-GenderPayGap/Tabellen/ugpg-01-gebietsstand.html> (letzter Zugriff: 19. März 2025).
- Statistisches Bundesamt (o.J.d): Gender Pension Gap. Online verfügbar unter [https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2024/04/PD24\\_NO16\\_12\\_63.html](https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2024/04/PD24_NO16_12_63.html) (letzter Zugriff: 19. März 2025).
- Steinrücke, Margareta (1988): Notizen zum Begriff Habitus. In: *Das Argument – Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* 6, S. 92–95.
- Stelling, Anke (2018): *Schäfchen im Trockenen*. Berlin.
- Stewart, Kathleen (2007): *Ordinary Affects*. Durham.
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim.
- Sutter, Ove (2013): *Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus*. Frankfurt am Main.
- Swinnen, Aagje; de Medeiros, Kate (2018): Participatory Arts Programs in Residential Dementia Care: Playing With Language Differences. In: *Dementia* 17 (6), S. 763–774.
- Thiessen, Barbara (2019): Mutterschaft: zwischen (Re-)Naturalisierung und Diskursivierung von Gender und Care. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden, S. 1141–1149.
- Thon, Christine (2016): Biografischer Eigensinn – widerständige Subjekte? Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 62 (2), S. 185–198.
- Villa, Paula-Irene (2007): *Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol*. In: Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid, Kulturosoziologie und

- Kunstsoziologie (2007/2), S. 9–18. Online verfügbar unter <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:O168-ssoar-204725> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Villa, Paula-Irene (2008): Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: Dies. (Hg.): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld, S. 245–272.
- Villa, Paula-Irene (2011): *Sexy Bodies*. 4. Aufl. Wiesbaden.
- Villa, Paula-Irene (2012): Judith Butler. Eine Einführung. 2., aktual. Aufl. Frankfurt am Main/New York. Online verfügbar unter [http://www.content-select.com/index.php?id=bib\\_view&ean=9783593411262](http://www.content-select.com/index.php?id=bib_view&ean=9783593411262) (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Villa, Paula-Irene (2013): Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen. In: Julia Graf, Kristin Ideler und Sabine Klinger (Hg.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt: Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen, S. 59–78.
- Villa, Paula-Irene (2014): Körper, Geschlecht und Sexualität. In: Jörn Lamla, Henning Laux, Hartmut Rosa und David Strecker (Hg.): *Handbuch der Soziologie*. Konstanz/München, S. 283–300.
- Villa, Paula-Irene (2017): Autonomie und Verwundbarkeit. Das Social Flesh der Gegenwart. In: Ilse Lenz, Sabine Evertz und Saida Ressel (Hg.): *Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten*. Wiesbaden, S. 65–84.
- Vogel, Claudia (2019): Altersarmut, subjektiv betrachtet. Rezension zu »Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen«. Online verfügbar unter <https://www.sozioopolis.de/altersarmut-subjektiv-betrachtet.html> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Vogel, Claudia; Künemund, Harald (2018): Armut im Alter. In: Petra Böhnke, Jörg Dittmann und Jan Goebel (Hg.): *Handbuch Armut. Ursachen, Trends, Maßnahmen*. Opladen/Toronto, S. 144–153.
- Vogel, Claudia; Motel-Klingebiel, Andreas (Hg.) (2013): *Altern im sozialen Wandel: Die Rückkehr der Altersarmut? Alter(n) und Gesellschaft*. Wiesbaden.
- Völker, Susanne; Amacker, Michèle (Hg.) (2015): *Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim.
- Warner, Lloyd; Meeker, Marchia; Eells, Kenneth (1949): *What is Social Class in America?* New York.
- Willisch, Andreas; Eckert, Anna (2012): Fahrrad, Rucksack, Nebenjob. Selbsthilfe im prekären Alltag. In: Andreas Willisch (Hg.): *Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen*. Berlin, S. 150–191.
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld.
- Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (o.J.a): *Durchschnittliche Rentenhöhe von Frauen und Männern 1995–2018*. Online verfügbar unter <https://www.wsi.de/de/einkommen-14619-durchschnittlicher-rentenzahlbetrag-von-frauen-und-maennern-14916.htm> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).
- Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (o.J.b): *Durchschnittliche Rentenhöhe von Frauen und Männern 2023*. Online verfügbar unter <https://www.wsi.de/de/einkommen-14619-durchschnittlicher-rentenzahlbetrag-von-frauen-und-maennern-14916.htm>

wsi.de/de/einkommen-14619-durchschnittlicher-rentenzahlbetrag-von-frauen-und-maennern-14916.htm

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (o.J.c): Gender Pension Gap bei eigenen Alterssicherungsleistungen 1992–2023. Online verfügbar unter <https://www.wsi.de/de/einkommen-14619-gender-pension-gap-bei-eigenen-alterssicherungsleistungen-14920.htm> (letzter Zugriff: 19. März 2025).

Wolf, Sandra; Kunz, Stefan (2017): Die Schuldfrage der Obdachlosigkeit im gesellschaftlichen Diskurs. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 6, S. 111–126. Online verfügbar unter <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/article/view/1081> (letzter Zugriff: 21. Juni 2022).

Zinnecker, Jürgen (2003): »Das Problem der Generationen«. Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text. In: Jürgen Reulecke (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München, S. 33–58.

# Dank

Dieses Buch zu schreiben, wäre ohne die Unterstützung zahlreicher Menschen nicht möglich gewesen. Dafür möchte ich mich an dieser Stelle bei Ihnen bedanken. Allen voran danke ich allen Interviewpartnerinnen dieser Studie, die sich bereit erklärt haben ihre Geschichten zu teilen sowie allen Institutionen und Personen, die uns geholfen haben, miteinander ins Gespräch zu kommen.

Mein besonderer Dank gilt meiner Erstbetreuerin und Forschungsprojektleiterin Irene Götz für ihre wissenschaftliche Begleitung, ihre beständige Unterstützung und ihr Vertrauen in meine Arbeit sowie meinem Zweitbetreuer Stephan Lessenich für seinen kritischen Blick und seine Verlässlichkeit.

Ein großes Dankeschön richte ich an meine Kolleginnen aus dem Forschungsteam, Esther Gajek, Marcia von Rebay, Petra Schweiger und Noémi Sebök-Polyfka für die wertvollen methodologischen und inhaltlichen Debatten sowie die kollegiale Zusammenarbeit.

Johannes Moser sei stellvertretend für meine langjährige und familiäre Zeit am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie gedankt, die vom gemeinschaftlichen und humorvollen Austausch mit den dortigen Kolleg\*innen und Studierenden geprägt war.

Ebenso danke ich den Beteiligten des internationalen Promotionsprogramms Transformations in European Societies sowie Jochen Bonz und den Teilnehmer\*innen der Supervisionsgruppe, für die zahlreichen Anregungen und bereichernden Diskussionen, sowie allen, die mich in verschiedenen Phasen des Promotionsprozesses professionell unterstützt haben – darunter Lisa Riedner für das Drittgutachten und ihre Beteiligung an der Prüfungskommission, Svenja Paulsen für das Lektorat, Carina Müller für die Covergestaltung und schließlich Eva Janetzko und Denis Ott vom

Campus Verlag für die geduldige und freundliche Beratung und Hilfe bei der Veröffentlichung der Dissertation.

Der Deutschen Forschungsgesellschaft danke ich für die Bewilligung des Forschungsprojekts und Teilfinanzierung der Publikation. Für weitere Förderung in Form eines Abschlussstipendiums sowie eines Publikationszuschusses, danke ich außerdem Margit Weber, der Universitätsfrauenbeauftragten der LMU.

Für die Möglichkeit der künstlerischen Auseinandersetzung mit weiblicher Altersarmut, die die Arbeit weiter vorangebracht hat, danke ich Helen Ahner, Maria Berauer, Karin Bürkert, Pola Dobler, Birgit Erbe, Pauline Fusbán, Priscillia Grubo, Shirli Volk, Sara van der Weck, sowie dem F\*AMLab Kollektiv und dem Verein Feministisches Dorfgeflüster.

Für die fachlichen und freundschaftlichen Begegnungen über die Jahre danke ich darüber hinaus: Agnieszka Balcerzak, Alina Becker, Avital Binah-Pollak, Anja Decker, Felix Gailinger, Daniel Habit, Daniel Kunzelmann, Michel Massmünster, Olga Reznikova, Anna Richter, Petra Schmidt, Sabrina Schmitt, Maria Schmitter und Leonie Thal.

Herzlich bedanken möchte ich mich außerdem bei meiner Familie und meinen Freund\*innen – besonders Vera Brandl, Patrizia Brogner, Renate und Michael Fleischer, Marcus Grassl, Anja Haile, Sophie Haile, Cornelia Hinterschuster, Anna König, Leo Maier, Lisa Mießl, Maria Mießl, Inge Rau, Hannah und Stephan Rogosch, Maximilian Schachtner, Sarah Seiler, Laura Sirch, Franziska Turber, Tobias Verbeck und Hannah Zintgraf – fürs Interessieren, Mitfiebern und Anfeuern.

Heidi und Ernst Haile danke ich vor allem für ihren unermüdlichen Einsatz und die Schreibräume, die sich dadurch für mich eröffnet haben. Katharina Dengel danke ich für ihre bedingungslose Fürsorge, Hilde Rau für ihre Empathie, die mich bis zuletzt nachhaltig beeindruckte. Rebekka, Ilse und Jörg Rau danke ich für ihren ansteckenden Optimismus, ihre Offenheit und ihren ermutigenden Glauben an mich und meine Ideen. Mein Dank gilt nicht zuletzt Janosch und Pauline: Ihr habt mich stets geerdet und daran erinnert, was wirklich zählt.

Zutiefst dankbar bin ich schließlich Hannes Haile – nicht in Worte zu fassen – und meinen Freundinnen und Wegbegleiterinnen Miriam Gutekunst, Isabel Klein und Nina Reggi, die mich intellektuell und emotional durch diese intensive Zeit getragen, ermutigt, inspiriert, mit mir gekämpft und gelacht haben. Ohne Euch hätte ich es nicht geschafft.

Am Ende angelangt und mit Blick zurück bin ich ganz grundsätzlich dankbar für die Möglichkeit, diesen für mich nicht selbstverständlichen Weg gegangen zu sein – für die Erkenntnisse und Perspektiven, die sich mir im Laufe des Prozesses eröffnet und mein Denken sowie mein Schreiben verändert haben, und ich hoffe, etwas davon weitergeben zu können.

*Alexandra Rau*

*München, 23.07.2025*